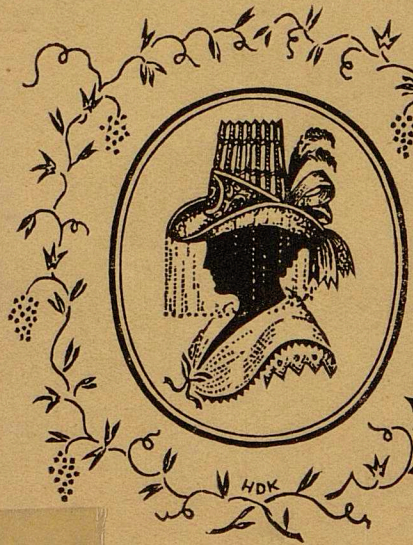
FELIX PHILIPPI



LOTTE HAGEDORN

88/83/17069 (5)

Ullstein-Bücher

Eine Sammlung zeitgenössischer Romane

Lotte Hagedorn

Ein Roman aus Alt-Berlin

von

Felix Philippi

Im Verlag Ullstein / Berlin

Universitätsbibliothek
Freie
Universität
Berlin

88/83/17069 (5)

Alle Rechte, einschließlich des Rechts der Übersetzung vorbehalten
Amerikanisches Copyright 1916 by Ullstein & Co., Berlin
Printed in Germany

Am Himmelfahrtstage des Heilsjahres 1869 trat aus dem der Behrenstraße gerade gegenüberliegenden Hause, Wilhelmstraße 71, der königlich preußische Kommissionsrat Herr August Franz Schlegel. Mit raschem und geübtem Blick prüfte er den strahlenden Himmel auf seine unbedingte Zuverlässigkeit und schritt dann langsam, würdevoll und steif, wie alle Vormittage, den Linden zu. Ja, was nützt da alles Verschleiern- und Verheimlichen- und Beschönigenwollen: ich kann doch nicht gleich in den ersten Zeilen der Wahrheit ein Schnippchen schlagen und mich um meinen ganzen Kredit bei den Lesern bringen. Er war Kommissionsrat. Nicht Kommerzienrat. Und, wenn mich mein Gewährsmann gut unterrichtet hat: Herr August Franz hätte für den Tausch der wenigen Buchstaben von Herzen gern und in verschwenderischer Freigebigkeit das gesamte Rothschildsche Vermögen (unter keinen Umständen aber sein eigenes) hergegeben. Am 2. November 1868 hatte er sich noch als völlig unbescholtener Mann niedergelegt, ahnungslos und heiter in die Zukunft blickend, und am nächsten Morgen war das Unglück geschehen. Kalt und roh hatte ihm der Briefträger in einem rekommandierten, mit königlichem Siegel verschlossenen Schreiben das Todesurteil auf den mit vom Hofbäcker Jung gelieferten mürben Hörnchen und Zwieback gezierten Kaffeetisch gelegt. Seine Hausehre, die liebe Frau Wilhelmine aus der wohlhabenden Butterdynastie Giesebrecht am Hackeschen Markt, hatte dem Unglücklichen mit milden und klugen Worten Trost zuzusprechen versucht; seine beiden Töchter, Frau Marie Christiani und Frau

Lotte Hagedorn, die auf die Schreckenskunde sofort herbeigeeilt waren, bezeigten schonend und in aufrichtigem Mitgefühl ihr kindliches Beileid; seine Schwiegersöhne drückten ihm wie bei einer Beerdigung stumm und mit schmerzlichem Augenaufschlag zum ungerechten Himmel die Hand; die Dienstmädchen aber, ein paar kolossale Trampel aus der Uckermark, die aus den verstörten Mienen ihrer Herrschaft lasen, daß ihren Herrn wohl ein schwerer Schicksalsschlag getroffen haben müßte, suchten im „Briefsteller für Liebende" und im „Traumbuch" über die Bedeutung des jedenfalls grausiges Unglück verkündenden Wortes „Kommissionsrat" sich zu unterrichten. Zwischen Kommißbrot und Kommode hätte es doch unbedingt stehen müssen ... Aber was nützte da alles Mitgefühl und alle Trauer ... Herr August Franz Schlegel, geboren 1810 zu Berlin als Sohn rechtschaffener Leute, war königlich preußischer Kommissionsrat geworden! Wie ein Lauffeuer eilte die Nachricht durch alle Portierstuben der Wilhelm- und durch alle Grünkramkeller der Behren-, Kanonier- und Mauerstraße. Und alle diese Menschenfreunde, die bis zu dem großen Tage auch nicht in den geringsten Beziehungen zu dem von seinem Landesvater so hoch Geehrten gestanden, waren herbeigeeilt und gratulierten und holten sich als wohlverdientes Trinkgeld ihre zwei „jute Jroschen" ab. Am empfindlichsten aber traf das Schlegelsche Familienoberhaupt die Kollektivdepesche, in der vier bekannte Berliner Theaterdirektoren in nicht übertrieben gewähltem Deutsch, aber in schöner Brüderlichkeit Herrn Franz August Schlegel als ihren lieben Kollegen begrüßten. Man denke: er, Herr Schlegel, bis vor einem Jahre Mitinhaber der geachteten Maklerfirma für Immobilien Schlegel & Danieli, Königstraße 11, zahlendes Mitglied der Therburgschen Ressource, Abonnent des Königlichen Schauspielhauses, Stammgast am runden Tisch der Habelschen Weinstube: er ein „Kollege" dieser Theatermenschen, dieser stadtbekannten komischen Figuren, deren sprachliche Entgleisungen

ganz Berlin belustigten! Ueber die Gründe der jähen Standeserhöhung schwirrten die verschiedenartigsten Gerüchte durch die Luft. Während die einen behaupteten, daß Herrn Schlegels schon unter Friedrich Wilhelm IV. und unter König Wilhelm I. bei jeder Gelegenheit bekundeter waschechter preußischer Patriotismus ihm die unerwartete Ehre eingetragen habe, wollten weniger gemütvolle Beurteiler wissen, daß eine bisher unbekannt gebliebene Heldentat vom dankbaren Staate belohnt worden sei. Herr August Franz Schlegel habe einen Ihrer königlichen Hoheit der alten Prinzeß Karl gehörenden Dackel in der Wilhelmstraße mit Lebensgefahr den Tatzen eines rohen, bürgerlichen Schlächterhundes entrissen. Nur wenigen Intimen war die Wahrheit bekannt. Es war nicht ein Dackel gewesen, sondern ein Bologneser. Und der gehörte nicht der alten Prinzeß Karl, sondern der jungen Prinzeß Friedrich Karl. Diese historische Tatsache endlich einmal zu konstatieren, halte ich als anständiger Mensch für meine Pflicht, damit nicht etwa aller Wahrheit hohnsprechende Entstellungen zukünftigen Geschlechtern überliefert werden ...

Langsam, würdevoll und steif schritt also Herr Kommissionsrat am Himmelfahrtstage die Wilhelmstraße herunter. Mit seinem regelmäßig geschnittenen, glattrasierten und rosigen Gesicht, mit seinem etwas gravitätischen Gang mochte man ihn etwa für einen pensionierten Hofschauspieler halten. Seine Haare erfreuten sich noch eines schönen und tiefen Goldglanzes, wenn nicht die kunstvoll gekräuselten, ein bißchen gar zu rötlichen Schläfenhaare niederträchtigen Verrat geübt hätten, über den der Hoffriseur Dondorf wohl hätte Auskunft geben können. Aber — das war ja allgemein bekannt — im Vergleich zu Herrn Dondorfs Verschwiegenheit war ein Grab eine Kaffeegesellschaft ... Herr Schlegel trug einen stark geschweiften hellgrauen Zylinder, wie er denn überhaupt für seine beinahe sechzig Jahre ein bißchen zu jugendlich gekleidet war. So etwa wie einer, der noch gerne den verfluchten Kerl gespielt hätte.

An der Straßenmündung blieb er stehen und freute sich als alter Berliner stolz des ihm so wohlbekannten und dennoch immer wieder schönen Anblicks. In hellflimmerndem Licht lag die herrliche breite Straße vor ihm. Zu Ehren des festlichen Tages gab die Sonne heute eine Galavorstellung. Die uralten Bäume, golden durchleuchtet, wiegten sich von den untersten Zweigen bis zu den Kronen im kosenden, schmeichlerisch fächelnden Sommerwind. ‚Du lieber Gott!' dachte sich Schlegel, ‚was haben diese ehrwürdigen Linden und Kastanien nicht schon alles gesehen, was haben sie nicht schon alles erlebt, seitdem der Große Kurfürst so um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts sie hierher verpflanzt hatte! Freude und Trauer, Glück und Unheil, Erniedrigung und Erhebung, Knechtschaft und Befreiung waren in wechselvollem Laufe an diesen Bäumen vorübergezogen: vorüber die Oktobertage 1806, als Napoleon an der Spitze seiner siegreichen Truppen durch den Mittelweg geritten war, vorüber die Märztage 1848, in denen der König und sein Volk in argen Zwist geraten waren, vorüber der glanzvolle Tag, an dem Wilhelm der Erste, siegreich und ruhmgekrönt, mit dem Kronprinzen und dem Prinzen Friedrich Karl, mit seinen Paladinen Bismarck und Moltke, mit Roon und Steinmetz, mit Falckenstein und Voigts-Rhetz, umjubelt von seinen Berlinern, unter den sich ehrfurchtsvoll neigenden Lindenbäumen eingezogen war in seine Hauptstadt ... vorüber ... vorüber ...'

Herr Schlegel — wir wollen ihm nun nicht jedesmal etwas am Zeuge flicken und ihm nur bei besonders passenden Anlässen den vermaledeiten Kommissionsrat unter die Nase reiben — Herr Schlegel hatte den grauen Zylinder abgenommen und hatte sich in den Schatten einer einem mächtigen Weihnachtsbaum gleichenden, mit weißen Kerzen besteckten Kastanie gestellt. Die Sonne leuchtete und strahlte über Mittel- und Reit-, Fahr- und Fußwege, sie loderte über den Häusern, sie flammte auf den Dächern, sie umriß mit goldenem Glanz die eisernen plumpen

Barrieren, sie glühte auf den Tausenden Fensterscheiben, sie funkelte auf den Helmspitzen und Uniformknöpfen der Schloßwache, die mit Dschingdratata und Trommelschlag, begleitet von einer buntfarbigen Menge, die Linden entlangmarschierte. Und ganz am Ende der Triumphstraße, hinter dem durch die klare Sommerluft reitenden Alten Fritz, tauchten die Umrisse des stolzen Königsschlosses in ihrer majestätischen grauen Massigkeit auf. Herr Schlegel ging, wie jeden Vormittag, über den Damm zum Optiker Petitpierre, um dort den großen, jedem Berliner Kind bekannten Barometer nach des Wetters Gunst oder Ungunst zu befragen, und schlenderte dann langsam den breiten Mittelweg entlang. Früher hatte er die beiden von Häusern umsäumten Seiten bevorzugt. Seitdem er aber hüben auf der Terrasse von Spargnapani und drüben an der Kranzler-Ecke mehrere Male seinen früheren Sozius, Herrn David Danieli, getroffen, hatte er, um jeder lästigen Begegnung mit seinem „Todfeind" auszuweichen, die goldene Mittelstraße gewählt.

Dann spazierte er, sich an dem Gewühl der heiteren, geputzten Festtagsausflügler, an den mit Fahnen besteckten Kremsern, an den eleganten Landauern und Berlinen, an den vollgepackten Rosenbergschen Droschken, an den von Spreewälder Ammen gezogenen Kinderwagen freuend, bis zur Akademie, um dort seine Uhr zu stellen, und ging gemächlich hinüber nach der Habelschen Weinstube, wo er mit dem Glockenschlag Zwölf einzutreffen pflegte. Dort hatte er sich in unermüdlichem, jahrelangem Werben seinen festen Platz am Stammtisch der Generale und „großen Tiere" ersessen. An diesem nicht sehr aufregenden, aber die Leere der Vormittagsstunden ausfüllenden Programm hielt er, seitdem er im vorigen Jahre aus der Firma Schlegel & Danieli ausgeschieden war, beinahe unverrückbar fest. Beinahe! Denn — der Wahrheit die Ehre! — manches Mal störte irgendein hübsches, zierliches, hochgeschürztes weibliches Etwas, das gerade vor ihm wippte und hüpfte, seine Kreise, und Herr

Schlegel verlor sich dann unter der geübten Führung einer allerliebsten Krinoline in irgendeiner Querstraße der Friedrichstraße. An diesem edlen und durchaus lobenswerten Vorsatz störte ihn, als er gerade in die Charlottenstraße einbiegen wollte, um einem brandroten Lockengewirr Gefolgschaft zu leisten, vor Meinharts Hotel ein ebenso dicker als in diesem Augenblick vollständig überflüssiger Herr, der ihm entgegenschrie:

„Morjen, Herr Kommissionsrat, haben Se schon det Neueste jehört? Von Danielin? ... Ich sare Ihnen: umfallen wer'n Se ... hat doch det Irundstick in de Bellallianksstraße, wat er erst vorichten Herbst für 52 000 Dahler jekooft hatte, heut morjen verkloppt. Und wissen Se: for wieviel? Vor hundert Mille! ... Wird uff en Brett ausjezahlt! So'n Dusel. He?"

„Unsinn!" erwiderte Herr Schlegel, der noch schnell dem roten Chignon einen wehmutsvollen Abschiedsblick nachsandte, „binden Sie doch solche Bären auf, wem Sie wollen ... aber nicht mir!"

„Wenn Sie's nich jlauben wollen, fraren Se doch Lichtensternen, sitzt bei Habeln fleich an de Dühre links ... Ich sare Ihnen, hundert Mille! Fein mit Ei!"

„Und", höhnte etwas gezwungen Herr Franz August, „kennen Sie auch den Idioten, der es gekauft hat?"

„Der Jeheime Justizrat von Meisenbach hat's im Auftrage jekauft ... soll'n Waisenhaus hinkommen oder so wat ... Morjen, Herr Kommissionsrat!"

Schlegel stand still und blickte einen Augenblick mit gerunzelter Stirn in die Ferne. Und dann sah er wahrhaftig noch, wie der dicke Kerl, der ihm diesen Dolchstich versetzt hatte, als schnellentschlossener Ersatzmann dem roten Chignon auf den Fersen folgte ...

Bei Habel traf er wirklich in dem nur von einer Gasflamme erhellten Zimmer gegenüber dem Schenktisch den Häuseragenten Lichtenstern und ließ sich von ihm die abenteuerlich klingende

Nachricht bestätigen. Eine Frau Arendt, geborene Köppen, aus der Schellingstraße habe das Grundstück um diesen exorbitanten Preis erworben, um dort zum Gedächtnis an ihre vor vier Jahren verstorbene Tochter Cornelie ein wohltätigen Zwecken gewidmetes, sehr umfangreiches Haus zu errichten.

Herr Schlegel setzte sich an den Stammtisch, aber sein ihm sonst so mundender „Kutscher" schmeckte heute verdammt sauer.

Ein alter, tauber General, ein boshaftes Luder, trank ihm zu und schrie, als ob ihm die ehrenvolle Aufgabe zuteil geworden wäre, die ganze preußische Armee zu kommandieren:

„Prost, Herr Kommissionsrat!" und die übrigen Herren Generale und „hohen Tiere" fielen im Chor ein, daß die Fensterscheiben nur so zitterten:

„Prost, Herr Kommissionsrat!"

Auch das noch! Der glänzende Verkauf des Grundstücks, an dem er nicht mehr beteiligt war, die verunglückte Himmelfahrt nach einer der Querstraßen der Friedrichstraße und nun noch „Herr Kommissionsrat!" Ein bißchen viel auf einmal ... pfui Teufel! ...

Währenddessen hatte Frau Wilhelmine Schlegel, geborene Giesebrecht, in ihrer aus sechs Stuben bestehenden Wohnung herumhantiert. Sie hatte, wie es einer soliden Berliner Hausfrau zukommt, mit dem Schlüsselkorb am linken Handgelenk, im Schlafrock, mit der Morgenhaube auf dem Kopf, den Staub gewischt, hatte den großen „Trumeau" zwischen den Fenstern noch einmal angehaucht und mit einem Lederlappen abgerieben, hatte die messingenen Ofentüren geprüft, ob sie auch „blitzblank" wären, hatte dann nach dem üblichen „Trantsch", den sie der Köchin machte, weil die schon wieder nicht die feiertägliche zwölfpfündige Kalbskeule genügend begossen hatte, sich auf eine halbe Stunde in ihr Privatleben, das heißt in ihr Schlafzimmer,

zurückgezogen und setzte sich endlich, zufrieden mit ihrem Tagewerk, auf den teppichbelegten Tritt am zweiten Fenster ihrer „guten Stube". Deren Einrichtung war die übliche. Grüne Sammetmöbel mit den selbstgehäkelten Schutzdecken, auf dem runden Mahagonitisch vor dem Sofa ein Glasbehälter mit einem melancholischen Goldfischehepaar und ein paar Photographiealbums, der „Sekretär", die „Servante", hinter deren Scheiben Nippes aus Porzellan und Alabaster, zwei silberne Leuchter (Hochzeitsgeschenk!), der silberne Myrtenkranz und der sonstige im Lauf der Jahre angesammelte Schnickschnack schlummerten. Dann in der Ecke drüben der mit einem gestickten Lambrequin geschmückte, ein bißchen wacklige Blumentisch, unter dessen einen zu kurz geratenen Fuß stets ein Stück Papier geklemmt war. In dem grün angestrichenen Einsatz führten ein betrübter Gummibaum, eine sorgenvolle Fuchsie, eine trübselige Kamelie und ein völlig mißglückter Entwurf zu einem Rhododendron ihr melancholisches Dasein. Am anderen Fenster eine Efeulaube mit einem Käfig, in dem „Hänschen" sein Wesen trieb, aß, trank und verdaute, freundliche Besucher, die sich teilnahmsvoll nach seinem Befinden erkundigen wollten, anspritzte und dafür niemals sang. An den Wänden Daguerreotypien, die Töchter Marie und Lotte als Kinder, und einige Oelbilder, den längst in die Gefilde der Seligen eingekehrten Herrn „Hofbutterlieferanten" Emil Anton Giesebrecht und Gemahlin darstellend. Von der Decke herab schwebte eine mit Bronzefarbe angestrichene Holzkrone und in des Kachelofens Nähe das Amen in der Kirche: der Perlenklingelzug.

Nur in einem unterschied sich diese Alt-Berliner konservative Einrichtung von den in allen guten Bürgerhäusern üblichen: vom Sekretär herab grüßte die Gruppe der Grazien. Nicht etwa aus edlem karrarischem Marmor, sondern aus ganz gemeinem Berliner Gips. Sie stammte noch aus dem Elternhause am Hackeschen Markt. Diese außerordentlich ökonomisch bekleideten

Damen hatten in der Ehe der Eltern unausgesetzten Anlaß zu Verstimmung und Aerger gegeben. Frau Schlegels brave Mutter konnte nun einmal die drei „nackigten Frauenzimmer", die ihr Mann aus seiner Junggesellenzeit als Heiratsgut mit in die Ehe gebracht hatte, nicht „riechen", während Herr Emil Anton Giesebrecht für diese Damen, deren Nasen und sonstige freundliche Erhöhungen schon damals scheußlich bestaubt waren, etwas übrig hatte. Mutter Giesebrecht konnte sie nicht leiden, weil ihr weiblicher Instinkt ihr sagte, daß ihr Gatte täglich zu ganz überflüssigen Vergleichen zwischen ihrer eigenen Gliederpracht und den drei „Nackedeis" herausgefordert würde, Vergleichen, die, wie sie sich selbst ebenso ungerecht wie schonungslos eingestand, nicht zu ihren Gunsten ausfallen und ihren Lebensgefährten wahrscheinlich auf abschüssige Bahnen treiben mußten.

Frau Wilhelmine saß am Fenster, prüfte Bettlaken, Hand- und Staubtücher, Bezüge und Servietten auf ihre bei jeder Wäsche zunehmende Durchsichtigkeit und blickte auf zu den Charitinnen, von denen zwei ihr den Rücken in seiner ganzen natürlichen Länge zuzudrehen für taktvoll hielten. Sie ließ ein mit W. S. in rotem Garn gezeichnetes Tischtuch in den vor ihr stehenden Korb fallen und blickte ein Veilchen vor sich hin. Dann sah sie unwillkürlich in den Fensterspion und sah im Spiegel ihr eigenes Bild. Und war zufrieden. Mit Recht. Na ja, ein bißchen füllig war sie ja im Laufe der Jahre geworden. Vier Kinder hatte sie geboren, von denen ihr nur noch zwei, die Marie Christiani und die Lotte Hagedorn, lebten. Die immer sitzende Lebensweise, die verdammten Reispuddings, Flammeris und Schokoladenaufläufe, die immer mehr ausgedehnten „Viertelstündchen" nach Tisch hatten ja unverkennbare Spuren zurückgelassen. Aber hatte sie etwa kein Recht, ein bißchen Fett anzusetzen? Mit fünfzig Jahren? Sie hatte doch nicht die geringste Verpflichtung und auch wahrhaftig nicht den geringsten Ehrgeiz, in Gips und Naturzustand Pose zu stehen wie die drei da oben.

Ja! Frau Schlegel war mit dem Bilde, das sie da im Spiegel sah, ganz zufrieden. Denn sie war eine noch immer sehr hübsche Frau. Aus ihrem feingeschnittenen Gesicht strahlten ein paar liebe, gütige und kluge Augen. Die über manches, was ihr das Leben oder richtiger ihr Mann an Enttäuschungen beschert hatte, mit sicherem Verstand hinweggeblickt hatten.

Frau Schlegel öffnete die eine untere Scheibe der nach außen gehenden Fenster, befestigte den etwas quietschenden, altersschwachen Haken und ließ die warme Sommerluft in den behaglichen Raum strömen. Dann prüfte sie ein Bettlaken auf Herz und Nieren, hielt es gegen das helle Licht und ließ es, in Gedanken versunken, in den Korb fallen.

Ja! Ihre Augen hatten, weiß es der Himmel, in ihrer Ehe oft genug über manches hinwegsehen müssen. Wie zahllose Male hatte sie vermitteln und Schäden ausbessern müssen, die ihr Mann mit seinem Jähzorn, seinem Dünkel und Eigensinn angerichtet hatte. Wie oft war's ihr gelungen, Beleidigte zu besänftigen, aber wieviel öfter sah sie erprobte und bewährte Freunde sich abwenden, die die törichte Rechthaberei ihres August Franz verletzt und gekränkt hatte. Manches Mal hatte es sich ja nur um Lappalien gehandelt, viele Male aber auch um wichtige, in sein und natürlich auch in ihr Leben einschneidende Dinge. So namentlich diese vertrackte Geschichte mit David Danieli ... Und sie seufzte tief. Und trotzdem ihr in den sechsundzwanzig Jahren ihres Zusammenlebens doch einigermaßen Gelegenheit geboten war, ihren Lebensgefährten zu beobachten ... sie war bis zum heutigen Tage noch nicht dahintergekommen, ob all das bei ihm bösem Willen, Ueberhebung und lächerlichem Unfehlbarkeitsdünkel entsprang oder ganz einfach geistiger Beschränktheit oder richtiger ... Dummheit. Es fehlte ihm ja auch nicht an guten Seiten. Er war ihr eigentlich immer artig und respektvoll begegnet, er hatte den Mädchen — namentlich der begabten Lotte — die beste Erziehung angedeihen lassen und ihnen die

vorzüglichsten Lehrer gegeben, und er hatte wohl auch sein Haus, wenn er einmal die Augen schließen würde, wenn auch keineswegs reich, so doch immerhin ganz ordentlich bestellt; aber ... aber ... es hatte von ihrer Seite eine himmlische Geduld dazu gehört, alle diese Launen und Verbissenheiten und Unberechenbarkeiten zu ertragen ... wahrhaftig! ... sie verdiente für diese sechsundzwanzig Jahre die Tapferkeitsmedaille. Ja, ja! wenn sie so zurückdachte an ihre himmelblaue Jugend am Hackeschen Markt ... an die selige Zeit ihrer ersten und so heiß erwiderten Liebe ... Gott! er war ein armer Teufel, der Herr Kandidat, der ihrem um ein Jahr jüngeren Bruder Hermann Nachhilfeunterricht im Lateinischen, Griechischen und Französischen, in der Mathematik, Geschichte und anderen Unannehmlichkeiten, die Stunde um zweieinhalb Silbergroschen, gegeben hatte ... er machte Gedichte, sehr schöne, ihr gewidmete Gedichte ... und als eines Tages ihr Vater hinter die Geschichte kam, flog der Poet zum Tempel hinaus, und die so warm empfundenen Gedichte, die von ewiger Liebe kündeten, fand sie am nächsten Morgen in einem sehr, sehr kleinen Kabinett an einem sehr, sehr großen Haken aufgespießt ... Ein königlicher Hofbutterlieferant, der ein Haus am Hackeschen Markt hatte, und ein Kandidat, der in der Schönhauser Allee im vierten Stock des Hinterhauses Gedichte machte! ... Ja, da gab's Tränen, heiße Tränen ... Der Jugendtraum war zu Ende! ... Und eines Tages erklärte Herr Giesebrecht, daß heute mittag ein Herr, namens Franz August Schlegel, seinen Besuch machen würde, daß ihr besagter Herr zu gefallen und daß sie ihn zu heiraten habe ... Basta! Und müde und mürbe hatte sie endlich, endlich ja gesagt und war Frau Schlegel geworden. Der Herr Kandidat aber war heute ein berühmter, sehr berühmter Mann, an dessen Seite sie gewiß viel, viel glücklicher geworden wäre. Und dann sah sie einen Augenblick an den Teppich und dachte sich, wie

sich doch alles, alles im Leben wiederholt, und wie doch auch ihre Lotte . . .

Ein Sonnenstrahl, dessen Stäubchen im Lichte tanzten, fiel ins Zimmer und gerade auf Lottens an der Wand hängendes Bild, das wie in Gold getaucht schien. Ja, die Lotte!

‚Ob's wohl Mädchen oder Frauen gibt,' dachte Frau Schlegel, ‚die sich aus ‚unglücklicher Liebe' wegstehlen, oder ob das nur in Büchern steht? Gewiß gibt es das. Ist's doch erst vor einigen Jahren geschehen. Dieses Fräulein Cornelie Arendt aus der Schellingstraße hat's doch getan. Denn daß sie auf der Rousseau-Insel verunglückt ist, wie ihr damals ihr Hausarzt, der Geheimrat Schlüter, erzählt hatte . . . davon glaubte sie kein Wort. Es war doch trotz aller Heimlichtuerei durchgesickert. Fräulein Arendt hatte einen, dessen Name nicht zu erfahren war, geliebt, und da sie nicht zusammenkommen konnten, hatte sie den Tod gesucht. Ist das nun Mut? Oder ist's Feigheit?' . . .

Trampel Numero zwei, Emilie Schwiebus aus Neustadt bei Grantow, Post Malchow, in der Uckermark, trat ein, und unter ihren soliden Tritten zitterte die ganze Stube. Emilie war eine Mitleidsangelegenheit; ihr Fräulein Mutter war Lottens Amme gewesen. Emilie, das liebliche Geschöpf, schwer und stark wie ein Ackergaul ihrer Heimat, hatte verweinte Augen. Sie legte auf Frau Schlegels Nähtisch die mit Fettflecken reich garnierte „Gartenlaube".

„Warum hast du denn gebrüllt? Hast du mal wieder etwas zerschlagen?"

„Nee, Frau Kommissionsrätin!"

„Du sollst nicht immer sagen ‚Frau Kommissionsrätin' . . . Du weißt doch, daß es der Herr nicht leiden kann. Du sollst sagen ‚Frau Rätin'. Hast Du mich verstanden?"

„Jewiß, Frau Kommissionsrätin!"

Und Frau Schlegel mußte doch heimlich lächeln über diese sehr ungenügenden Erziehungsresultate.

„Nee, zerteppert hab' ick nischt."

„Ist dein Vater gestorben?"

„I, wo wird er denn!"

„Deine Mutter?"

„Se denkt ja jar nich dran!"

„Na also, was gibt's?" und Frau Schlegel wurde doch schon etwas kribbelig.

„Nee, Madam, die Jeschichte, wo da drin steht . . . nee, Reichsfräfin Jisela . . ."

„Mach', daß du 'rauskommst!"

„Nee, so'n scheener Mann und dabei so'n Ruppsack!"

„Sage mal Fräulein Riese, sie soll 'reinkommen . . . Fräulein Riese!"

Eine zirpende Stimme antwortete aus dem Nebenzimmer, und eine kleine, verschrumpelte, bucklige Person trat auf die Schwelle. Fräulein Betty Riese war Silberverwahrerin, Wäschebeschließerin und Materialverwalterin im Schlegelschen Haushalt. Sie besserte aus, flickte, nähte, plättete, strickte, las vor, spielte Domino, Besig, Lomber und Pikett, ging alle Sonntage in die Kirche, und wenn sie gereizt wurde, sang sie auch mit ihrer dünnen, piepsigen Stimme. Die Hauptnummern ihres Repertoires waren: „Ich grolle nicht" und „Der Eichwald brauset". Manchmal gab sie auch noch den „Erlkönig" dazu.

„Fräulein Riese," sagte Frau Schlegel, „jetzt ist's bald Zwölf . . . punkt drei Uhr wird gegessen. Sagen Sie das Luisen. Decken Sie im ‚Stall'. Das große Damastgedeck mit dem Jagdzug. Für . . . warten Sie mal: wieviel Personen sind wir denn?" Und sie zählte an den Fingern: „Mein Mann und ich sind zwei . . . Christianis mit der Bonne fünf, macht sieben . . . Hagedorns drei, die Kinderfrau Pine macht elf

. . . und Sie. Also zwölf Personen. Zwei Flaschen Markgräfler. Das genügt. Und für Herrn Hagedorn natürlich eine Flasche Rotwein . . . aber von dem besten."

Fräulein Riese trippelte hinaus, und der Trampel schwebte von dannen, daß die Fensterscheiben klirrten, Hänschen im Bauer umherflatterte und das Goldfischehepaar in wilder Flucht hinter einem moosbewachsenen Felsstück Rettung suchte.

Frau Schlegel sah wieder zum Fenster hinaus. Wahrhaftig! ein Gutes hatte der sonst so übereilte, ganz unvernünftige Austritt ihres Mannes aus der soliden und blühenden Firma Schlegel & Danieli gezeitigt: sie war endlich aus der alten Murksbude da unten in der Königstraße, auf deren Hof sich das Kontor befand, herausgekommen. Im Dom, diesem schlichten, nüchternen, echt preußischen Gotteshaus, hatte der Hofprediger Ehrenberg sie 1843 getraut und hatte ihr schöne Worte mit auf den Lebensweg gegeben, und Grell hatte den Chor dirigiert. Und das Hochzeitsmahl mit den Tragantgruppen und dem Kranzlerschen Baumkuchen wurde im Café National Unter den Linden 23 abgehalten, und dann stand plötzlich die mit weißem Atlas ausgeschlagene Hochzeitskutsche mit dem angeheiterten Lohndiener Brösemann auf dem Bock vor dem Hause Königstraße 11. Und während sie an der Seite ihres verliebten Mannes die schon damals knarrende Treppe hinaufstieg, wußte sie, daß nun ein neues Leben für sie beginnen würde. Im Parterre befand sich die Delikateßwarenhandlung von Deicke, die dort ihre Schätze an Kaviar, Austern, Hummern und frischen Gemüsen feilbot, in der Beletage wohnte der Sozius ihres Mannes, David Danieli, mit seiner jungen Frau und im zweiten Stock sollte und wollte sie auch glücklich werden. So gut es eben ging mit der Liebe zu dem anderen im Herzen . . . Nun war sie mitten in Alt-Berlin. Zuerst gefiel ihr der Umzug vom Hackeschen Markt nach der Königstadt ganz gut. Alles war ihr neu, alles interessierte sie. Aber nach und nach,

als all das alte Gerümpel um sie her des Reizes der Neuheit entbehrte, mißfiel ihr alles gründlichst und interessierte sie gar nicht mehr. Sie konnte sich nicht an das Gepolter der durch den niederträchtig gepflasterten, immer zugigen Torweg dröhnenden, mit Kisten beladenen Wagen gewöhnen, nicht an das Brüllen und Schimpfen der Rollkutscher, nicht an die auf dem Hofe ewig wimmernden Leierkästen. In ihre Vorderwohnung drang kaum jemals ein Sonnenstrahl. Und immer ausgetretener wurden die Treppenstufen und immer blanker das Geländer, auf dem die Kinder jubelnd herunterrutschten, und immer mehr fiel der Mörtel von den Wänden des Treppenhauses. Und wenn sie wirklich zum Fenster hinaussah: immer wieder die alten murksigen, engbrüstigen Häuser, von denen das eine immer das andere stützen zu wollen schien, die ewig hohen verräucherten Schindeldächer, und überall hüben und drüben, rechts und links, oben und unten die Schilder Rosenbaum & Meyer, Meyer & Cohn, Kohn & Levy, Levy & Levin, Levin & Tobias. Und dann all diese gräßlichen Gerüche von Leder, Fett, Wolle, Kohlen, Spiritus, Tabak, Seife und wieder Wolle und wieder Leder, und nach der Frankfurter und Leipziger Messe war die ganze Straße übersät mit Strohhalmen aus den expedierten und zurückgekommenen Kisten. Nur der Mittag bot ihr einen freundlichen Augenblick. Wenn das Glockenspiel von der uralten Marienkirche am Neuen Markt und von der lieben Parochialkirche in der Klostergasse herübertönte . . . dann träumte sie wohl so ein bißchen vor sich hin und ihre Gedanken wanderten dann durch die Burgstraße über den Monbijouplatz und vorbei am Elternhause durch die Rosenthaler Straße und machten endlich, endlich halt vor einem alten Hause in der Schönhauser Allee . . . Ja, dieses Alt-Berlin!

Sapperlot, das war doch etwas anderes hier in der vornehmen Wilhelmstraße, in der sich Frau Schlegel wie verzaubert vorkam. Dort Dunkelheit, hier Licht, dort Getöse, hier

Ruhe, dort niemals rastende Arbeit, hier immerwährender Feiertag. Von ihrem Fenster aus konnte sie die ganze lange Behrenstraße bis zur Kuppel der Hedwigskirche hinunterblicken, konnte sie mit Hilfe ihrer Schildpattlorgnette bei den Frühjahrs- und Herbstparaden die Garderegimenter, die vom Tempelhofer Feld zurückkamen, die Behrenstraße durchqueren sehen. An das ruppige Pflaster der Königstraße, auf dem jeder Wagen dröhnte und rasselte, konnte und konnte sie sich in den fünfundzwanzig Jahren nicht gewöhnen; in der Wilhelmstraße dämpften breite Granitplatten auf dem Damm jedes Geräusch. Nur der Ruf „Sand! Sand!", der alle heilige Zeit mal von unten heraufdrang, das leise Summen des Scherenschleiferrades, das Kreischen des Brunnenschwengels drüben am Halteplatz für zwei Rosenbergsche Droschken, der gleichmäßige Schritt der Wache vor dem benachbarten Palais des Prinzen Georg oder das leise Rollen eines die Rampe hinauffahrenden Hofwagens unterbrach die tiefe Stille. Bald war Frau Schlegel alles bekannt, alles vertraut, alles lieb geworden. Dort drüben in dem großen schwerfälligen Eckhause wohnte der weltberühmte Augenarzt, dieser wunderschöne bleiche Mann mit dem Heilandskopf, ein paar Häuser weiter, Behrenstraße 69a, sah sie jeden Morgen die mit zwei Schimmeln bespannte Doktorkutsche ihres Hausarztes, des Geheimrats Schlüter. Sie kannte jeden Nachbar, seinen Namen, seine Verhältnisse, seine Gewohnheiten. Ja, weiß es der Himmel, das war doch hier etwas anderes als in der alten Königstraße, in der sie sich täglich über Frau Eisenbergers (Eisenberger & Breslauer, Leder en gros) neuen Plüschmantel oder Frau Valentins im Ausverkauf von Büxenstein in der Breiten Straße geramschten Long-Châle ärgern durfte. Hier lohnte es sich auch der Mühe, aus dem Fenster zu sehen: alle die eleganten schönen Frauen der Gesandten und Minister, alle die Räte, die nebenbei bei Bismarck arbeiteten und selbst an Wochentagen die spiegel-

blanken Zylinder trugen. Sie brauchte ja wahrhaftig nur die Nase zum Fenster hinauszustrecken, und immer fuhr ein von schwarzen Trakehnern gezogener karmoisinroter Hofwagen vorüber oder des Prinzen Karl Equipage, auf deren Bock der von allen Küchendragonern geliebte Mohr thronte. Und nun gar zu Neujahr und am 22. März die hohen Galakutschen mit den Kutschern und Lakaien, die, weiß es Gott, am hellen lichten Tage Perücken trugen. Und an des Königs Geburtstag brannten sogar, ganz wie bei all den benachbarten Gesandschaftspalais, die beiden Laternen, die rechts und links die zu ihrer Haustüre führende Steintreppe flankierten.

Und war es vielleicht kein Vergnügen, von den rückwärts gelegenen Zimmern, die eine köstliche Aussicht in all die alten Parks der prinzlichen Palais boten, in ihren roten Jacken alle die hübschen Stallknechte zu sehen, die die Hofwagen abwuschen und die Pferde striegelten? Und war es vielleicht keine Augenweide, den Adjutanten des Prinzen Georg, den bildschönen Grafen Perponcher, in seiner Kürassieruniform bewundern zu dürfen? Und einmal hatte sie sogar den König und die Königin mit den Prinzen im Park spazierengehen gesehen.

Aber was wollte all die Herrlichkeit sagen gegen den Genuß, den ihr die schnurgerade Behrenstraße täglich bot. Mit dem Glockenschlage Zwölf sah sie dann aus der Mauerstraße eine schlanke, zierliche Gestalt in die Behrenstraße einbiegen. Und mit jedem Schritt, mit dem sich die Lotte dem Hause in der Wilhelmstraße näherte, schlug Frau Schlegels mütterliches Herz höher vor überströmender Seligkeit über dieses so heißgeliebte Kind. Auch heute, wie alle Sonn- und Feiertage, erwartete sie ihre Tochter mit Mann und Kind und der alten Kinderfrau Pine. Aber sie mußte sich, da es gerade erst Zwölf geschlagen hatte und da erst um Drei gegessen wurde, noch volle drei Stunden gedulden. Ja aber, was war denn das? Da kam die Lotte ja schon! In einem weißen volantreichen, ein bißchen

zu kurzen Batistkleide mit einer breiten rosa Schärpe. ‚Hübsch, aber ein bißchen zu jugendlich für die Mutter eines anderthalbjährigen Jungen . . . indessen', lächelte Frau Schlegel gütig, ‚sie kleidet auch das, sie kann sich alles erlauben.' In lebhaftem Gespräch mit einem Herrn kam sie näher. Frau Schlegel nahm die Lorgnette, um sich schon eine Minute früher an dem Anblick ihres Kindes zu weiden. Enttäuscht ließ sie das Augenglas sinken. Das war ja gar nicht die Lotte Hagedorn. Eine Dame, ihr wohl ein wenig ähnlich. Aber ohne den schwebenden Gang, ohne die Anmut, ohne den seltsamen, ganz eigenartigen und einzigen Zauber in der Haltung des Körpers und jeder Bewegung. ‚Ja, das gab's freilich nicht so bald wieder,' dachte sich Frau Schlegel, ‚über die Lotte hatten die Götter freigebig ihre Gaben gestreut, da hatte die Natur ein unvergleichliches, ein unerreichtes Meisterstück geschaffen . . . Die Lotte!' . . . Still und stolz trägt sie das Schicksal, das ihr der unbeugsame, törichte Starrsinn des Vaters auferlegt hatte, genau das gleiche, das sie selber in ihrer Jugendzeit hatte tragen müssen. Still und stolz und . . . endlich verzichtend. Welche Kämpfe hatte es damals zwischen ihr und ihrem Manne Lottens willen gegeben; wie hatte sie sich schützend und verteidigend vor ihr Kind gestellt und hatte mit allen Wortgefechten und allen Tränen doch nichts erreichen können. Mit der Liebe zu dem anderen im Herzen mußte die Lotte die „glänzende Partie" machen und mußte, ob sie wollte oder nicht, den sehr wohlhabenden Bankier Otto Hagedorn, in Firma Christian Hagedorn & Söhne, Jägerstraße 53, heiraten . . . Ob sie wohl noch an den anderen denkt? Ob sie ihn noch liebt? . . . Nur nicht fragen . . . nur nie daran rühren . . . Sie wird niemals die Pflicht gegen ihren Mann vergessen, und in der Liebe zu ihrem Kinde wird sie Ersatz finden für das, was ihr das Leben verweigerte . . . Der zähe Trennungsschmerz ist vielleicht schon in wehmütigem Verzicht gemildert, die Wunde

vielleicht schon vernarbt . . . Nur nicht fragen . . . nur nie daran rühren! . . .

Ein heftiges Klingeln draußen an der Flurglocke schreckte Frau Schlegel aus ihren Träumereien. Ja, wollte denn diese an einer langen Messingstange baumelnde Glocke gar nicht aufhören, zu trillern und zu kluckern? Da mußte ja wahrhaftig einer an der weißen Porzellanfaust gerissen haben, als ob er gar nicht schnell genug Einlaß finden könnte. So darf allenfalls ein Lotteriekollekteur klingeln, der mit der Nachricht vom Großen Los ungeduldig hereinplatzt, aber sonst doch kein Mensch auf der weiten Welt.

Emilie Schwiebus, das leichtfüßige Kind aus der Uckermark, öffnete die Tür zur guten Stube mit Energie, Verve und ungezügelter Jugendkraft. Es war wahrhaftig ganz unbegreiflich, daß sie nicht die Klinke mitsamt der ganzen Türe, mit Rahmen und Riegeln in den rosigen Fingern behalten hatte.

„Madamm, is einer draußen!"

„Wer?"

„Ick kenn' ihm nich."

„Hast du ihn denn nicht nach seinem Namen gefragt?"

„Ja, jesagt hat er'n schon . . ."

„Na, also?"

„Aber ick hab'n wieder verjessen . . ."

Dann stand Emilchen eine Weile da, während deren sie, auf den Teppich starrend, sichtbar eine schwere Gedankenarbeit verrichtete, und sagte endlich:

„Jetzt hab' ick's wieder. ‚Jiesebrecht' oder so wat hat er jesagt."

„W e r?" und Frau Schlegels Stimme zitterte.

„Hermann Adolf Wilhelm Giesebrecht," scholl eine heitere wohlklingende Stimme durch die geöffnete Tür vom Treppenflur herüber.

Frau Schlegel sprang auf; ihre Füße wollten einen Augenblick nicht ganz gehorchen. Dann aber eilte sie durch ihres Mannes „Arbeitszimmer" und rief immer wieder und wieder:

„Ja, wo denn? Wo ist er denn nur?"

In der Türe stand ein Herr, der seine Arme weit öffnete:

„Minna!"

„Hermann!"

Weiter sagten die Geschwister nichts. Aber in den Klang, mit dem sie ihre Namen riefen, hatten sie all die Liebe gelegt, mit der sie seit ihrer Kindheit einander von Herzen zugetan gewesen waren, trotzdem ihre Wege sich oft getrennt hatten. Sie lagen sich in den Armen und küßten sich immer wieder und waren wie berauscht von dem Glück, sich nach zwölfjähriger, langer und wohl auch oft banger Trennung endlich mal wieder in die Augen sehen zu können.

„Minna!"

„Hermann!"

Die Schwiebussen, die, zuerst ganz verdutzt, sich schließlich an dem Anblick geweidet hatte, trampelte in die Küche und berichtete in schöner sittlicher Entrüstung der geräumigen Köchin, die puterrot und schimpfend die zwölfpfündige Kalbskeule begoß, von der Schandtat der Madam, die sich am „hellen lichten Dare von ihren Bräutjam abschmatzen ließe". „Und von heute an sar ick, se kann reden, so ville se will, immer nur zu se: Frau Kommissionsrätin!"

Und dann stellten die Damen über die Verworfenheit der reichen Leute tiefsinnige Betrachtungen an, die mit dem festen Vorsatz endigten, ihre Grenadiere heute abend im Garten auch nicht gerade darben zu lassen. Bis dann endlich das Erscheinen des verhaßten buckligen kleinen Fräuleins Riese die Ruhe in der nach Spargel, Sahnensoße, Essig und Schokolade riechenden Küche wiederherstellte.

Frau Schlegel führte ihren Bruder in die gute Stube. Dann holte sie aus dem Büfett eine Flasche Portwein.

„Na, Hermännchen, das Picheln hast du dir da drüben wohl doch nicht abgewöhnt?"

„Ich denke ja gar nicht daran," erwiderte er lachend, prüfte die Vertrauen einflößende Etikette und schlürfte behaglich den lieblichen Trank.

Frau Schlegel hatte sich auf ihren Platz am Fenstertritt gesetzt, er hatte sich's in einem der großen grünen Sammetlehnsessel bequem gemacht.

Nach langer Zeit, nach vollen zwölf Jahren, saßen sie sich nun gegenüber und prüften sich gegenseitig und sahen sich in die Augen, um in ihnen zu lesen, ob ihnen die lange Trennung Glück oder Unglück, Zufriedenheit oder fehlgeschlagene Hoffnungen gebracht habe.

Die Aehnlichkeit zwischen den Geschwistern war unverkennbar. Dieselben gütigen und klugen Augen, die gleichen Handbewegungen, derselbe Schnitt des Gesichtes, in das das Leben allerdings schon einige scharfe Linien gekritzelt hatte.

Hermann Giesebrecht sah sich um und sagte dann lächelnd: „Ich sehe wahrhaftig noch manches von den alten Möbeln, die am Hackeschen Markt standen. Da sind ja auch die Kupferstiche. Es ist doch noch vieles, was an den seligen Vater erinnert."

„Ja, die Aeußerlichkeiten!" erwiderte Frau Schlegel, und er hörte aus der Schärfe des Tones, daß sie auch dem Toten nicht den grausamen Zwang hatte verzeihen können, unter dem sie ihr Leben hatte dahinkeuchen sehen.

Hermann Giesebrecht nahm aus seiner Brusttasche ein altes Zigarrenetui.

„Kennst du das? Das hast du mir genau vor fünfundzwanzig Jahren zu Weihnachten geschenkt. Die Perlenstickerei hat sich gut gehalten, aber . . ."

Und da er seiner Schwester ängstliches Gesicht sah, steckte er es lachend wieder ein.

„Ach so! Ich verstehe: die Tüllgardinen!"

„Das wohl nicht," entgegnete sie, „aber mein Mann kann den Tabaksrauch nicht leiden und darum . . ."

„Donnerwetter, bist du eine folgsame Frau! Na, Minna, nun erzähle mir mal . . ."

„Zuerst du! Wie ist's dir denn gegangen?"

„Na soso! Vor zwölf Jahren, als mich 1857 bei der großen Krise die Hunde gründlich gebissen haben, bin ich nach Amerika hinüber mit leeren Händen und komme heute, 1869, ungefähr ebenso zurück."

„Also hast du nichts vorwärts gebracht?"

„Ach Gott! soso lala! Ich habe verdient und verloren und wieder verdient und wieder verloren. Aber so viel habe ich doch, um, wenn auch sehr bescheiden, meine Tage hier in Ruhe beschließen zu können!"

„Hermann, du willst also hier bleiben?" und ihre Stimme zitterte vor freudiger Erregung.

„Ja, Minna, das will ich!"

Sie drückte ihm die Hand und dankte ihm stumm. Aber ihrem Blick entnahm er, daß sie in ihm endlich den lang entbehrten und lange ersehnten Schutz gegen etwa sie bedrohende Gefahren zu finden hoffte.

„Vor allem will ich mal Professor Schlüter konsultieren . ."

„Geheimrat Schlüter!"

„So? Schon Geheimrat? Alle Achtung! Ob ich nach Karlsbad oder Kissingen oder ohne die beiden Zwischenstationen gleich zum Deibel gehen soll."

„Du wirst ihn kaum wiedererkennen. Er ist seit einigen Jahren äußerlich sehr gealtert."

„Ja, das wenige, was ich besitze, habe ich vor drei Jahren durch den Krieg verdient, als ihr euch mit den Österreichern herumbalgtet."

„Der Sechsundsechziger Krieg hat nicht allen gleiches Glück gebracht."

„Euch nicht? Das wundert mich, da saßet ihr in Berlin doch näher an der Goldquelle als wir da drüben?"

Und er trank behaglich einen Schluck.

„Ich will dir's sagen, Hermann, damit du nicht etwa Schlegeln danach fragst. Danieli schlug meinem Mann im vorigen Frühjahr vor, gemeinsam mit ihm ein sehr großes Terrain in der Bellealliancestraße zu kaufen. Mein Mann war zu ängstlich. Ihm fehlte ja immer Danielis weiter Blick. Er weigerte sich, das Geschäft mitzumachen; ‚gerade gegenüber der riesige Kirchhof . . . Wer soll denn da mieten? Ein Vergnügen, jahraus, jahrein von seiner Wohnung auf die Gräberstadt zu sehen.' Danieli drang in meinen Mann, das Geschäft wäre gut und verhieße einen großen Gewinn. Die Männer kamen hart aneinander. Mein Mann ließ sich zu — ich muß es sagen — ganz törichten, unverzeihlichen Beleidigungen hinreißen. Das seien verrückte, eines anständigen Kaufmannes ganz unwürdige Spekulationen: er wäre kein Schwindler. Denk' dir diesen Unsinn! Bei Danielis Treue, Zuverlässigkeit und Vorsicht! Mein Mann trat aus der Firma aus. Alles Unrecht war auf seiner Seite, alles Recht auf der Danielischen. Aber . . .", und sie seufzte schwer, „es war ja doch nur das letzte Glied in der Kette, die reißen m u ß t e nach dem, was früher vorgefallen war."

Sie sah zum Fenster hinaus, und ihre Gedanken wanderten wohl zurück zu Geschehnissen, von denen sie aber den Schleier nicht lüften zu wollen schien.

Giesebrecht stand auf, um sich die Beine ein bißchen zu vertreten, ging durchs Zimmer und klappte dann unwillkürlich das eine Photographiealbum auf.

„Na und deine Mädchen? Verheiratet? . . . Gut?"

„Die Marie hat den Richard Christiani geheiratet. Er ist zehn Jahre älter."

„Staatsanwalt? . . . Nicht wahr? . . . Passen sie zueinander?"

„Ich hoffe es."

„Orientiere mich mal ein bißchen, damit ich doch so ungefähr Bescheid weiß, bevor ich meinen Neffen kennenlerne."

„Ein anständiger Mann . . . ein Pedant."

„Wieviel Kinder?"

„Zwei . . . ein Junge und ein Mädchen."

„Na, Minna, und nun kommen wir ja zur Extrabrillantnummer, zu deinem und meinem Liebling, zu unserem Nesthäkchen, zur Lotte . . . Na ja, daß sie den Otto Hagedorn vor zweiundeinhalb Jahren geheiratet hat, schriebst du mir ja . . . gutes altes Geschäft . . . wohl glänzende Verhältnisse?"

„Ja, sie machen ein sehr großes Haus. Du wirst ihn und Christiani gleich nachher kennenlernen; sie kommen mit ihren Frauen und Kindern zum Mittag."

„Famos! Schlage ich ja gleich zwei Fliegen mit einer Klappe . . . Und wie ist Hagedorn? . . . ich meine so in seinem Wesen?"

„Liebenswürdig, elegant, freigebig, vertrauensselig, hat alle Taschen voll schlechter und manches Mal auch guter Börsenwitze . . . Er interessiert sich für alles, was mit der Kunst zusammenhängt, oder richtiger gesagt: mit dem Theater."

„Also der vollständigste Gegensatz zu Christiani?"

„Der eine ganz und gar der pflichtgetreue Beamte. Der andere so das richtige, genußfreudige Weltkind. Der eine ist stillgestanden seit seiner Jugend, der andere ist so der Draufgänger, der mit dem Kopf durch die Wand will."

„Auch im Geschäft?"

„Darüber habe ich kein Urteil. Davon verstehe ich nichts. In ihrem Verkehr, in ihren Anschauungen über Politik, Kunst und Ansprüche an das Leben kommen sie mir immer vor wie Wasser und Feuer. Ich zittere jedesmal, wenn sie hier bei mir sind, daß es eine Explosion geben könnte."

Eine kleine Weile herrschte tiefe Stille, während Giesebrecht im Album blätterte, bis er plötzlich ganz laut und erregt rief:

„Donnerwetter, wer ist denn d a s?"

Und er eilte zum Fenstertritt.

„Die Lotte!"

„O wie schön! Wie wunderschön!" und er blieb in den Anblick ganz verloren. „Sag' mal, Minna, da hat der Photograph wohl doch geschmeichelt?"

„Nein, s o sieht sie aus!"

Er konnte sich gar nicht losreißen von dem Bilde, und dann sagte er langsam und blickte seine Schwester an:

„Ist sie glücklich?"

„Warum fragst du danach?"

„Diese Augen lachen nicht ins Leben!"

Er blätterte weiter in dem Album:

„Wie hat sich denn mitten unter all die alten Tanten, Onkel und Kusinen Felix Mendelssohn hierher verirrt? . . . Das ist doch Mendelssohn?"

„Nein! Das ist Anselm Danieli!"

„Potztausend! Ein bildhübscher Mensch! Was ist aus dem geworden?"

„Er hat Musik studiert."

„Verkehrt er noch bei euch?"

„Nein!"

„Auch nicht bei Marie?"

„Nein!"

„Aber doch natürlich bei Lotten?... Sie waren ja als Kinder und dann als junge Menschen unzertrennlich," und da Frau Schlegel schwieg, wiederholte Giesebrecht:

„Aber doch natürlich bei der Lotte?"

„Bei der am allerwenigsten!"

Hermann Giesebrecht sah seine Schwester an und sagte dann gedehnt:

„Ach so!"

„. . . sie haben sich geliebt!"

„Und warum wurde nichts daraus?"

„Anselm Danieli hielt vor drei Jahren um Lottens Hand an. Ich hätte ihm von Herzen gern das Kind anvertraut. Schlegel wies ihn ab . . . brüsk, schonungslos, verständnislos . . . den Sohn seines Associés!"

„Was paßte ihm denn nicht?"

„Alles!"

„Ein bißchen viel! Was hatte er denn an dem frohen, anmutigen, jungen Menschen auszusetzen?"

„Musik sei kein Beruf, das sei so eine Nebenbeschäftigung!"

„Heiliger Bimbam! So ein Blödsinn!"

„Nicht genug Geld . . . Die Familie war ihm nicht gut genug . . ."

„Natürlich, das sieht August Franzen ähnlich . . . Na und dann?"

„Dann?" . . . und ein paar Tränen traten Frau Schlegel in die Augen, „dann? . . . dann, mein lieber Hermann, wurde aus der Lotte Schlegel auf höheren Befehl sehr bald die Lotte Hagedorn!"

„Hat sie sich denn nicht mit Händen und Füßen gewehrt?"

„Bis sie müde und mürbe war!"

„Hat sie Kinder?"

„Eins."

„Das ist ein Glück!" sagte Giesebrecht und wiederholte dann mit starkem Nachdruck: „Das ist ein Glück!"

Und mitten in der tiefen Stille, während die Geschwister ihren Gedanken und wohl den gleichen nachhingen, trillerte und zwitscherte ganz plötzlich der so schweigsame Kanarienvogel, in dessen Bauer ein heller Sonnenstrahl fiel, als ob er sagen wollte:

„Sehr verehrter Onkel! Ich bin ganz Ihrer Ansicht! . . . Es ist in diesem Falle auch ein Glück!"

„Pst!" flüsterte Frau Schlegel, „mein Mann ist nach Hause gekommen."

Sie öffnete die Tür zum „Arbeitszimmer", das so hieß, weil der Herr Kommissionsrat dort seinen Nachmittagsschlaf hielt, seine Frau ärgerte und Fräulein Riese und die Dienstboten anschnauzte. Und dann sagte Frau Minna:

„Franz! Wir haben Besuch . . . lieben Besuch!"

Herr Schlegel drehte sich nicht um; er bastelte an seiner großen schwarzen Atlaskrawatte. Aber im Spiegel konnte Frau Minna das Gesicht ihres Herrn und Gebieters erkennen. Und dieses Gesicht deutete auf nichts Gutes. Du lieber Gott! Eine Frau, die sechsundzwanzig Jahre lang (ich überlasse es dem Leser, sich die Zahl der Tage und Minuten schaudernd auszurechnen) Gelegenheit hat zu physiognomischen Studien, weiß ganz genau, ob das Barometer auf gutes Wetter zeigt oder auf Neigung zu Gewitterbildungen. Und dieses Barometer kündete heute „Sturm".

„Franz, hast du mich nicht gehört? Wir haben Besuch bekommen."

„Meinetwegen."

„Lieben und seltenen Besuch."

„Er soll sich zum Teufel scheren. Minna! Ich habe dir Wichtiges zu sagen!"

„Deiner so freundlichen Einladung, Platz zu nehmen, werde ich mit besonderem Vergnügen Folge leisten," und Herr Giesebrecht, der, hinter seiner Schwester stehend, seines anmutigen Schwagers warme Worte vernommen hatte, setzte sich in einen der großen roten Sammetlehnstühle und sagte dann:

„Morgen! Herr Kommissionsrat!"

Der sah einen kurzen Augenblick Herrn Giesebrecht scharf an und sagte dann nur:

„Du?"

In diese beiden winzigen Buchstaben, die er auszog so lang wie die Chaussee vom Brandenburger Tor bis zum Schloß oder richtiger bis zum Spandauer Bock, wußte er einen so imposanten Vorrat an himmelschreiender Gleichgültigkeit und eine so ungeheure Dosis innigster Lieblosigkeit zu legen, daß es im Zimmer, trotzdem die Junisonne durch die Fenster strahlte, ganz kalt wurde.

‚Aber', überlegte er sich schnell, ‚nach zwölf Jahren taucht er plötzlich aus Amerika auf . . . vielleicht hat er drüben Geld gemacht . . . unverheiratet ist er geblieben . . . man muß das Feld sondieren. Das einfachste ist: ich frage ihn, wo er hier wohnt. Ist er Unter den Linden im ‚Petersburg' oder ‚Nord' abgestiegen, so bringt er wahrscheinlich ein Scheckbuch auf Mendelssohn oder die Seehandlung mit.'

„In welchem Hotel wohnst du?"

„Im ‚Hamburg' in der Heiligengeiststraße."

‚Also mit dem Scheckbuch ist es nichts.' ‚Hamburg!' ‚Hamburg!' Das ist kein Hotel, das ist ein Gasthof, in dem's von Einkäufern aus der Provinz und Geschäftsreisenden wimmelt . . . Siebzehneinhalb Groschen die Table d'hote . . . im Abonnement fünfzehn Groschen' . . . und nach diesen sinnigen Betrachtungen hatte der Herr Kommissionsrat blitzschnell Bilanz gezogen über die Verhältnisse des Herrn Hermann Giesebrecht. Und er war fest entschlossen, keine großen Um-

stände mit dem Schwäher, der in der Heiligengeiststraße nächtigte, zu machen.

„Du triffst es nicht glücklich; ich habe mich heute vormittag schändlich geärgert."

„Schon wieder?" fragte der Mann ohne Scheckbuch.

„Was heißt das? ‚Schon wieder?'"

„Na ja, solange ich dich kenne, ist das ja dein Normalzustand!"

Frau Minna blinzelte ihrem angriffsfreudigen Bruder begütigend zu und fragte dann ihren Franz August, was es denn gegeben habe.

Und nun packte der Herr aus, aber gründlich, und alle die Wut, die er bei Habel nicht hatte loswerden können, weil ihm die Generale am Stammtisch seine Schimpfereien nicht abgenommen hatten, entlud sich nun über dem schuldlosen Haupte seiner Frau.

„Was geschehen ist?" polterte er und durchmaß das Zimmer immer wieder von der einen Ecke, in der der seit langen Jahren zusammengeklappte Mahagonispieltisch stand, bis zu der dunkeln Sofaecke, in der der arbeitsreiche Mann nachmittags einige Stündchen nachzudenken pflegte. „Was geschehen ist? Dieser alte Gauner in der Königstraße hat an dem Grundstück in der Belleallianceстraße, das er im vorigen Frühjahr um ein Butterbrot gekauft hatte, heute morgen eine Stange Gold verdient: bare achtunddreißigtausend Taler!"

„Wohl ihm!" erlaubte sich Giesebrecht zu bemerken.

„‚Wohl ihm!' ‚Wohl ihm!'... freilich ‚Wohl ihm!' Nun hat er den ganzen Bissen allein geschluckt."

„Du hattest ja im vorigen Jahr keinen Appetit, das Butterbrot mit ihm zu teilen; er hatte dich ja zu dem Schmause eingeladen," erwiderte Frau Minna sehr kühl.

Betroffen sah er seine Frau an. Dieser Ton war ihm neu. Wohl hatte sie sich oft zur Wehr gesetzt und hatte namentlich,

als „dieser dumme Junge", dieser Anselm Danieli, die Lotte haben wollte, ihren Standpunkt energisch verteidigt. Aber die spitze, überlegene, ja ironische Art, mit der sie ihm heute begegnete, frappierte ihn, und er fühlte instinktiv, daß sie nur unter dem Schutze dieses höchst überflüssig hereingeschneiten Bruders eine solche Courage zu entwickeln fähig war. Na, den würde er bald los sein. . . .

„Und ich lasse es mir nicht ausreden, Minna, das war im vorigen Jahre eine abgekartete Geschichte . . . Der alte jüdische Fuchs wußte ganz genau, daß ich mich auf solchen Terrainschwindel nicht einlasse, und hat es . . . aber wozu rede ich da noch lange . . . ich hab's dir hundertmal erklärt . . . hundertmal hast du's nicht verstanden . . . wirst es heute ebensowenig verstehen!"

„Wer hat denn das Grundstück gekauft?" unterbrach ihn seine Frau in seinen sinnlosen, zur fixen Idee gewordenen Betrachtungen.

„Eine Frau Arendt in der Schellingstraße."

„Ach die!" warf Hermann Giesebrecht ein, „die kenne ich ja! Eine liebe, gütige Frau!"

„Ich wüßte wahrhaftig nicht, was mich in diesem Augenblick weniger interessieren würde als deine ‚liebe, gütige Frau Arendt'. Aber noch ist nicht aller Tage Abend," zürnte Herr Schlegel, indem er an die Fenster trommelte, „ich habe einen Plan!"

Frau Minna wurde nicht ganz gut, denn sie wußte aus Erfahrung, daß ihres Mannes „Pläne" stets ein Unglück oder doch mindestens eine sehr starke Unannehmlichkeit zur Folge hatten, und sie sah ihren planlustigen Lebensgefährten unsicher an.

„Ich habe Zeit genug gehabt, auf dem Rückweg von Habel darüber nachzudenken. Ich werde mich revanchieren. Dieser Herr David Danieli soll an mich denken, solange er noch lebt.

Ich werde selbst eine Maklerfirma für Immobilien gründen und werde ihm eine Konkurrenz machen, die . . ."

„Konkurrenz kaum! Aber Bankerott wirst du machen!" tönte es aus der Giesebrechtschen Ecke. „Denn sein Scharfsinn, seine Erfahrung, sein weiter Blick . . . wie willst du mit einem solchen Kapital konkurrieren?" . . .

„Es handelt sich ja nicht um dein Geld . . ."

„Na, das fehlte auch noch gerade . . . aber das will ich dir heute, am Himmelfahrtstage 1869, schriftlich geben, daß du bei einem solchen Unternehmen deine paar Kröten loswirst."

„Ich kann mich nicht besinnen, dich um deinen Rat gebeten zu haben."

Giesebrecht stand plötzlich auf und sagte in tiefem Ernst, indem er seinem Schwager fest in die Augen sah:

„Du wirst es noch tun, Schlegel, du wirst es noch tun, wahrscheinlich aber erst, wenn es zu spät ist!"

„Aber Hermann!" suchte Frau Minna mit zitternder Stimme zu vermitteln.

„Wenn ich Rat haben will, mein verehrter Schwager, so werde ich mich an einen Sachverständigen wenden, an meinen Schwiegersohn Otto Hagedorn . . . und zwar werde ich das noch heute tun . . . sofort . . . nach Tisch."

Er ging in das nebenan liegende Schlafzimmer und warf die Tür hinter sich ins Schloß.

„So geht's nun sechsundzwanzig Jahre," seufzte Frau Schlegel, „sechsundzwanzig Jahre lang!" Und still weinte sie vor sich hin.

In diesem kritischen Augenblick, in dem Giesebrecht seiner Schwester recht hilf- und ratlos gegenüberstand, wurde die Tür zur „guten Stube" aufgerissen, und aus ein paar fröhlichen Kinderkehlen jubelte es:

„Großmama! Großmama!"

Mit leuchtenden Augen drängten sich Alfred und Gertrud Christiani an Frau Schlegel, und plötzlich drang mit diesen unschuldigen, frohen kleinen Menschen so viel Licht und so viel Wärme, so viel Jugend und so viel Lebensfreude in das Zimmer, daß Frau Minna schnell alles Vorangegangene vergaß und sich glücklich dem lieben Geschnatter und den reizenden törichten Fragen überließ, so daß sie erst ein wenig später ihre in der Tür stehende Tochter Marie und deren Mann, den Staatsanwalt, bemerkte.

„Na, Frau Staatsanwalt, kennst du mich nicht mehr?" rief Hermann Giesebrecht und reichte ihr die Hand, in die die Angeredete ein bißchen verlegen und schüchtern einschlug.

„Ich entsinne mich wirklich nicht," sagte sie leise.

„Du bist ein undankbares Scheusal," erwiderte er, während Alfred und Gertrud sich bereits angelegentlich mit dem Inhalt seiner Rocktaschen beschäftigten. „Du hast also vergessen, wie oft ich dich und Lotten bei Kranzler mit Schokolade und Schlagsahne bewirtet habe? Der größere Fresser warst übrigens du! Ich bin Giesebrecht, Hermann Giesebrecht, deiner Mutter Bruder, deines Vaters Schwager, deiner Großeltern Sohn, deiner Kinder Großonkel . . . na? endlich kapiert?"

„Ach, Onkel Hermann!" sagte Marie, „es freut mich sehr, dich wiederzusehen." Sagte es mit gedämpfter Stimme, die klang, als ob ein Flor darüberläge. „Das ist mein Mann!"

„Seien Sie mir herzlichst willkommen, Herr Doktor! Und auf gute Freundschaft! Soll ich nun zu Ihnen du sagen oder zu dir Sie?"

„Na, wenn wir gerade bei der Vorstellung sind, . . ich sei, gewährt mir die Bitte, in eurem Bunde der dritte!" rief eine helle, heitere, männliche Stimme. „Ich heiße Otto Hagedorn, bin zweimal geimpft, Verfasser dieses süßen Dummchens da drüben und schließe Sie gerührt an mein höher schlagendes Neffenherz."

In der geöffneten Tür standen dicht nebeneinander der Staatsanwalt Christiani und der Bankier Hagedorn, und mit einem Blick wurde es Giesebrecht klar, wie richtig seine Schwester ihre Schwiegersöhne beurteilt habe.

Der Herr Staatsanwalt, groß, schlank, ein ernster Mann, der gewiß alle heilige Zeit mal lächelte, der, seiner Pflicht und Würde bewußt, das Leben als eine Werkstatt unermüdlicher Arbeit betrachtete. Mit seinem tadellos gescheitelten und gekämmten Haar, mit seinen hohen Vatermördern, der Stahlbrille, der langen Uhrschiebekette und dem Siegelring auf dem Zeigefinger, so ein Ueberbleibsel aus „Alt-Berlin", in dessen Traditionen er aufgewachsen war, und der an ihnen unverrückbar festhielt.

Herr Otto Hagedorn, klein, behend, zu frühzeitiger Fülle neigend, ein heitrer Luftikus, ein Epikureer, der einen edlen Tropfen und einen feinen Bissen zu schätzen wußte, der voll Freude und Begierde in das Leben guckte, das ihm als ein hell erleuchteter Festsaal mit rauschender Musik erschien. In seinem nach der aller-allerneuesten Mode geschnittenen englischen Anzug, mit der doppelten Uhrkette — der letzten Modeneuheit — mit seiner eleganten Wäsche, der koloristisch ein bißchen kühnen Lavallière-Krawatte, dem am kleinen Finger glänzenden Brillantring und seinem blonden, wohlparfümierten Lockenkopf, so ein Vertreter des nach dem glücklichen Sechsundsechziger Kriege entstehenden, seine Kräfte regenden, aber auch nach Genüssen lechzenden „Neu-Berlin".

Resolut ergriff er Giesebrechts Arm und ging, lächelnd eine Melodie aus dem „Orpheus" pfeifend — aber nicht aus dem Gluckschen, sondern dem Offenbachschen — mit ihm in die „gute Stube". Am Fensterplatz saß die alte Kinderfrau Pine und hielt auf dem Schoß das anderthalbjährige „süße Dummchen", das, angetan mit einem weißen Tuchmäntelchen und einem weißen, mit einer großen Straußenfeder gezierten Filzhut,

sofort in des ihm noch nicht einmal vorgestellten Onkels Giesebrecht englischen Backenbart griff, wahrscheinlich, um sich zum Andenken an diese Stunde ein paar Haare aufzubewahren. Hermann Giesebrecht prägte sich das liebe Bild ein: die alte Frau mit der mächtigen, bänderreichen Haube, die ihr gütiges, kluges Gesicht umschloß, dieses gelbe, lederne Gesicht, in das das Leben tausend Fältchen gestrichelt hatte, und auf ihrem Schoß das rosige Etwas, dieses törichte, ahnungslose Menschenkind, vor dem das ganze Leben lag mit all seinen Geheimnissen und Rätseln, seinen Erhabenheiten und Entwürdigungen, seinen Zaubereien und seinen Wundern.

Wie oft hat Hermann Giesebrecht in den nächsten Jahren an diese siebzigjährige Pine denken müssen, als er sie in des Lebens rauhesten Stürmen kennen und achten, als er die herrliche Treue dieser alten Frau bewundern lernte, dieser einfachen Frau, die so mörderisch falsch sprach und so himmlisch richtig fühlte und handelte!

Mit dem Christianischen Paare und dessen Kindern, von denen sich namentlich Alfred durch energisches Blasen auf einem Kalmusblatt in allen Kreisen unbeliebt machte, trat Frau Schlegel ein.

„Otto! Wo bleibt denn die Lotte?"

Er zog seine ganz alte, sehr kostbare Taschenuhr, ließ leise „Ueb' immer Treu und Redlichkeit" spielen und weidete sich an dem Erstaunen seines staatsanwaltlichen Schwagers.

„Ist sie denn noch immer nicht oben? Sie war unten im Garten und wollte noch ein paar Blumen für den Tisch pflücken."

Frau Schlegel eilte in das nach hinten gelegene Schlafzimmer und rief durch das geöffnete Fenster laut hinunter:

„Lotte! Lotte! Die Suppe wird ja kalt!" Keine Antwort.

„Verrate mich nicht," flüsterte Giesebrecht, der seiner Schwester gefolgt war, „ich will sie überraschen."

Er lehnte sich aus dem Fenster. Aus dem grünen Gewirr des wild wuchernden Gartens, aus dem Geäst der uralten Bäume, aus den lila und weißen Fliederbüschen, aus Syringen und Goldregen leuchtete ihm plötzlich, von heller Mittagssonne beschienen, Lotte Hagedorn entgegen. Sie trug ein mit kleinen, mattgoldenen Knöpfen besetztes, gelbes, zartes Batistkleid über der kleinen Krinoline, ein Ledergürtel umschloß ihre Hüften, der Hals war frei; den Kopf bedeckte ein mit Mohnblumen und Aehren gezierter großer Florentiner. In der linken Hand hielt sie einen großen Strauß frisch gepflückter Blumen.

„Lotte!" rief er leise, ganz leise. Er rief nur dieses eine Wort, das der linde Frühlingswind zu ihr hinuntertrug.

Sie hob den Kopf, sie stutzte wie ein Reh, sie konnte ihn durch das Blätter- und Blumengewirr noch gar nicht sehen, und dann rief sie zurück in überwallender Freude, in Jubel und Seligkeit:

„Ach, lieber, lieber Onkel!"

Warm und voll, aus tiefstem Herzen drangen diese Worte zu ihm. Ganz wie ihre Mutter ihn begrüßt hatte, schien auch die Tochter in ihm einen starken Schutz gegen sie vielleicht umlauernde Gefahren zu finden. Und blitzschnell durchflog es ihn, daß er vielleicht gerade zur rechten Stunde in die Heimat und in die Familie zurückgekommen sei. Er hatte dort drüben in dem zwölfjährigen Kampf ums Dasein alle Liebe entbehren müssen, so daß ihm bei dem Ruf: „Ach, lieber, lieber Onkel!" ganz warm und wohlig ums Herz wurde.

Dann lief er so schnell, wie ihm seine Jahre nur erlaubten, die Treppe hinunter, und Lotte Hagedorn stürmte die Stufen so rasch hinauf, wie ihre jungen Füße sie nur tragen wollten, und dann lagen sie sich in den Armen und sprachen lange kein Wort. Sie war von jeher sein Liebling, sein Augapfel, sein Herzblatt gewesen; er hatte die Knospe sich entfalten gesehen; sie war

mit ihren kleinen Sorgen zu ihm gekommen, um sich Rat zu holen; er hatte sich an diesem seltenen Ueberfluß von Anmut, Herz und Geist geweidet, und wahrhaftig, schwer genug war es ihm vor zwölf Jahren geworden, als ihn die eiserne Notwendigkeit forttrieb, um sich drüben ein neues Leben zu zimmern, fort von seiner Schwester, die er liebte, und von ihrem Kinde. Die Marie war ja auch ein gutes Geschöpf gewesen, das er sich zu gewinnen hoffte. Aber sie war ein verschlossenes, ernstes, immer wortkarges Kind, dem nicht beizukommen war, und so war sie ihm auch jetzt wieder erschienen: aus dem stillen Kinde war eine stille Frau geworden.

Er war mit Lotten auf dem Treppenabsatz stehengeblieben und hielt ihre beiden Hände. Nun sah er sie endlich wieder . . als Gattin, als Mutter. Und sah, daß das Bild, das er dort oben im Album gefunden, getreulich die so schönen und so traurigen Züge festgehalten hatte. Ja, wahrhaftig! Die Lotte Hagedorn war schön! Die Gestalt schlank und biegsam, einer Gerte gleich, aus dem feingeschnittenen, einer Kamee ähnelnden blassen Gesicht leuchtete ein Paar dunkelblauer, unergründlich schimmernder Augen, das wundervolle Haar — der Florentiner war ihr bei der stürmischen Begrüßung auf den Boden gefallen — trug sie in sechs dichtgeflochtenen Zöpfen wie eine Krone. Giesebrecht sah ihr in die Augen, die von bitterer Wehmut und hartem Entsagen erzählten, und er wußte, daß es nicht die Krone einer Herrscherin war, sondern eine Dornenkrone. Auf diesem bleichen Gesicht stand für den, der zu lesen vermochte, sein Schicksal geschrieben. Sie hatte einen süßen Liebestraum geträumt . . . das Erwachen war grausam und unbarmherzig gewesen.

„Wir fangen wahrhaftig mit dem Essen an, wenn ihr euch jetzt nicht 'raufbequemt," zürnte Frau Schlegel.

Und während Giesebrecht mit Lotten die Treppe hinaufstieg, sagte er leise:

„Lotte, wie wär's, wenn ich dich morgen vormittag zu einem Spaziergange abholen würde? Ich möchte einmal wieder unter deiner Führung mein altes Berlin ansehen. Dann können wir uns ja ordentlich ausplaudern."

„Von Herzen gern, Onkel Hermann!"

„Pünktlich elf Uhr?"

„Ich werde dich von acht Uhr an erwarten."

Sie gab ihm die Hand, und ihm fiel auf, daß sie keinen Trauring trug. Nur den kleinen Finger schmückte ein ganz wertloser kleiner Ring, wohl ein Andenken aus ihrer Mädchenzeit, von dem sie sich nicht hatte trennen wollen.

Die ganze Familie war schon im Eßsaal versammelt. Dieser ungewöhnlich große, langgestreckte, nach dem Garten gelegene Raum wurde von den Herrschaften und den Uckermärkerinnen allgemein der „Stall" genannt. Der Saal hatte vier mit weißen Tüllgardinen geschmückte Fenster, von denen drei mit Rouleaus versehen waren. Auf zweien waren Landschaften von ungewöhnlicher koloristischer Kühnheit der Erfindung und grüne Tempel mit rosa Springbrunnen hingezaubert, während auf dem dritten ein schnäbelndes Liebespaar sich gütlich tat. Wobei nicht verschwiegen werden darf, daß der wohltuende Eindruck, den die lebhaft beschäftigten jungen Leute erzielten, empfindlich durch einen Riß beeinträchtigt wurde, der das Untergestell der liebenden Jungfrau vom Rumpfe trennte. Durch das geöffnete vierte Fenster warfen die alten Baumkronen ein dämmeriges Licht. Die Einrichtung des „Stalles" ist mit wenigen Worten geschildert. Von der mit rosa, schon stark verblaßten Wolken bemalten Decke schwebte ein prismengesegneter Kronleuchter; zwischen den Fenstern hingen sehr hohe und sehr schmale, in schon ein bißchen abgeblätterte Goldleisten gefaßte Spiegel. Vor jedem dieser Spiegel stand eine runde Mahagonikonsole, die unter einem Glassturz eine verliebte Gruppe aus der Königlichen Porzellanmanufaktur trug. Die Hauptzierde

bildete natürlich das Büfett, das, massig und schwerfällig, noch aus Frau Schlegels Elternhaus am Hackeschen Markt stammte und allerlei hätte ausplaudern können von dem gestrengen Herrn „Hofbutterlieferanten" Giesebrecht, das aber, verschwiegen, wie es sich für seinesgleichen aus dem Jahre 1809 ziemte, sich damit begnügte, in den Türangeln himmelschreiend zu kreischen. In der Ecke stand ein großer Kachelofen, der ein Geheimnis in sich barg. Hinter der nicht gut schließenden Messingtür schlummerte eine ganze Apotheke, ein Arsenal von Leibschmerzen stillenden Tees, eine Vorratskammer von dem gleichen edlen Zwecke dienenden Pillen, ein Magazin von Pulvern, eine Niederlage wollener Leibbinden. Diese menschenfreundliche Einrichtung, eine Erfindung des buckligen Fräuleins Riese, stammte noch aus dem Jahre, in dem ein unheimlicher und ungebetener Gast, die Cholera, im lieben Alt-Berlin wütete. Naturgemäß roch es in der Nähe dieser Medikamentenecke bedenklich nach Kamillen, Pfefferminz und Baldrian. Daß Fräulein Betty Riese hinter all den Tüten und Schachteln auch ein Fläschchen Rum oder Kognak zum Privatgebrauch versteckt hatte, sei nur nebenbei erwähnt, ohne der vortrefflichen Dame, die Sonntags in die Kirche ging und Mitglied des Vereins gegen Alkoholmißbrauch war, damit etwas am Zeuge flicken zu wollen. In der Mitte des „Stalls" unter der Krone stand der große, bei festlichen Gelegenheiten „ausgezogene" Eßtisch, der mit seinem glänzenden Damastischtuch und guten Silberbesteck einen freundlichen Eindruck machte. Alles reell, solid, bürgerlich, ohne den Ehrgeiz, mehr scheinen zu wollen, als es war. Ganz wie die Frau Wirtin selbst. In dem dunkelblauen Glasbehälter der silbernen Fruchtschale waren frische Kirschen in Bergen von Raute, Johannisbrot und „Studentenfutter" angehäuft, und diese Schale war auf beiden Seiten flankiert von zwei kolossalen Glaskompottieren, die, bis zum Rande gefüllt mit für die heiße Jahreszeit ein bißchen be-

nuruhigenden, eingemachten Stachelbeeren und Pflaumen, ihrer Bestimmung harrten. Indessen . . . die Apotheke war ja für alle Fälle in unmittelbarer Nähe. Der geheiligte Platz für den Hausherrn, den liebenswürdigen Herrn Kommissionsrat, war deutlich erkennbar an den dort aufgestapelten Suppentellern und der weitbauchigen Terrine, der gar liebliche Spargeldüfte entströmten. Bei diesen familiären Katastrophen ließ Frau Schlegel etwas draufgehen, seitdem Herr Otto Hagedorn in die Familie hineingeheiratet hatte: dieser so schrecklich verwöhnte Herr, der, wie man munkelte, den ersten Spargel und die ersten Kiebitzeier auf seinem Tische sah. Ja, wenn man so viel Geld hat wie Herr Hagedorn!

Als Lotte mit ihrem Onkel Giesebrecht in den Eßsaal trat, bemerkte sie, daß ihr Vater mit ihrem Manne in einer Ecke stand, daß der Herr Kommissionsrat auf seinen Schwiegersohn lebhaft einsprach und den ein bißchen unaufmerksamen Zuhörer, seiner Gewohnheit gemäß, an einem Rockknopf festhielt. Und als sie sich den Herren näherte, um ihren Vater zu begrüßen, hörte sie noch die Worte ihres Mannes:

„Bien! bien! lieber Papa . . . ich erwarte Sie morgen im Kontor . . . Sie können ja dann alles mit meinem Prokuristen besprechen . . . der ist ja in den Terrainsachen besonders orientiert . . . ja! ein Mordskerl, dieser Schwiegler . . . meine rechte Hand! . . . wenn ich den nicht hätte . . . all right! . . . auf morgen!"

Und Lotte sah, wie sich ihr Vater sichtlich befriedigt zu seinem Ehrenplatz begab und, von seiner unantastbaren Ehre als Pater familias durchdrungen, sich die Serviette umknöpfte, um die feiertägliche, blütenweiße Weste vor unerfreulichen Soßeflecken zu schützen.

In bunter Reihe nahm man Platz. Hermann Giesebrecht zwischen seiner Schwester und Lotten, die die im Garten gepflückten Blumen über den Tisch gestreut hatte, zur Rechten des

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK

Wirtes Frau Marie und Otto Hagedorn, links Herr Doktor Christiani und dann das „junge Gemüse" unter der Obhut der Bonne und der alten Pine. Durch das geöffnete Fenster lachte die Sonne und drang das Zwitschern der in den Baumkronen hüpfenden Vögel.

Es ist eine uralte, unwiderlegliche Erfahrung, daß Menschen nur essen können, wenn ihnen die Speisen zugetragen werden. Und bei Schlegels wurde von dieser bewährten Sitte auch keine Ausnahme gemacht. Das Servieren war ein für allemal bei den sonn- und feiertäglichen Mittagessen Hagedorns Kammerdiener, einem eleganten, gerissen aussehenden Schlingel, übertragen, der mit seiner von seinem Herrn komponierten, ein bißchen an Maskenverleihanstalt erinnernden Livree dem weiblichen Küchenpersonal gefährlich wurde. Denn die Erfahrungen, die Frau Schlegel mit den Jonglierkunststücken der Schwiebus gemacht hatte, waren doch nur „soso"! Man ißt doch schließlich Braten und sonstige Annehmlichkeiten lieber direkt von der Schlüssel als auf größeren Umwegen über Fußboden und Teppich. Aber das kann ich doch nicht verschweigen, daß Emilie aus Neustadt bei Grantow, Post Malchow, in der Uckermark heute ihre weiblichen Reize in besonders vorteilhaftes Licht gesetzt hatte, um des Hagedornschen Dieners leicht entzündbare Sinnenlust zu erregen. Sie hatte mit einer knallroten Schleife den geräumigen Busen geschmückt, und unter dem in der oftmaligen Wäsche stark eingegangenen Kattunkleid lugten ein Paar Füßchen hervor, mit denen sie mühelos ganze Provinzen hätte „abtreten" können.

Die Dynastien Schlegel, Giesebrecht, Hagedorn und Christiani waren jetzt vollauf mit dem Löffeln der Suppe beschäftigt, und es hätte musikalisch besonders feinhörige Naturen interessiert, den Herrn Kommissionsrat essen zu ... hören. Wie denn der Familienoberhirt August Franz seinen Schäflein mit gutem Beispiel oder richtiger mit gutem Appetit voranging,

trotzdem ihm die Geschichte mit dem Danielischen Terrainverkauf doch noch gründlich im Magen lag.

„Na also," rief Otto Hagedorn, der zuerst den Löffel hingelegt hatte, weil ihn Spargelsuppe im Juni nicht interessierte, da er doch dieses bekömmliche Gemüse schon im Januar zu essen pflegte. „Die letzte Bismarcksche Rede hat in Paris das größte Aufsehen erregt ... Ich fahre übrigens nächstens hin. Lotte will nicht mit ... Onkel Giesebrecht! reden Sie ihr doch zu!"

„Warum willst du denn deinen Mann nicht begleiten?"

„Du bist wahrhaftig der richtige Junggeselle," erwiderte sie lächelnd. „Wo soll ich denn meinen Jungen während der Zeit lassen?"

„Faule Ausrede, mein Kind," rief ihr Mann ihr zu, „faule Ausrede! Gegen fünfzehn gute Groschen pro Tag nehmen den Kronprinzen deine Eltern mit Wonne in Pension!"

„Aber natürlich," meinte Frau Schlegel, und ihr großmütterliches Herz hüpfte schon in heller Freude.

„Na, aber selbstverständlich," versicherte schnell der Herr Kommissionsrat. Denn ihm lag daran, seinen Schwiegersohn, den reichen Bankier, in guter Laune zu erhalten, da er dessen Rat und namentlich dessen Tat in der nächsten Zeit stark in Anspruch zu nehmen beabsichtigte.

„Oder wir nehmen's Karlemännchen mit nach Paris und geben ihn in den Theatern und den Galerien, im Louvre und in den ... hm! hm! ... Closeries des Lilas in der Garderobe gegen 'ne Kontermarke ab."

Und er lachte hell auf über den Witz, den er für ganz ausgezeichnet zu halten schien.

„Na, Onkel Hermann, was sagen Sie zu dem Prachtbengel? Hab' ich das nicht gut gemacht? He?"

„Gräßlich!" murmelte Doktor Christiani seiner Frau zu, die ihn ängstlich am Aermel zupfte.

Lotten, trotzdem sie an derartige Späße schon gewöhnt war, überflog eine leichte Blutwelle, die dann sofort tiefer Bläße wich.

Der Diener wechselte die Teller. Zwischen den Christianischen Kindern war aus unerforschlichen Gründen eine starke Meinungsverschiedenheit entstanden, die durch des Vaters energisches „Pscht! Ruhe! sonst gibt's was!" sofort behoben wurde. Und auch Karlemännchen gab seinen Senf dazu und quakte irgend etwas wahrscheinlich sehr Geistreiches, jedenfalls aber sehr Lautes. Bis ein gütiger Blick der alten Pine den rebellischen jungen Mann wieder beschwichtigte.

Herr August Franz Schlegel tranchierte die Kalbskeule mit dem kostbaren Gegenstande entsprechender Würde. Ja, da war er in seinem Element, der Herr Kommissionsrat. Und bei jeder Riesenscheibe, die er mit dem langen spitzen Messer auf den Teller warf, sah er sich Beifall heischend um.

Die Schwiebussen reichte die Soße. Fräulein Riese zitterte daher für das frische Tischtuch, dessen Lebensdauer stets auf eine ganze Woche fixiert war. Onkel Giesebrecht verewigte sich leider mit einem ausführlichen Soßen-Autogramm. Indessen zürnte die Riese nicht. Sie warf dem Missetäter einen Blick zu, der die Befürchtung zuließ, daß sie sofort beginnen würde „Ich grolle nicht!" zu singen. Denn für diesen unverheirateten Herrn Hermann Giesebrecht hatte sie jetzt schon etwas übrig ... und wer kann in die Zukunft schauen! ... Sämtliche Eßwerkzeuge funktionierten tadellos. Ein Weilchen herrschte tiefe Stille, in der nur das leise Rauschen der Bäume hörbar war und der neueste Gassenhauer, den auf dem Hofe des benachbarten prinzlichen Palais ein Stalljunge grölte.

„Prost, Lotte!" trank Hagedorn seiner Frau zu, „und wenn ich dir nun feierlich verspreche, dir in Paris beim ersten Schneider eine Robe machen zu lassen, daß sie hier alle vor Neid bersten? He?"

„Ich habe ja genug Kleider, Otto, viel zu viel!"

„Na, Onkel, was sagen Sie zu der Bescheidenheit? Meine Schule!"

„Ein bißchen habe ich wohl auch dazu beigetragen," warf Frau Schlegel gütig ein.

„Nein, nein, fahr' nur allein, du amüsierst dich dann viel besser!"

„Ja, Lotte," scherzte Hermann Giesebrecht, „läßt du deinen Mann so an der langen Leine herumlaufen?"

Sie aber schien diese Frage überhören zu wollen, zuckte ein wenig die Achseln und sagte:

„Mir sind dort zuviel Menschen. Dieser Trubel auf den Straßen, dieser Skandal in den Hotels ... nein, nein, Otto, 's ist nichts für mich!"

Christiani mischte sich in die Unterhaltung.

„Sie haben ganz recht, liebe Lotte," ließ er sich vernehmen, und er kaute langsam und nüchtern jedes Wort, „es ist ja doch nur ein großer Plätzerjahrmarkt."

„Gestatten Sie mir, lieber Schwager," erwiderte Hagedorn, der nun einmal sein Steckenpferd ritt und sich durchaus nicht aus dem Sattel heben lassen wollte von dem Herrn Doktor Christiani, der immer so furchtbar von oben herab tat, der immer schulmeisterte und der ihn schon lange fuchste, „daß ich Ihre Ansicht durchaus nicht teile. Solche Riesenstadt, in der sich Arbeit und Fortschritt und Erfindung der ganzen Welt auf allen Gebieten begegnen, die erweitert den Blick, da kann man viel lernen, sogar sehr viel!"

„Ach, das kann man hier auch, wenn man will!" und Richard Christiani betonte die drei letzten Silben.

Lotte kräuselte die Stirn und warf ihrem Hagedorn einen bittenden Blick zu, das unerquickliche Thema doch fallen zu lassen. Und Marie zupfte in der gleichen Absicht ihren Christiani am Aermel. Aber die beiden Antipoden hatten sich nun mal

festgebissen wie ein paar Karpfen an der Angel, und keiner von ihnen wollte locker lassen.

Frau Schlegel merkte, daß ihre Schwiegersöhne sich heute — und gar am heiligen Himmelfahrtstage! — in der richtigen Krakeelstimmung befanden, und sie witterte nichts Gutes. Sollte am Ende die „Explosion", die sie schon lange ahnte, heute erfolgen?

Herr Schlegel war bei der vierten Scheibe Kalbskeule angelangt — schließlich mußte er sie auch bezahlen —, und er war fest entschlossen, seinem Otto recht zu geben, wie auch immer diese Mahlzeit enden würde. Denn mit dem mußte er sich zur Verwirklichung seiner Pläne durchaus gut stellen, ganz abgesehen davon, daß der auf jede Mitgift verzichtet hatte, während die hundertfünfzig Taler, die er vierteljährlich und noch obendrein pränumerando beim Herrn Staatsanwalt Doktor Christiani abliefern mußte, ihm das Allerüberflüssigste auf der weiten Welt erschienen.

Und Onkel Hermann Giesebrecht endlich? Der drehte alter Gewohnheit gemäß aus seinen Brotkrumen allerhand niedliche kleine Kugeln, lauschte den Gesprächen der Männer und dachte sich sein Teil. Hielt es dann aber doch im allgemeinen Interesse, eine neue Walze einzulegen, und fragte über den Tisch:

„Na und wie hat denn die Berliner Börse die Bismarcksche Rede aufgefaßt?"

„Mit einer kolossalen Hausse!"

„Zu der gehören Sie wohl auch?" scherzte Giesebrecht. „Lotte! Dein Mann macht auf mich so den Eindruck des richtigen Optimisten. Einen melancholischen Haussier kann ich mir nicht gut vorstellen."

„Prost, Sie Prachtonkel aus Amerika! Sie sind mein Mann! Die Kopfhängerei und Grillenfängerei und Schwarzseherei überlasse ich anderen, denen es Spaß macht. Ich bin Haussier im Leben und an der Börse. Mir ist's nun mal Bedürfnis, jedem

Ding die gute Seite abzugewinnen. Die Baissiers des Lebens, die jahraus, jahrein den Untergang der Welt prophezeien und sich und anderen das Leben vermiesen ... die soll der Deibel holen!"

Dieser Pfeil war wieder an eine bestimmte Adresse gerichtet und erreichte sein Ziel ... es wurde trotz dem leuchtenden Sonnenschein ganz kalt im Zimmer.

„... Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt!" Mit sicherem Takt hatte sich Karlemännchen diesen kritischen Augenblick ausgesucht, um sehr energisch auf einem aller Aufmerksamkeit auf sich ziehenden Lokalwechsel zu bestehen, und Frau Pine leistete diesem Wunsche, über dessen Berechtigung sie sich durchaus klar war, sofort Folge.

„Fräulein Metivier," sagte Frau Marie ganz leise mit ihrer stets umflorten Stimme, „gehen Sie doch mit den Kindern in den Garten. Aber hübsch artig sein, der Prinz Georg ..."

„Königliche Hoheit," fügte ihr Mann berichtigend hinzu.

„... hört alles!" Eine Behauptung, die doch sehr zu bezweifeln war, bei den Rangen aber nie ihre Wirkung versagte.

Man war jetzt ganz unter sich; auch Fräulein Riese war plötzlich verschwunden. Es ist bis zum heutigen Tage nicht aufgeklärt, auf welche Weise sie das bewerkstelligt hatte; sie war nicht mehr da.

„Und als Haussier," forschte Giesebrecht, „glauben Sie selbstverständlich an eine glänzende wirtschaftliche Periode?"

„Natürlich! Die ist ja stets die Folge eines glücklichen Krieges. Denken Sie nur: Hannover, Hessen und Nassau eingesackt. Ich bin fest überzeugt, daß alles, aber auch alles, an Wert enorm gewinnen wird. Das bare Geld liegt ja auf der Straße."

„Und Sie werden's aufheben?"

„Ich wer' mich genieren. Bringen Sie Geld mit aus Amerika? ... Geben Sie's her, und bis übers Jahr profitieren Sie 'ne Stange Gold."

Giesebrecht lachte hell auf.

„Nee! Nee! Da bieten Sie mir, lieber Neffe, ja die beste Gelegenheit, das versammelte Kriegsvolk zu bitten: Kinderchen! Haltet mich nicht etwa für den berühmten Goldonkel aus Amerika, der immer so im letzten Akt der Raupachschen und Birch-Pfeifferschen Rührstücke mit dem großen Geldsack hereinschneite. Gott! weißt du noch, Minna, was wir da im Schauspielhause zusammengeheult haben? ... Ich erwähne das ausdrücklich, Liebe und Getreue, damit ihr mich nicht in der Hoffnung auf 'ne etwaige große Erbschaft zu gut behandelt!"

Lotte streichelte zärtlich dem alten Freunde die Hand.

„Das werden wir alle tun, und wenn du auch keinen Groschen mitbrächtest!"

Dieser etwas kühnen Behauptung schloß sich unbedingt eigentlich nur ihre Mutter an. Am lebhaftesten protestierte — allerdings nur innerlich — der Herr Kommissionsrat. Otto Hagedorn war zu reich und an zu große Summen gewöhnt, als daß ihn die pekuniären Verhältnisse dieses Ohms hätten interessieren können. Und Marie Christiani? Du lieber Gott! Ihr hatten sich beim plötzlichen Wiedersehen mit Onkel Hermann schöne Aussichten geweitet. Nicht für sich; sie war in ihrer Ehe wunschlos geworden. Aber für die Zukunft ihrer Kinder ...

„Nischt zu haben, hat übrigens auch was Gutes," unterbrach der große Finanzmann die kleine Pause, „kann man auch nischt verlieren ... Wissen Sie, was Hansemann vorigen Sonntag im Opernhause gesagt hat? Als Niemann — übrigens ein Prachtkerl, den wir uns aus Hannover mitannektiert haben ... er verkehrt bei uns ... ja, wissen Sie, was Hansemann gesagt hat, als Niemann sang:

‚Gold, ja Gold ist nur Chimäre'?

‚Ja, für den, der keins hat.' Famos, nich? Die Tendenz ist nun mal nach oben, und wer sie nicht benutzt, ist ein Kamel. Ja, ja, wir gehen einer Hausse entgegen, die nicht von schlechten Eltern ist ... Das ist auch die Ansicht meines Prokuristen,

meines Schwiegler. Der hat sich nicht umsonst bei Ihnen da drüben drei Jahre lang den Wind um die Nase wehen lassen!"

„Ein smarter Geschäftsmann?" fragte Giesebrecht.

„‚Ein gerissener Junge', sagt man bei uns. Mit allen Salben geschmiert. Auf den kann ich mich verlassen. Das ist meine rechte Hand. Lotte kann ihn natürlich nicht ausstehen; sie hat nun mal die Antipathie, und mein zweiter Prokurist, Schwieglers Bruder, der die Depots verwaltet, ist auch ein heller Kunde. Und beide treu wie Gold." Er trank einen Schluck Rotwein und fuhr dann fort:

„Wenn ich in der Tiergartenstraße oder einer der Nebenstraßen eine hübsche Stelle finde, bau' ich mir dort 'ne Villa."

„Gott, so weit draußen," seufzte Frau Schlegel, während der Herr Kommissionsrat aufhorchte.

„Hoppla! Einen Bauplatz in der vornehmen Gegend? Das wäre ja ein ganz famoser Anfang für sein Immobiliengeschäft! ... Und die Wut von dem Schuft, dem Danieli!' ...

„In der Jägerstraße gefällt mir's nicht mehr. Das Geschäft bleibt natürlich dort. 'ne feine Villa!"

„Am Ende gar mit Badezimmer?" forschte Frau Marie.

„Zwei, liebe Marie, zwei! Eins für uns, eins für die Dienstboten. In zehn Jahren, Lotte, verkloppen wir sie mit hunderttausend Dahler Reingewinn. Ganz gutes Geschäft! Nich?"

Otto Hagedorn liebte es, trotzdem es seiner jungen Frau gründlich mißfiel, ab und zu in das saloppe Berlinerisch zu verfallen.

„Uebrigens, Otto," sagte Frau Schlegel, „wie liegt die Sache eigentlich mit den Gebrüdern Natusius? Sind die ganz fertig?"

„Mit Schuh und Strümpfen! Faul! Oberfaul! ... Lotte! ... gib mir doch bitte mal das Kirschenkompott ... Sehen Sie, cher oncle, so rächt sich alles! Diese beiden Natusius ... das waren so die geborenen Baissiers, mieselsüchtige Kerle, die, wenn alle Welt Hurra schrie, immer Totenklagen anstimmten ... immer gegen den Strom, immer mit dem Kopf gegen die Wand.

Was mußten die gescheiter sein als Schicklers und Warschauers? Na und jetzt? ‚Finis coronat opodeldok', sagen sie bei uns auf der Börse."

„Und was wird denn nun aus ihnen werden?" fragte Lotte ihren Mann.

„Ja, mein liebes Kind, das wissen die Götter oder richtiger die Staatsanwälte. Das Schlimme ist, daß sie nicht nur ihr Geld verputzt haben, sondern auch das der anderen. Es fehlen Depots, große Depots, und so was nehmen die Deponenten gewöhnlich übel."

Otto Hagedorn, der nie auch den billigsten Effekt verschmähte, ließ in diesem Augenblick seine alte kostbare Uhr „Ueb' immer Treu und Redlichkeit" spielen.

„Die arme Frau von dem Emil Natusius," sagte Frau Schlegel, „die steht nun ganz hilf- und ratlos da. Die Eltern sind, soviel ich weiß, nicht vermögend. Es muß nicht leicht sein, sich aus diesem ein bißchen sinnlosen Luxus in ganz kleine Verhältnisse zurechtzufinden."

„Ja," lachte Hagedorn, „umgekehrt geht's merschtenteils leichter."

„Es kommt da doch nur auf den Grad von Willenskraft und Charakterstärke an," entgegnete Lotte. „Wenn sie das Wohlleben mit ihrem Manne geteilt hat, muß sie auch die Armut mit ihm teilen. Ich kenne Helene Natusius aus ihrer Mädchenzeit."

„Ich ja auch!" warf Marie schüchtern ein. „Ich werde mit deiner Erlaubnis, lieber Richard, morgen zu ihr gehen und sie fragen, ob ich ihr nicht irgendwie helfen kann!"

„Dann gehen wir natürlich zusammen, Mieze!" fügte Lotte schnell ein.

„Was dich anbetrifft, Marie!" dekretierte der Herr Staatsanwalt, „so kann ich dir diesen Besuch nicht gestatten."

„Und von mir, Lotte," trumpfte Hagedorn auf, „bringst du ihr persönlich fünfhundert Dahler; sie wird sie brauchen können. Die kann ihr nämlich das Gericht nicht nehmen."

„Das ist nett von euch, Kinderchen! Das lobe ich mir ... Ihr, Weiberchen, dürfte euch einen 'rauffetzen," bemerkte mit gütigem Lächeln Hermann Giesebrecht. An den „fünfhundert Dahlern" Hagedorns genierte ihn nur ein bißchen, daß sie, wie es ihm wenigstens schien, mehr Protzerei als Wohltätigkeitsbedürfnis, weniger Mitgefühl als der direkten Absicht entsprachen, seinem Herrn Schwager für dessen Besuchsverbot heimzuleuchten. Und Giesebrecht begann, sich so seine Gedanken zu machen über den Wert dieser Neffenakquisitionen.

‚Du lieber Himmel,' dachte er sich, unablässig die Brotkrumen zu kleinen Kugeln formend, ‚der da ihm gegenüber, der Erste Staatsanwalt am Königlichen Landgericht, der Herr Doctor juris Richard Christiani, der war leicht zu durchschauen ... der war hell wie Glas ... nicht gerade wie ein schönes, aber wie ein klares Glas ... der nüchterne, pflichttreue, pedantische preußische Beamte, durch die bescheidenen Verhältnisse, aber auch durch Naturanlage ein knickriger Pfennigfuchser, mit dem verheiratet zu sein nicht gerade zu den pläsierlichsten Dingen gehören muß, so Schema F ... Der andere da unten am Tisch ... dieser elegante, wohlgepflegte Mann ... ja, der war ungleich komplizierter ... Auf seinem zweifellos ein bißchen sehr buntfarbigen Lebenswege hatte er jedenfalls ein gut Teil aus der Hagedornschen patriarchalischen Kinderstube abgestreift, hatten ihm die Börse, die Spielklubs und das Ballett wohl viel von seinen ursprünglich guten Manieren genommen ... Er erschien Hermann Giesebrecht als ein seltsames Gemisch von Gutmütigkeit und Großsprecherei, von Freigebigkeit und Leichtsinn, von Begabung und Oberflächlichkeit, von Modernitätssucht und Bildungsmangel; ein Mensch, der mit seinem bestechenden Aeußeren die Schwärmerei einer Nähmamsell oder mit seinem großen Porte-

monnaie das Ideal einer Balletteuse sein konnte, der aber niemals würdig war und niemals würdig werden konnte einer Lotte Hagedorn! Ja, die Lotte!'

Hermann Giesebrecht streichelte unwillkürlich zum Schluß seiner Gedankenkette Lottens schmale, von einigen blauen Adern durchzogene, nur mit dem keinen wertlosen Ring geschmückte Hand, und ihm huschte durch den Sinn, was er von seiner Schwester erfahren hatte, daß sie Anselm Danieli geliebt hatte. Und sie, gleichsam als ob sie die Ursache dieser plötzlichen Liebkosung erriete, sah ihren Onkel lange an. Sie hatten sich verstanden. Und Lotte tat ihm leid.

„Ich kann dir, Marie," sagte Christiani, „diesen Besuch bei der Dame nicht gestatten. Es wäre doch möglich, daß die Frau von den Manipulationen ihres Mannes gewußt hat."

„Das hat sie nicht, nie und nimmer!" rief Lotte etwas erregter. „Ich kenne Helene Natusius. Ihr Mann hat sie jedenfalls in dem Wahn gelassen, sehr reich zu sein. Man muß doch auch nicht gleich das Schlechteste von den Menschen denken."

„Das ist mein Beruf, Frau Lotte; man kommt damit der Wahrheit gewöhnlich am nächsten!"

„Das wäre eine traurige, eine sehr traurige Wahrheit," erwiderte sie. „Ich stehe auf dem entgegengesetzten Standpunkt. Ich halte jeden Menschen für anständig, bis er mir das Gegenteil bewiesen hat. Sie, lieber Schwager, sind gewöhnt, Todesurteile zu beantragen; ich würde einen schlechten Staatsanwalt abgeben, ich liebe mehr die Begnadigungsgesuche!"

Otto war den Worten seiner Frau mit Vergnügen gefolgt. Mehr noch: mit Genuß. Die Erregung hatte ihr schönes Gesicht gerötet. Sie sah schön aus, schöner als je. Und daß diese Schönheit ihm gehörte, ihm ganz allein, das schmeichelte seiner Eitelkeit. Es freute ihn, wenn alle Welt sie „die schöne Frau Hagedorn" nannte. Aber es schmeichelte auch seinem Herzen. Denn, wenn er auch ganz insgeheim das Opfer kannte, um dessentwillen

sie seine Frau geworden war ... Er hatte nie Eifersucht verspürt auf Anselm Danieli ... er hatte ihn nie gesehen. Sie war sein, sie gehörte ihm, und mit Vergangenem pflegte er sich nicht zu beschweren. Er liebte Lotten, liebte sie in seiner Weise. Und alle Gleichgültigkeit, mit der sie seine Zärtlichkeiten erwiderte, hielt er für Sprödigkeit, für Schämigkeit. Er liebte sie, liebte die Schönheit ihrer Glieder ... sie gehörte ihm ... und damit basta!

„Na," lachte er hell auf, „wenn die Frères Natusius in Ihre Fänge kommen, verehrter Schwager, dann gratuliere ich, dann sind sie rettungslos geliefert!"

„Wie meinen Sie?" fragte Doktor Christiani spitz und scharf.

„Das weiß doch in Berlin jeder Säugling, daß Sie der gefürchtetste, weil unerbittlichste Staatsanwalt sind!"

„Sie haben da wohl einen falschen Ausdruck gewählt: ich bin nur gerecht!" und die Stimme des kühlen Mannes grollte in verdächtiger Erregung, die er schwer zu meistern vermochte.

„Gesegnete Mahlzeit!" sagte sehr vernehmlich Frau Schlegel, „den Kaffee trinken wir in der guten Stube." Sie hörte den Donner immer näher grollen, und sie fürchtete, daß es in den nächsten Minuten einschlagen könnte.

„Mahlzeit," echote Giesebrecht. „Minna! Seit zwölf Jahren habe ich nicht mehr so gut gegessen. Ich gebe mich bei dir in Pension."

„Du weißt, mein Jungchen," und sie war ihm dankbar für sein verständnisvolles Bemühen, wieder in gefahrloses Fahrwasser zu steuern, „du bist mir jeden Tag herzlich willkommen und auch meinem Mann."

Das Gesicht, das „mein Mann" bei der Aussicht, seinen Schwager aus der Heiligengeiststraße täglich bei sich zu sehen, schnitt, schien seiner Gemahlin Versicherung nicht gerade zu bestätigen.

„Wir wollen euch, Papa und Mama," sagte Lotte, „und natürlich Marie und Sie, lieber Richard, bitten, nächsten Donnerstag unsere Gäste zu sein. Und du, Onkel Hermann, führst mich natürlich zu Tisch."

„Wird von unserer Seite mit bestem Dank akzeptiert," erwiderte der Wirt. „Fracksache?"

„Gegen fünfzig Personen."

„Jetzt noch? ... Im Juni?"

„Der Vertreter der Pariser Rothschilds ist hier ... mein Mann ist ihm Revanche schuldig ... Monsieur Guillemin hat uns den Donnerstag reserviert."

„Wer kommt denn?" fragte Frau Schlegel.

Da war nun Otto Hagedorn in seinem Fahrwasser, und er legte nun los.

„Der englische Gesandte ... dann Baron Leiendorf ..."

„Wer ist das?" fragte Giesebrecht.

„Das ist mein bester Freund ... und außerdem ist er der Finanzagent der russischen Regierung. Mein bester Kunde! Ich verdiene an ihm 'ne Stange Gold! ... Dann kommt der Graf Adlerberg, Baron und Baronin Krauskopf, Lehndorf, der belgische Gesandte, der Violinist Drewitz ..."

„Grapscht der immer noch Zigarren?" lachte Giesebrecht, „und steckt er sich immer noch die Fracktaschen voll Konfekt?"

„... Glaßbrenner, Kossack, der Polizeipräsident ... übrigens doch der beste Whistspieler, der Marquis Ventura und natürlich ein bißchen Börse ... so 'ne gemischte Speisenkarte ... Adel, Reichtum, Schönheit, Geist, Kunst ... von allem ein Häppken ... vielleicht sogar Geheimrat Schlüter; der hat sich seit ein paar Jahren vollständig verkrümelt ... sein einziger Umgang soll ja die alte Frau Arendt in der Schellingstraße sein ... schwerreiche Frau ... die hätte ich den alten Neidhammeln, den Gerickes, schon lange gerne abgeknöppt."

Herrgottsakrament! Da wurde der Herr Kommissionsrat schon wieder mit der Nase auf diesen verdammten Terrainverkauf gestoßen und auf diesen noch vermaledeiteren David Danieli ... es war wirklich, um aus der Haut zu fahren!

„Dem Zungenschmaus," und Hagedorn schwelgte, als ob ihm schon jetzt alle die guten Dinge auf der Zunge zergingen, die Huster und Kranzler liefern würden, „folgt übrigens ein nicht minder exquisiter Ohrenschmaus. Die Lucca wird mit Woworsky das Duett aus der ‚Afrikanerin' singen, Wachtel wird natürlich sein ewiges ‚Gute Nacht, du mein herziges Kind' zum besten geben, Rafael Joseffy, der junge Pianist, wird spielen ..."

„Donnerwetter," lachte Giesebrecht, „muß das 'nen Batzen kosten!"

„Geschäftsspesen, lieber Onkel, alles Geschäftsspesen. Muß die Kundschaft blechen. Und zum Schluß wird Niemann ein Lied von mir singen."

„Sapperlot!" schmunzelte Hermann Giesebrecht, „ein komponierender Bankier ... das ist das Neueste!"

„Darum ist es noch lange nicht das Schlechteste," bemerkte wohlgefällig Otto Hagedorn. Und nach einer ganz kurzen Pause, in der er seinen Schwager scharf angeblickt hatte, sagte er in einem Ton, der sich nicht gerade durch übertriebene Verbindlichkeit auszeichnete:

„Verehrter Herr Schwager! Sie haben wohl die Einladung, die meine Frau in ihrem und meinem Namen an Sie ergehen ließ, überhört?"

Einen Augenblick herrschte im „Stall" tiefe Stille, die dann vom Zwitschern des Kanarienvogels aus der nebenanliegenden guten Stube unterbrochen wurde und von dem übermütigen Lachen der im Garten „Zeck" spielenden Kinder.

„Am Donnerstag wird es wohl nicht gut gehen," zirpte Frau Marie, „ich habe große Wäsche und ..." Sie stockte, um ihrem Manne das entscheidende Wort zu lassen, wie sie es gewöhnt

war, oder richtiger, wie er sie gewöhnt hatte in ihrer kalten, freudlosen Ehe, in der nach Auffassung des Herrn Doktor Christiani „das Weib untertan sein soll dem Manne".

Herr Staatsanwalt Doktor Christiani sah hinter seinen scharfgeschliffenen Brillengläsern seinen Schwager Hagedorn an, wie er einen Raubmörder anzublicken pflegte. Beinahe hätte er seine Rede begonnen mit den ihm vertrauten Worten: „Meine Herren Geschworenen", begnügte sich aber, sein ohnehin ernstes Gesicht in so düstere Falten zu legen, daß die Milch im Umkreise von Berlin, so bis nach Ebers-, Freien-, Finster- und Luckenwalde, sauer werden konnte.

„Die Sache Natusius nimmt meine ganze Zeit in Anspruch. Diese Herren Börsenschwindler machen es einem wahrhaftig nicht leicht, hinter alle ihre Schliche zu kommen."

„Soviel ich weiß, findet die Verhandlung gegen die Gebrüder Natusius", erwiderte Hagedorn, „erst Mitte November statt. Wir haben jetzt, kann ich mich recht erinnern, Juni. Ich denke mir, daß Sie, selbst wenn Sie uns einen Abend opfern würden, immer noch genug Zeit finden zum Studium der Akten?"

„Sie müssen mir schon überlassen, Herr Schwager, über meine Zeit nach eigenem Ermessen zu verfügen."

Lotte erbleichte bis in die Lippen, und Frau Schlegel sah hilflos ihren Mann und dann ihren Bruder an.

„Ich will Ihnen sagen, Herr Doktor Christiani," antwortete Otto Hagedorn, „warum Sie die Akten dieser ‚Börsenschwindler' so heftig studieren müssen: weil Sie nicht zu uns kommen *wollen* ... Nicht wahr, Sie *wollen* nicht?"

„Ich will die Frage, die Sie an mich richteten, beantworten," hub Christiani seine Rede an, die, wie seine kleine, immer geängstigte Frau schon aus dem Ton der Einleitungsworte heraushörte, sich zu einem lebhaften Plädoyer entfalten würde. Und zitternd flüsterte sie ihrem redefreudigen Gemahl zu:

„Ach, lieber Richard, ich bitte dich ..."

„Ich könnte ja auch irgendeine bequeme Ausrede gebrauchen, aber das widerstrebt mir. Es ist mir lieb, daß Sie diese Frage an mich richteten, deren Beantwortung endlich Klarheit zwischen uns schaffen wird, wir sind ja ganz in der Familie ... Ich will Sie, Herr Hagedorn, keineswegs beleidigen; ich will Ihnen nur meine Ansicht ein für allemal sagen. Das große Haus in der Jägerstraße, in dem Sie residieren, und meine kleine Wohnung in der Niederwallstraße sind getrennte Welten. Die Anschauungen, die Sie vom Leben haben, die aus Ihrer Erziehung resultieren, aus dem Wohlstand, in dem Sie aufgewachsen sind, der Reichtum, über den Sie verfügen, die Ansprüche, die Sie an das Leben stellen, sind ganz anders geartet als die meinen. Ich bin in Einfachheit und Sparsamkeit aufgewachsen, ich lebe auch so. Sie sprechen eine andere Sprache als ich. Ich verstehe nicht die Ihre, Sie nicht die meine. Ihre Interessen sind nicht meine. Sie genießen, und ich arbeite. Ihrem Verkehr stehe ich fremd und teilnahmlos gegenüber. Bitte, Herr Hagedorn, lassen Sie mich aussprechen! Ihre Barone, Gesandten und Marquis sagen mir nichts, ich ihnen ebensowenig. Die Börsenfürsten, die ich bei Ihnen getroffen habe, sind mir fatal, und nun gar so viele Theaterleute! Was geht mich Fräulein Lucas an ..."

„Lucca," flüsterte Marie.

„... meinetwegen Lucca. Ich habe kein Geld, diese Dame zu hören. Sie, Herr Schwager, essen Spargel im Januar, ich esse ihn im Juli. Bei Ihnen gibt's Trüffeln, bei mir gibt's Sprotten. Es ist mir peinlich, daß in Ihren Gesellschaften meine Marie in ihrem einfachen Kleide abstechen muß gegen die überreichen Toiletten Ihrer Bankierfrauen. Sie schwärmen für alles Neue, ich hafte am Alten. Sie vergöttern diesen neuen Mann, von dem die Menschen so viel Spektakel machen,

obwohl er's ja reichlich in seiner Musik selber tut, Sie lieben diesen musikalischen Taschenspieler, diesen Richard Wagner, ich knie vor Mozart. Sie sind Neu-Berlin, ich bin Alt-Berlin. Sie, Herr Hagedorn, und ich: wir sind und bleiben eben getrennte Welten! Und darum ist's besser, daß unser Verkehr, der uns beiden nur Zwang auferlegt und uns keine Freude macht, von jetzt an unterbleibt!"

„Ach du lieber Gott," sagte Marie leise, ganz leise. Sie starrte traurig vor sich hin. Denn sie sah in diesem Augenblick die tiefe und unüberbrückbare Kluft, die sie von jetzt an von Lotten, die sie von Herzen liebte, fürs ganze Leben trennte.

Der Herr Kommissionsrat spielte mit seiner Uhrkette, fest entschlossen, seinem reichen Schwiegersohn recht zu geben. Denn abgesehen von den geschäftlichen Plänen, die er morgen mit ihm und seiner rechten Hand, dem Prokuristen Schwiegler, besprechen wollte: er aß lieber Trüffeln und Spargel und Gänseleberpastete in der Jägerstraße als Sprotten und Rollmops und Flammeri in der Niederwallstraße.

Frau Schlegels ängstliche Augen flatterten von Marie zu Lotten, von Lotten zu Marie, und Onkel Giesebrecht drückte begütigend die Hand Lottens, aus deren Gesicht jeder Blutstropfen gewichen war. Zwei schwere Tränen lösten sich aus ihren Augen.

„Donnerwetter, gibt's hier aber viele Fliegen!" sagte Hermann Giesebrecht.

„Das machen die vielen Pferde in den prinzlichen Stallungen nebenan," erklärte Frau Schlegel leise.

Bruder und Schwester hatten es nur so hingesprochen, eigentlich ohne zu wissen, was sie sprachen, ganz instinktiv, um die angstvolle kleine Pause zu unterbrechen.

„Hören Sie mal, lieber Richard," sagte der Herr Kommissionsrat, der sich die günstige Gelegenheit, Familienoberhaupt

zu spielen, denn doch nicht entgehen lassen wollte, „ich möchte Sie doch bitten um etwas mehr Mäßigung, denn schließlich . . ."

„Ich danke Ihnen, lieber Papa," rief Hagedorn seinem Schwiegervater zu, „für Ihre Intervention. Indessen Sie werden mir gestatten, daß ich dem Herrn Doktor selbst antworte und selber meine Sache führe. Da Ihnen, Herr Schwager, meine Lebensführung so mißfällt, ich sie aber Ihnen zuliebe kaum ändern werde, so ergibt sich als logische Notwendigkeit, daß wir unseren Verkehr aufgeben. Sie sind meinen Wünschen nur zuvorgekommen. Denn nur meiner Frau zuliebe, die mich immer wieder um Nachsicht bat, wenn mir Ihre Schrullen und Rücksichtslosigkeiten unerträglich wurden, habe ich diesen Verkehr aufrechterhalten. Nur um meiner Frau und meiner Schwiegereltern willen. Ich will Sie über einen starken Irrtum aufklären, in dem Sie sich befinden. Sie haben behauptet, daß mein Haushalt, mein Verkehr, meine Interessen Ihr ästhetisches Gefühl verletzen. Sie haben nur in Ihre Bücher und Akten gesehen, ich habe ins Leben geschaut, und deshalb kenne ich die Menschen, kenne ich Sie besser als Sie sich selbst. Ich will Ihnen sagen, weshalb Sie sich bei mir nicht wohl fühlen. Weil Sie mir mein Glück, meine Sorglosigkeit, meine Freude am Leben n e i d e n!"

Doktor Christiani sprang von seinem Stuhle auf.

„Jawohl, n e i d e n! Der N e i d wurzelt tief in Ihrem Wesen. Weil Sie mein Wohlleben, meinen Reichtum, meine Genußfreudigkeit n e i d e n, und mit solchen Menschen verkehre ich nicht!"

„Herr Hagedorn!" erwiderte Christiani, und er zitterte am ganzen Leibe.

„Ja, mein Verehrter, wie's in den Wald hineinschallt, so schallt's auch heraus!"

„Um Gottes willen, Otto!" rief Frau Schlegel.

Lotte Hagedorn war keiner Silbe fähig.

„Und nun noch die letzten Worte, die Sie wohl von mir hören werden. Sie werden noch an diese Stunde denken, und Sie werden sie bereuen. Ich kann mir nicht recht vorstellen, daß ich jemals im Leben Sie gebrauchen und Ihre juristische Hilfe in Anspruch nehmen müßte, während ich es nicht für undenkbar halte, daß Sie einmal um meinen pekuniären Beistand an meine Ihnen heute so verhaßte Türe klopfen. Aber daß Sie diese Tür verschlossen finden würden ... darauf gebe ich Ihnen schon heute, am Himmelfahrtstage 1869, mein Ehrenwort. Und das pflege ich zu halten!"

Die beiden Männer, der Alt-Berliner und der Neu-Berliner, standen sich gegenüber und sahen sich mit haßerfüllten Augen an. Ein jeder von ihnen fühlte, daß die Brücke zwischen ihnen zertrümmert war für alle Zeit, jeder von ihnen fühlte, daß ihm diese unglückliche, aus der Verschiedenartigkeit der Charaktere geborene Stunde einen Todfeind beschert habe fürs ganze Leben. Und ihre Frauen, die schüchterne und geduckte Marie Christiani und die stolze und entschlossene Lotte Hagedorn, waren sich bewußt, daß das innige Band, das sie seit der schönen, seligen Jugendzeit verknüpfte, durch die intolerante Einseitigkeit des einen und durch den herausfordernden Uebermut des anderen gelockert, vielleicht auch zerrissen war.

„Komm, Marie," sagte Christiani. Er verschwand hinter der Korridortür.

Marie folgte ihm langsam; dann drehte sie sich um. Lotte war ihr einige Schritte nachgegangen.

„Mieze!" sagte sie, und ihre schöne, tiefe Stimme klang wie feierlicher Orgelton, „wir beide ... w i r dürfen uns doch nicht verlieren? ..."

„Ach, l i e b e Lotte!" flüsterte Marie. Sie sagte nichts weiter. Aber in diese drei kleinen Worte legte sie alles, was sie an schwesterlicher Liebe, was sie in ihrer harten Ehe an ge-

waltsam zurückgedrängter Herzlichkeit empfand. Und dann flüsterte sie:

„Leb' wohl, Lotte! ... ich ... ich kann ja nicht anders!"

„Marie, hast du denn gar keinen eigenen Willen mehr?"

„Willen," lächelte sie wehmütig, „Willen? Ach, du lieber Gott: ich und ‚wollen'? Leb' wohl! ... Vergiß mich nicht!"

„Sei unbesorgt, Marie!" flüsterte Lotte, „ich werde den Weg zu dir zu finden wissen!"

„Versprich nicht, was du nicht halten kannst! ... Mein Mann verzeiht niemals!"

Die Eltern, Giesebrecht und Hagedorn waren unterdessen in die gute Stube gegangen. Lotte stand allein in dem großen Zimmer und starrte vor sich hin. Ihr war's, als ob ein Stück aus ihrem Leben ausgebrochen sei.

Hermann Giesebrecht trat auf sie zu. Er streichelte ihr liebevoll die Wangen und sagte dann leise:

„Lotte! Es bleibt also dabei? Ich hole dich morgen vormittag um elf Uhr ab!"

Und wie er ihr so warmherzig in die Augen blickte und so fest ihre Hände hielt, da fühlte sie, daß das Schicksal, das ihr heute die Schwester geraubt, ihr als Ersatz den gütigen, treuen Freund geschenkt habe, einen Mann, auf den sie sich verlassen könnte in allen Stürmen des Lebens.

Herrn Kommissionsrat Schlegel ließ der Bruch zwischen den beiden Schwiegersöhnen eigentlich höchst gleichgültig. Der reiche war ihm sicher. Und um den anderen hatte er sich nie gekümmert. Es wird ja wohl zu ertragen sein, wenn dieser alte Nörgelfritze sich jetzt seltener hier sehen läßt. Und dieser Gleichgültigkeit gab Herr August Franz beredten Ausdruck, indem er sich für mehrere Stunden nach des Tages Last und Mühe in sein Privatleben zurückzog, um in der dunkeln Sofaecke ein wenig nachzudenken.

Otto Hagedorn hatte seinen eleganten, mit blauem Atlas ausgeschlagenen Landauer vor seiner Schwiegereltern Haus bestellt. Er fuhr mit Lotten und dem „süßen Dummchen", das auf Pines Schoß saß, in den am heutigen Feiertage von lustigen, geputzten Menschen überfüllten Tiergarten. In allen Alleen wimmerten die Leierkästen, an allen Ecken boten in gutem Futterzustande befindliche Frauen runde Oblaten und Kringel an, auf der Charlottenburger Chaussee mit Fahnen besteckte Kremser und vollgepackte Rosenbergsche Droschken, auf allen Wegen die Bürger mit Frau und Kind und Kegel, Soldaten Hand in Hand mit den Küchendragonern, Spreewälderinnen mit den Schätzen, vom Krollschen Gartenkonzert flatterten ein paar Töne herüber, und die Sonne senkte ihre leuchtendsten und heißesten Strahlen auf dieses stauberfüllte Gewühl. Otto Hagedorn war stolz darauf, seine schöne Frau aller Welt zeigen zu können. Was kümmerte ihn dieser Schwager, mit dem er in seinem Leben nichts mehr zu tun haben wird! Und blitzschnell durchflog's ihn: ‚Diese armen Natusius!'

„Um Marie tut's mir ja leid," sagte er in seiner angeborenen Gutmütigkeit auf französisch zu Lotten, „ich habe selbstverständlich nicht das geringste dagegen, wenn ihr beide so weiter verkehrt, als sei nichts geschehen. Die arme Frau ist ja wahrscheinlich bei seinem Geiz immerfort in der Geldklemme. Hilf ihr nur heimlich so oft als möglich! Du kannst über mich verfügen!"

Aber an Lottens Einsilbigkeit und Versonnenheit merkte Frau Pine, daß etwas nicht in Ordnung, daß da etwas sehr Unangenehmes passiert sein müsse. Und aus ihren treuen, dunkeln Augen sah sie ihre Herrin an, als ob sie sagen wollte: „Wenn dich jemand was Böses will, der kriegt's mit mich zu tun!" Denn mit den verdammten Akkusativen stand Frau Pine Neumann seit nunmehr siebenzig Jahren auf äußerst gespanntem Fuße.

Und dann gab Otto Hagedorn dem Diener, der ja auch bei dem so eigenartig beendigten Mittagsbrot serviert hatte, die Weisung, durch die Tiergartenstraße fahren zu lassen. Und das tat er in der Absicht, vielleicht in einer der Nebenstraßen, der Matthäikirch-, Regenten-, Bendler- oder Hohenzollernstraße, zufällig irgendeine ihm passende Baustelle zu finden.

Frau Schlegel war nach der lange befürchteten „Explosion" wieder auf ihren Fensterplatz zurückgekehrt. Sie sann vor sich hin und sah auf die heute besonders menschenleere Behrenstraße hinunter. Drüben vor dem Eckhause, in dem der berühmte Augenarzt wohnte, spielten Kinder Murmel und Kreisel, und auf dem Damm erlustigten sich ein paar Knirpse an „Himmel und Hölle"; die hatten sie mit Kreidehieroglyphen auf das Trottoir gezaubert. Sonst war tiefe Stille. Vor dem Hause Behrenstraße 69a stand der stets geschlossene Zweispänner des Geheimrats Schlüter. Frau Schlegel sah das alles nur wie durch einen Schleier; ihre Gedanken weilten bei ihren Töchtern, deren Zukunft sie sich anders, ach! ganz anders ersehnt und erträumt hatte!... Denn beide liebten ihre Männer nicht... Jeder Vermittlungsversuch wäre jetzt nutzlos. Aber später, wenn erst der Zorn dieses töricht-beschränkten und dieses leichtsinnigen, aber doch gutmütigen Mannes verraucht sei, dann... ja dann!... Und Minna Schlegel war so in ihre Gedanken versponnen, daß sie nicht einmal das ihr sonst so wohlbekannte Traben der Trakehner Hengste des mit seinem Mohren vorüberfahrenden Prinzen Karl hörte... Du lieber Gott, was gingen sie heute alle Mohren der ganzen Welt an!

Hermann Giesebrecht hatte sich ohne Verabschiedung davongeschlichen. Er wollte allein sein. Allein mit seinen Gedanken. Er schlenderte seiner Gewohnheit gemäß mit den Händen auf dem Rücken den „Linden" zu und ließ sich dann von der auf und ab wogenden Menge ziellos treiben. Zwölf lange Jahre hatte er nun nicht mehr die Heimat gesehen: zwölf Jahre voll

harter Erfahrung, voll rastloser Arbeit. Die Sehnsucht nach den Seinen hatte ihn heimwärts getrieben. Nun wollte er mit dem, was er drüben errafft, hier ausruhen in der Familie. Er hatte sich deren Frieden anders vorgestellt ... Wenige Stunden nach seiner Ankunft war er verstrickt in diesen haßerfüllten Streit ...

Da sah Hermann Giesebrecht endlich wieder das Brandenburger Tor, durch das vor drei Jahren die siegreichen Truppen von den böhmischen Schlachtfeldern zurückgekehrt waren, sah die Viktoria hoch oben in der Sonne glänzen, sah den Pariser Platz, sah die beiden würdevollen Eckpfeiler der „Linden", das Palais des Grafen Redern und gegenüber das große Eckhaus des Bankiers Benecke von Gröditzberg, sah überall ihm aus der Jugendzeit vertraute und liebe Stätten, aber er sah in fremde Gesichter und hörte fremde Stimmen und fühlte, daß er entwurzelt war, und daß er nach den heutigen Erfahrungen den ersehnten Frieden hier wohl kaum finden würde ... Mein Gott, hatte sich die Stadt verändert! 1857, als er Alt-Berlin verließ, war sie noch eine stille Stadt. Auf manchen Plätzen, in vielen Straßen wuchs ja noch Gras zwischen den spitzen kleinen Trottoirsteinen. Das Leben war steif und frostig; Militär und Regierung ... Regierung und Militär. Die Straßen so kerzengerade wie die Soldaten, das Bürgertum sparsam und einfach. Wie hatte sich sein Alt-Berlin gedehnt und gestreckt. Da waren ja wahrhaftig Läden und Hotels, die sich in Neuyork hätten sehen lassen können! Es war zwar alles noch ein bißchen neu, ohne besonderen Charakter, ohne feine Kultur und Tradition, so mit einem kleinen Stich ins Parvenütum. So ungefähr wie sein neuer Neffe Otto Hagedorn, Lottens Mann. Da waren seine Gedanken wahrhaftig schon wieder bei ihr. Er wollte diese Gedanken verscheuchen, aber sie beherrschten ihn ganz, diese Gedanken an seinen Liebling ... Er ging weiter, vorüber an dem Gewühl, vorüber an den eleganten Damen in

den Reifröcken mit den kostbaren türkischen Schals und den mit Blumen geschmückten Strohschuten, vorüber an den hübschen „Jardeleutnants", vorüber an manchem sehr freundlichen Fräulein, das dem stattlichen Herrn gar unternehmungslustig in die Augen sah. Er sah das alles nicht... er dachte an Lotte Hagedorn, und er wußte, daß sie nicht glücklich war... So war er bis zur Kranzler-Ecke gelangt und stand unschlüssig, ob er jetzt schon in sein Hotel in der Heiligengeiststraße kriechen oder ob er sich nicht lieber im Opernhause ein paar hundert hübsche Mädchen in dem Ballett „Flick und Flock" ansehen sollte, als er plötzlich von der Kranzlerschen Terrasse her sehr laut und vernehmlich seinen Namen rufen hörte: „Giesebrecht! Giesebrecht!"

Er mußte sich verhört haben. Wer kennt ihn hier noch? Nach zwölf langen Jahren!

„Giesebrecht!" rief die Stimme noch einmal, „Hermann, mein Rabe!"

Er drehte sich um und sah von der Terrasse her einen älteren Herrn auf sich zustürzen.

„Mensch!" rief der, ihm beide Hände entgegenstreckend. „Geliebter Mensch! Erkennst du mich denn nicht mehr?"

„Ja, ist's denn möglich? Du? David Danieli? Du? mein lieber, alter Freund!"

Und die beiden Männer scherten sich den Teufel um all die Spaziergänger und umarmten sich und küßten sich und sahen sich tief in die Augen.

David Danieli war groß und schlank; aus dem scharfgeschnittenen, von einem grauen, kurzen Backenbart umrahmten Gesicht blickten ein Paar kluge und gute Augen. Dieser Mann, der als Kaufmann mit ungewöhnlichem Spürsinn und beinahe untrüglicher Sicherheit in die Zukunft blickte und alle Erwerbsmöglichkeiten ausschöpfte... dieser Mann war äußerlich mit der raschen Entwicklung der Stadt und der sich überall

regenden Modernitätssucht nicht marschiert. Er trug sich ein bißchen altmodisch, so wie die Herren sich wohl zehn Jahre früher in Alt-Berlin zu tragen pflegten. Der Kragen des schwarzen, sauber gebürsteten Tuchrocks war viel zu hoch, die weiße Pikeeweste viel zu weit ausgeschnitten, die Vatermörder ein Nachklang aus dem Ende der vierziger Jahre, das große schwarze Atlasplastron mit der Türkisennadel ein längst überwundener Standpunkt, und der hohe Hut, von dem sich David Danieli in keiner Jahreszeit trennte, weil er als Häusermakler das seinen Kunden gegenüber schuldig zu sein glaubte ... dieser Zylinder hatte schon verschiedene Moden an Höhe und Krempe, Band und Futter überdauert.

Er legte dem lange vermißten und so plötzlich wiedergefundenen Freunde den rechten Arm um die Schulter und zog ihn in die menschenleere Friedrichstraße.

„Ich kann dir heute nur ganz kurz Willkommen, herzlichstes Willkommen sagen ... Du bist übrigens ein alter Lump, daß du dich nicht sofort bei mir gemeldet hast ... es ist in wenigen Minuten sechs ... ich muß Punkt sechs beim Geheimen Oberjustizrat Meisenbach in der Jägerstraße sein, der trotz des Feiertags den Vertrag über einen großen Terrainverkauf entwerfen will."

„Es handelt sich wohl um die Belle-Alliance-Straße?" fragte lächelnd Giesebrecht.

„Donnerwetter! Du bist gut informiert! Na, ein Geheimnis ist's ja nicht. Morgen bringen's sowieso die Tante Voß und der Onkel Spener. Also, Alterchen, morgen vormittag um zwölf erwarte ich dich in meiner alten Bude."

„Wohnst du immer noch in der Königstraße 11?"

„Immer noch! Ueber'n Hof ... Also Schlag zwölf ... Auf Wiedersehen, mein Junge!"

Er drückte Giesebrecht warm die Hand und steuerte dann mit seinen langen Beinen der Jägerstraße zu.

Die Sonne stand noch hoch am wolkenlosen Himmel, sie leuchtete auf der gegenüberliegenden Häuserreihe der Friedrichstraße, während drei Viertel des Fahrdamms und die andere Seite schon in ein wenig kühleren Schatten getaucht waren. Die Straße lag in feiertäglicher Nachmittagsruhe. Nur hie und da trabte ein lebensmüder, ganz wider seinen Willen vor einen Omnibus Weddingplatz – Belle-Alliance-Platz gespannter Gaul oder zockelte ein eine Rosenbergsche Droschke ziehender Araber vorüber, der von den Annehmlichkeiten des Stalles träumte. Sonst lag die Friedrichstraße, deren Ende in einem Dunst von Staub und Sonnenlicht verschwand, in tiefer Stille. Alles Leben und fröhliche Treiben hatten die „Linden" und die Charlottenburger Chaussee aufgesogen. Drüben an der Ecke der Französischen Straße war vor dem Hause eines Schwerkranken nach Alt-Berliner Sitte der Fahrdamm mit Stroh beschüttet.

Giesebrecht stand wieder unschlüssig da. Den zuerst gehegten Plan, sich im Opernhause an der Gliederpracht der Ballettdamen zu erfreuen, hatte er, obwohl sonst wahrhaftig kein Kostverächter, definitiv aufgegeben. Denn er sagte sich nicht mit Unrecht, daß ebensogut wie er seit 1857 auch die Tänzerinnen um zwölf Jahre älter geworden sein müßten, und für ältere Jahrgänge – und noch obendrein in kurzen Gazeröckchen – hatte er nie etwas übrig gehabt. Die trockene Schwüle, die unbewegliche Luft, die den offenen Rinnsteinen entströmenden, nicht gerade nach Eau de Cologne duftenden Gerüche hatten Giesebrecht Durst gemacht, und er faßte den verständigen Entschluß, in irgendeinem molligen Winkel sich einer gediegenen Löschvorrichtung zu bedienen. In seiner Erinnerung tauchten die Namen ein paar alter Weinstuben auf, die er früher häufig besucht hatte: Trepte in der Kurstraße?... bei dieser Hitze zu weit! Unger in der Leipziger Straße mit dem gemütlichen Kneipzimmer hinter dem Delikatessladen?... der hat heute ja geschlossen! Lutter?... da ist doch um die Stunde und noch

gar bei dem schönen Wetter am Feiertage kein Mensch ... Er schlenderte weiter. In tiefer Stille lag der Gendarmenmarkt. Nur von den prächtigen, noch in der Sonne gleißenden Kuppeln der Französischen und der Neuen Kirche läuteten sie den Feiertag zur Ruhe.

‚Donnerwetter,' dachte sich Giesebrecht, jetzt langsam durch die Französische Straße dem Werderschen Markt zuschreitend und sich eine von seinen aus Amerika mitgebrachten Importen ansteckend, ‚weit genug hat's der Danieli gebracht. Ein blutarmes Bürschen, das da von irgendwoher aus der dunkelsten Provinz vor fünfundvierzig Jahren etwa — so um 1824 herum — nach Alt-Berlin geweht war und sich durch unbeugsamen Willen, durch Fleiß und Wagemut hinaufgearbeitet hatte. Und war in seinem nicht ungefährlichen Beruf des Häuserhandels ein proprer Mann geblieben. Ob seine Frau wohl noch lebt? Diese zarte, blasse, stille Frau?' ... Morgen vormittag da hinten auf dem Hof wird er ja alles erfahren ... Gemächlich ging er weiter. Vorüber an den Kulissenhäusern der Hoftheater. Durch die eine geöffnete Tür sah er in die bunte Welt gemalter Berge und Täler, Burgen und Säle, Kirchen und Flüsse. Längst verklungene Zeiten tauchten vor Hermann Giesebrecht auf, und er lächelte vor sich hin: die Jahre, in denen er als Lehrling bei den Gebrüdern Jacob in der Spandauer Straße in die Geheimnisse der Manufakturwarenbranche eingeweiht wurde, während Franz August Schlegel, sein späterer Schwager, und David Danieli schon als Respekt heischende Kommis fungierten. Wie oft hatte er als „Stift" für die beiden Herren Vorgesetzten aus dem benachbarten Nowackschen Budikerkeller Bouillon oder in der Konditorei von Courtier in der Königstraße einige Tassen Kaffee holen müssen! Dann war er selbst Kommis geworden, und er wurde trotz des zwölfjährigen Altersunterschieds bald der Dritte im Bunde. Und acht Jahre später hatten sich die beiden jungen Hunde, der

Schlegel, der seine Schwester Minna geheiratet hatte, und der Danieli, mit deren Mitgift assoziiert, und eines Tages prangte am Hausflur Königstraße 11 ein sehr schönes Porzellanschild, das der erstaunten Nachbarschaft kündete, daß die Herren Schlegel und Danieli hier eine Agentur für Immobilien zu betreiben fest entschlossen waren.

Giesebrecht ging jetzt vorbei an der Stechbahn. Wie vor zehn und zwanzig und dreißig Jahren saßen die Leute bei Josty und schlürften ihren Kaffee und ergötzten sich an ihrem Apfelkuchen mit Schlagsahne, und er dachte sich, daß in zehn und zwanzig und dreißig Jahren fast alle diese Menschen verschwunden sein werden, ohne eine Spur hinterlassen zu haben; nur der Kaffee und der Apfelkuchen und die Schlagsahne werden die Jahre und die Stürme überdauern und werden bleiben bis zum Jüngsten Gericht. Und wie er flüchtig über die Menge sah, bemerkte er seinen Schwager, den Herrn Kommissionsrat, der, mit einer Blume im Knopfloch, auf dem frisierten Kopf den grauen Zylinder, sich mit einer jungen Dame unterhielt, deren Äußeres — sie trug über einer lächerlich großen Krinoline ein feuerrotes Seidenkleid — darauf schließen ließ, daß sie ihre zahlreichen Mußestunden wohl nicht gerade als fromme Beterin in den Kirchen verbrächte. ‚Gott,' dachte sich Giesebrecht, ‚an der Sache selbst ist ja gar nichts auszusetzen; nur braucht er's, als Vater und Großvater, nicht gerade so öffentlich zu treiben, dieser alte Esel!' Wahrhaftig, daß der und Danieli so lange Jahre miteinander ausgehalten hatten... es blieb ein Wunder! Denn der da bei Josty war sein Leben lang ein träger, ängstlicher Esel gewesen, und der andere ein fixer, aufgeweckter Kerl...

Giesebrecht tauchte jetzt in den Schatten der kühlen Königstraße... Und „dieser Esel" da drüben hatte es wahrhaftig fertiggebracht, Lotten in diese Ehe hineinzuzwängen, die ja allem Anschein nach nur ein elegantes Zusammenleben und kein

Bund der Herzen geworden war. Nicht werden konnte! ... Von dem Herrn Doktor Christiani war's ja eine Rüpelei, so offene Karte zu legen, und man konnte es dem Angegriffenen nicht verdenken, sich den Ankläger ein für alle Male gründlich abzuschütteln. Aber immerhin ... es steckte vielleicht doch viel Wahres in dieser Philippika ...

In allerlei krause Gedanken versponnen stand er plötzlich vor seinem Gasthofe in der Heiligengeiststraße. Während ihm der Portier den Zimmerschlüssel überreichte, hörte Giesebrecht, wie ein paar im Hausflur stehende Handlungsreisende sich über ihre geschäftlichen Erfolge gegenseitig das Blaue vom Himmel herunterlogen. Der Portier trat an Giesebrecht heran und hielt dem stattlichen Herrn einen kurzen Vortrag über die Annehmlichkeiten des Berliner Nachtlebens; er könne ihm Eintrittskarten zu halben Preisen für alle diese Paradiese, so da hießen Bentes Orpheum, die Villa Nova und Colonna, das Ballhaus und namentlich Anton in der Dorotheenstraße, aus eigener Anschauung aufs wärmste empfehlen. Hermann Giesebrecht, der in seiner Alt-Berliner Junggesellenzeit die sehr fragwürdigen Freuden dieser Zauberstätten zur Genüge ausgekostet hatte, verzichtete dankend und stieg in sein in der ersten Etage gelegenes Zimmer. Das Stubenmädchen oder richtiger die Stubenahne, ihrem Aeußeren nach wohl eine Jugendgespielin des Alten Fritzen, steckte die beiden in unechten Silberleuchtern steckenden Kerzen an, die knisternd ein schwaches, rötliches Licht über die liebloſe Einrichtung des Zimmers warfen. Aus dem Halbdunkel traten nur die großen Koffer mit den bunten Schiffsetiketten hervor.

Giesebrecht hatte einen anstrengenden Tag hinter sich, einen vielleicht noch ermüdenderen Tag vor sich: den Besuch bei Lotten und den Spaziergang mit ihr, die Verabredung bei Danieli, die Konsultation bei Schlüter. Er wollte sich's grade

bequem machen und sich trotz der frühen Abendstunde zu Bette legen, als es klopfte. Der Kellner trat ein.

„Eine Dame wünscht Sie zu sprechen."

„Mich?" fragte Giesebrecht sehr verwundert. „Ist das nicht eine Verwechslung? Ich heiße Giesebrecht!"

„Ganz recht! Die Dame fragte nach dem Herrn."

Und „Hermann, mein Rabe", wie ihm Danieli zugerufen hatte, fragte sich blitzschnell — denn sein Gewissen war in der Beziehung nicht ganz stubenrein —, ob vielleicht irgendeine Geliebte, die er vor zwölf Jahren aus reiner Vergeßlichkeit hatte sitzenlassen, schon von seiner Ankunft erfahren hatte und nun gekommen war, um furchtbare Abrechnung zu halten.

„Hat denn die Dame nicht ihren Namen genannt?" forschte ein bißchen beklommen der Ruchlose.

„Jawohl! Die Dame heißt Hagedorn."

„Den Teufel auch!" rief Giesebrecht sichtlich erleichtert und herzlich erfreut, „wo ist die Dame?"

„Im Salonk neben dem Sallamankscheh."

Mit ein paar Sprüngen war er unten und stand vor ihr. Er streckte ihr beide Hände entgegen und rief, unbekümmert um einen am Schreibtisch sitzenden Herrn:

„Kind! Kind! Das ist doch wahrhaftig der gescheiteste Gedanke deines ganzen Lebens! ... Du weißt ja gar nicht, Lotte, welche Freude du mir machst. Denn ich fühlte mich da oben in meiner Zelle Nummer 22 doch verdammt einsam. Komm nur 'nauf mit mir; wir plaudern dann bei einer Tasse Tee."

Er führte sie die nur durch eine offene, paffende Gasflamme erleuchtete Treppe hinauf. Sie hatte etwas Besonderes auf dem Herzen. Das sah er ihr an.

„Mach's dir nur bequem, mein Liebling! So! Soll ich dir 'ne Fußbank unterschieben?"

Und dann reichte er ihr noch einmal beide Hände und lieh seinen Worten einen warmen und innigen Ton:

„Lotte! Lache nicht über mich! Erstens darfst du es nicht aus Respekt vor deinem Oheim, und zweitens wirst du es nicht tun, wenn ich dir sage, daß nach zwölf Jahren, in denen ich alle Güte und alle Herzlichkeit habe entbehren müssen, solch ein Besuch unendlich froh ... ja, glücklich macht!"

Der Kellner hatte Tee gebracht. Sie saßen sich in den alten, federlosen Lehnstühlen gegenüber, und die Kerzen warfen ihr rötliches Licht auf den stattlichen Kopf des Mannes und auf das schöne Gesicht der jungen Frau.

„Lieber Onkel!" sagte Lotte Hagedorn, „ich komme zu dir mit einer großen Bitte ..."

„Ist schon erfüllt!"

„Nicht doch! Ich hätte dir das alles nicht schreiben können, und da mir die Sache sehr dringlich ist, bin ich selbst gekommen."

„Na also ... wo hapert's denn?"

„Auf einer langen Spazierfahrt, die ich mit meinem Manne machen mußte, ist es mir klar geworden, daß dieser gräßliche Streit mit Richard Christiani aus der Welt geschafft werden muß. So bald als möglich. Noch morgen früh."

„Aha! Und da soll ich wohl den Vermittler spielen?"

„Ja! Darum bitte ich dich. Du kennst meinen Schwager nicht."

„Fürchtest du ihn?"

„Ich fürchte niemand," sagte sie stolz. „Ich fürchte seinen bösen Mund, seine üble Nachrede, seine Rücksichtslosigkeit. Ich fürchte für meinen Mann. Es ist nicht nötig, daß sich die Zahl seiner Feinde noch vergrößert."

„Hat er denn so viele?"

„Er hat Freunde: das sind die, die Vorteil von ihm haben, er hat Feinde, die keinen Nutzen von ihm ziehen. Wenn man so reich ist wie Otto, hat man immer Feinde."

„Hm!" sagte Giesebrecht, der aufgestanden war und mit gesenktem Kopf durch das halbdunkle Zimmer ging. Und während er stehend einen Schluck Tee trank, dachte er bei sich:

‚Sie will nicht, daß er noch mehr Feinde hat? Ja, liebt sie ihn am Ende doch?' Und dann fuhr Lotte fort:

„Ich fürchte auch, daß Marie, die es wahrhaftig schon schwer genug hat, unter dem Bruch zu sehr leiden müßte; dann würde sie nicht mehr, wie bisher, mit ihren kleinen und mehr noch mit ihren großen Sorgen zu mir kommen können und würde ganz verzweifeln."

„Lotte! Glaubst du nicht, daß ein Vermittlungsversuch jetzt schon zu früh ist? Ob es nicht besser wäre, den Zorn erst verrauchen zu lassen?"

„Nein! Je mehr Zeit man Christiani läßt, darüber nachzudenken, desto tiefer frißt sich die Sache bei ihm ein. Aus dem Zorn würde dann Schlimmeres werden: der Haß!"

„Meinst du nicht, daß die Vermittlung besser von der Wilhelmstraße aus — ich meine natürlich nur von deiner Mutter — geschehen könnte?"

„Vor Mama hat er keinen Respekt."

„Aber ich bin ihm ja ganz fremd und ..."

„Grade deshalb! Vor dir wird er sich vielleicht eher genieren!"

„Na, mein Kind!" erwiderte Hermann Giesebrecht lächelnd: „bei Tisch hat er das grade nicht getan! Und wie würde sich denn dein Mann zu einer Versöhnung stellen?"

„Er hat sich wohl einen Augenblick über Christianis ausfallende Art geärgert, und dann hat er sicher nicht mehr daran gedacht. Er war auf der Spazierfahrt in bester Laune und macht jetzt seine Partie in der Ressource. Es berührt doch alles bei ihm nur die Oberfläche. Ich wüßte nicht, was es auf der Welt gäbe, das bei ihm in die Tiefe dränge."

Sie hatte das nicht anklägerisch und ohne Bitterkeit gesagt; es war ihr wohl ohne Absicht über die Lippen gesprungen, dann entstand eine kleine Pause, während deren Lotte mit ein wenig zugekniffenen Augen ins Licht blickte.

„Also, Liebling! Ich verspreche es dir: ich werde morgen früh zu deinem lieben Schwager fahren und werde dir das Resultat meiner Bemühungen melden, wenn ich dich zum Spaziergange durch mein liebes altes Berlin abhole."

Sie trank einen Schluck Tee und sah sich im Zimmer um.

„Sag' mal, wie lange denkst du denn eigentlich in dieser scheußlichen Bude zu bleiben? Das ist ja ganz menschenunwürdig!"

„Ich weiß es nicht. Ich weiß nicht, ob ich hierbleiben oder mein Ränzel wieder schnüren werde, um vielleicht in einer kleineren süddeutschen Stadt, in der ich billiger leben kann, meine Tage zu beschließen."

„O, das wäre schade!" sagte Lotte mit einem kleinen Seufzer, „s e h r schade!"

„Soll ich mir hier vielleicht 'ne Wohnung nehmen, mich herumplacken mit Möbel und Wäsche und Glas und allem Krimskrams, und soll ich mich ärgern und betrügen lassen von so einem richtigen Berliner Drachen? Ich danke dafür!"

Er hatte sich wieder hingesetzt.

„Darf ich rauchen?"

„Ich bin's gewöhnt."

Dann stand sie auf, trat dicht vor ihn hin und legte ihm beide Hände auf die Schulter.

„Onkel! lieber Onkel! komm zu mir!"

„Wie?"

„In der zweiten Etage unseres Hauses stehen drei wunderschöne Zimmer mit der Aussicht in einen alten Garten leer. Die richte ich für dich ein. Du sollst es dort wohlig haben.

Wir werden dich nicht genieren, du wirst uns nicht stören. Es wäre so lieb von dir, so lieb!"

„Aber, Lotte," lachte er laut auf, „du bist nicht recht gescheit. Einen größeren Blödsinn könnten wir doch nicht begehen. Nein! nein! So etwas macht dein Onkel nicht. So etwas endet erfahrungsgemäß immer mit einem Zerwürfnis, und der Dritte schwebt zwischen zwei Stühlen in der Luft."

„Ach, lieber Onkel," sagte sie zärtlich; ihre Stimme zitterte und flehte und bat; sie strich ihm das Haar aus der Stirn: „Du weißt ja nicht, welchen Dienst du mir leisten würdest!"

Er sah sie erstaunt an und fügte dann ernst hinzu:

„Lotte! Ich verstehe dich nicht!"

„Sieh, Onkel Hermann, als ich heute im Garten nur deine Stimme hörte — ich sah dich ja noch gar nicht — da wurde es mir endlich wieder warm ums Herz, da wallte es ganz stürmisch in mir auf, daß du der Mann, der einzige, wärest, der mir helfen könnte."

„Helfen?" sagte er erschrocken. „Bedarfst du denn einer Hilfe?"

„Ja!"

„Gegen wen?"

„Gegen meinen Mann!"

„Lotte!" rief er; er sprang auf und hielt ihre beiden Hände.

„Du wärest der Mann, ihn behutsam und gütig und sicher die richtigen Wege zu führen; ihn von seinen Extravaganzen, seinem Uebermut, seiner Verschwendungssucht, seinem sinnlosen Hang zum Luxus zu heilen."

„Ich? Ein ihm ganz Fremder? Das wäre doch mehr dein Amt!"

„Ich hab's versucht. Hunderte Male! ... Er lachte mich aus. Das ist eben das Schlimme, daß er immer lacht, daß er alles auf die leichte Schulter nimmt ... er nimmt nichts ernst, nicht Freude oder Leid, nicht die Freunde, nicht mich; ich glaube,

nicht einmal seinen Beruf. Er will gar nicht den Ernst des Lebens sehen und seine Schattenseiten ... er will nur genießen ..."

„Gott, Kind! Er ist doch ein schwerreicher Mann, der das Recht dazu hat ..."

„Gewiß ist er sehr reich, aber diesen sinnlosen Luxus Tag für Tag mit ansehen zu müssen ..."

„Na, wenn er dich liebt, und wenn du mal ganz ernst mit ihm sprichst ... nicht wahr, er liebt dich doch?"

„Nein! Er ist in mich verliebt!"

„Na," und Hermann Giesebrecht drang vorsichtig vor, „wenn ihr euch liebt, dann wird sich das alles gewiß im Laufe der Zeit ..."

Sie schwieg. Er wußte genug. Ihr Schweigen war beredter als ihr Bekenntnis.

„Lotte!" sagte er weich und herzlich, „eine jede Ehe besteht aus Kompromissen, aus gegenseitigen Zugeständnissen. In jeder Ehe ..."

„Ja, in einer E h e!" rief sie erregt, und ihr sonst so bleiches Gesicht wurde von einer jäh aufschießenden Blutwelle gerötet. „Meine Ehe besteht aus Repräsentieren, aus Toiletten und Schmuck, aus Theater und Konzerten, aus Bällen und Diners ... meine Ehe ist weiter nichts als eine Vergnügungsjagd ... ich komme mir immer vor, als ob ich in einem Schaufenster stünde, begafft von allen! Ich finde keine Zeit, was ich als Mädchen so gerne getan, ein gutes Buch zu lesen, ich habe die Musik, die Malerei aufgeben müssen ... ich werde von Tausenden beneidet ... und ich ... ich Aermste muß mich amüsieren!"

Giesebrecht strich ihr liebevoll die Wangen und sagte dann leise, beinahe flüsternd:

„Warum hast du ihn denn geheiratet? M u ß t e es denn sein?"

„Ja! Sie hatten mich mürbe gemacht: der Vater durch seine Härte, Mama durch ihre Milde. Da wurde das ganze übliche Register aufgezogen, mit dem man ein widerspenstiges Mädchen bezwingt: ‚die glänzende Partie, die große Stellung, die Rücksicht auf die Eltern'. Es ist immer dasselbe Lied."

Die Kerzen waren heruntergebrannt. Das Zimmer lag im Dunkel. Sie traten an das geöffnete Fenster und blickten auf die menschenleere Straße, aus der eine bleierne Schwüle emporstieg. In dem gegenüberliegenden Hause war ein Fenster erhellt. An einem runden Tisch verzehrten ein Mann, eine junge Frau und ein Kind ihr frugales Abendbrot. Die Frau stand auf, küßte mit glücklichem Lächeln ihres Mannes Stirn und verließ mit dem Kinde das bescheiden eingerichtete Zimmer.

„Siehst du, Onkel," murmelte Lotte Hagedorn, „mit dieser Frau da drüben würde ich tauschen ... sofort! ... sofort! Sie l e b t doch ... ich vegetiere!"

Der Mond stieg auf und übergoß mit seinem zärtlichen träumerischen Licht die spitzen und die hohen Schindeldächer all der alten wackligen und verschrumpelten Häuser. Ein Soldat mit seinem Mädchen an der Hand schlenderte vorüber. Von der Parochialkirche zog friedlich und leise das Glockenspiel durch die warme Sommerluft, und von der ehrwürdigen Marienkirche tönte feierliche Antwort.

In tiefem Sinnen standen noch beide am Fenster.

„Und warum, Lotte, hast du mir das alles gesagt? Grade mir?"

„Weil ich Vertrauen zu dir habe! Weil ich mich aus meiner Kinderzeit deiner sehr gut entsinne, weil ich aus den Schilderungen, die mir Mama immer wieder und wieder von dir gemacht hat, weiß, daß du ein seltener Mensch bist, gut und gütig und vornehm und immer hilfsbereit, ein Mann von klarem Kopf und tiefem Herzen. Und von Tatkraft! Das hast du drüben bewiesen! All das würde meinem Mann imponieren.

Es würde deinem Einfluß vielleicht doch gelingen, meine Ehe, wenn auch nicht glücklich, so doch erträglicher zu gestalten."

Er blickte einen Augenblick vor sich hin und paffte starke Wolken.

„Meine liebe Lotte! Deine gute Mutter hat dir da in ihrer schwesterlichen Liebe viel vorgeflunkert. Sie und du ... ihr überschätzt mich vollständig. Du hast mich aus deiner Kindheit, aus deiner Jugendzeit noch in guter Erinnerung. Als ich von hier fortging, warst du wohl so zwölf Jahre. Dann haben wir uns aus den Augen verloren. Ich habe dir immer ein liebes Andenken bewahrt, und es macht mich sehr glücklich, daß das ja allem Anschein nach auf Gegenseitigkeit beruht. Du sprichst von meiner Tatkraft! Was ich davon besaß, habe ich drüben im Kampf ums Dasein verbraucht, habe ich in dem immerwährenden Balgen mit Krethi und Plethi verloren ... All das ‚Gute und Gütige und Vornehme', was vielleicht in mir steckte, alle Wünsche und Hoffnungen, die ich hegte, alle Freude an Schönem und Feinem, was das Leben lebenswert macht ... Du lieber Gott ... das alles ist untergegangen in Banalitäten und Stumpfheiten ... Ein Mensch, der grade noch Energie und Kraft genug besitzt, sich selbst in den schirmenden Hafen zu steuern ... von dem, Kind, erwartest du, daß er Einfluß auf andere ausüben, daß er andere führen könnte? Glaub' mir's: meine Erziehungsversuche bei deinem Manne würden ein recht klägliches Resultat erzielen. Ich möchte dir ja so gerne helfen ... und wenn du darauf bestehst, will ich auch den Versuch wagen, aber es wird erfolglos sein. Mit meinen neunundvierzig Jahren bin ich eigentlich schon ein altes Wrack ... Ich fühle mich körperlich nicht wohl ... ich komme mir vor wie 'ne ganz stattliche Hausfassade, und wenn man dahinter sieht, ist alles brüchiges Gerümpel. Deswegen habe ich drüben auch Schluß gemacht ... ich will mich morgen vom Geheimrat Schlüter, der ja, wie mir Mama sagt, auch dein Hausarzt ist, unter-

suchen lassen. Da stimmt nicht mehr alles!" Und er deutete auf sein Herz. Dann trat er vom Fenster zurück und ging umher.

Sie folgte ihm und marschierte dann Arm in Arm mit ihm durchs Zimmer.

„Das sind ja ganz dumme Sachen, die du mir da erzählst. Du bist da drüben der richtige Hypochonder geworden. Das macht die Einsamkeit ... Und ... und ich weiß, was das bedeutet: innerlich einsam zu sein!" Sie schmiegte sich an ihn, und plötzlich schluchzte sie auf: „Ach, l i e b e r Onkel!"

Aus dem Klange ihrer Stimme hörte er, daß da ein sehr trauriges Herz um Rettung flehte. War sie so unglücklich, weil sie ihren Mann nicht liebte? Oder war sie so trostlos, weil sie vielleicht den anderen noch liebte, den sie nicht vergessen konnte ...

„Es ist spät geworden ... ich muß nach Hause," sagte sie, „die Dienerschaft wartet auf mich."

„Wenn du meine Begleitung annehmen willst ..."

„Laß nur, Onkel, dir wird die Ruhe gut tun."

„Aber eine so schöne, elegante, junge Frau kann doch nicht jetzt allein von hier aus bis in die Jägerstraße gehen. Komm nur, Liebling, wir schlendern in der Abendkühle langsam nach Hause."

Er reichte ihr seinen Arm, und wie sie, stumm und mit gesenktem Kopf, neben ihm schritt, da fühlte er einen ganz eigenen Schmerz: fühlte, daß dieses wunderschöne Geschöpf, aus edelstem Stoff geschaffen, ein kluger und guter Führer zu einem seltenen Kunstwerk hätte formen, daß diesem feingestimmten, edlen Instrument ein Meister hätte herrliche Melodien entlocken können. Und mit tiefer Bitterkeit sagte er sich, daß diese köstliche Blume in der Pflege dieses Gärtners verblühen und verwelken müßte lange, lange vor der Zeit ... Wie war ihr nur zu helfen? Er sann und sann ...

Sie gingen jetzt über die Kurfürstenbrücke, und während sie über den Schloßplatz schritten, der von der aus dem Tiergarten zurückflutenden Menge bevölkert war, sagte er:

„Ich habe heute meinen alten Freund Danieli gesehen. Es hat mich doch sehr gefreut... Sag' mal, Lotte, lebt seine Frau noch?"

„Nein; sie ist gestorben," sagte Lotte leise.

„Wann?"

„Vor drei Jahren; ich mußte grade aus dem Hause!"

„Diese stille, zarte, blasse Frau," murmelte er.

„Sie ist ausgelöscht."

„Hat er's schwer getragen?"

„Er wird sie nie vergessen."

„Und... und Anselm?"

„Ich... ich habe ihn nie wieder gesehen, seitdem ich verheiratet bin."

Sie schwieg, und wortlos gingen sie eine Strecke nebeneinander her. Er verstand und dachte sich: ‚Ja, du lieber Gott! Da ist schwer zu helfen... da mußt du ganz allein mit dir fertig werden. Ganz allein? Nicht doch! Soviel es in meiner allerdings nur noch schwachen Kraft steht, will ich dich aus diesem Wirrsal führen...'

Die plumpen Türme der Werderschen Kirche ragten in den hellen Nachthimmel.

„Dort drüben", sagte Lotte Hagedorn, „bin ich getraut worden."

Er aber überhörte diese Worte absichtlich.

Vor der Tür des Hagedornschen Hauses, dessen Flur noch hell erleuchtet war, standen einige Diener, Köche und Mädchen, während es sich der Portier mit seiner Gemahlin auf einer kleinen Bank bequem gemacht hatte, um die Abendluft zu genießen.

Lotte reichte Giesebrecht die Hand.

„Es bleibt also dabei, Onkel; ich erwarte dich morgen spätestens halb elf zum Spaziergang."

„Ich werde deinem Wunsch gemäß vorher mit Christiani sprechen und dir dann Bericht erstatten. Hoffentlich guten. Gute Nacht, mein Kind!"

„Gute Nacht, lieber Onkel!"

Ohne es zu wissen, in Gedanken ganz versponnen, schritt er dem Gendarmenmarkt zu. Wie ist ihr nur zu helfen?... er sann und sann... Die Vorstellung im Schauspielhause war zu Ende. Man hatte „Richard den Dritten" mit Bogumil Dawison als Gast gegeben. Die sichtlich erregte Menge strömte aus dem Theater. Hermann Giesebrecht sah sie nicht. Rufe nach den Kutschern der Privatequipagen, nach den Nummern der bestellten Droschken erschollen. Hermann Giesebrecht hörte sie nicht. ‚Wie ist ihr nur zu helfen?'...

Der Durst, der ihn schon den ganzen Tag gepeinigt hatte, und den auch der zweifelhafte Tee im „Hotel Hambourg" nicht hatte stillen können, trieb ihn in die alte, aus der Junggesellenzeit vertraute Weinstube von Lutter. Und ehe er sich's versah, saß er in den lieben Räumen, in denen er manch heitere Stunde verlebt hatte. Er weckte den in einer dunkeln Ecke den Radetzkymarsch schnarchenden Kellner, der ihm eine Flasche alten Rheinwein vorsetzte. Giesebrecht prüfte mit Wohlbehagen die Güte des langentbehrten Trankes und warf schnell einen Blick über die Wände, an denen noch, wie damals, die nun schon ein bißchen wurmstichig gewordenen Bühnenhelden paradierten und lächelnd oder wehmütig, grimassierend oder pompös auf den einsamen Zecher niederblickten.

Hermann Giesebrecht sann und sann, und plötzlich hörte er aus dem schwach erleuchteten Nebenzimmer ein Räuspern, das ihn aufhorchen ließ, da er ganz allein zu sein glaubte, und er sah dort vor einer Flasche Wein ein Herrn sitzen, der, ganz wie er selbst, in tiefes Grübeln versunken zu sein schien. Das

Gesicht des wohl menschenscheuen Gastes erregte Giesebrechts Interesse. Er kannte diesen Mann, aber er konnte sich nicht besinnen, wer der wohl sein möge. Bis er endlich sehr lebhaft den Kellner fragte:

„Irre ich mich? Oder ist das nicht der Geheimrat Schlüter?"

„Exzellenz von Schlüter! Seit heute morgen Exzellenz!" Giesebrecht trat in das andere Zimmer und stellte sich Schlüter vor, der ihm die Hand reichte.

„Gewiß entsinne ich mich Ihrer. Sie sind doch der Bruder der Frau Schlegel und der Onkel meiner lieben Freundin, der schönen Frau Lotte Hagedorn. Morgen nachmittag wollen Sie mich konsultieren? Die Sprechstunde ist immer überfüllt. Kommen Sie lieber morgen zwischen neun und zehn vormittags. Auf Wiedersehen!"

Mein Gott! hatte er sich verändert! Er war nicht nur zwölf Jahre ... er war um das Dreifache gealtert ... Haar und Bart völlig ergraut ... In die geistvolle, gewölbte Stirn hatten die Jahre breite Striche gekritzelt und zwischen die schwermütig blickenden Augen eine tiefe Falte gesenkt. Hatten ihm die unermüdliche Arbeit, der unerschöpfliche Forschertrieb diesen Stempel aufgedrückt? Oder hatte seelisches Leid den stattlichen Mann so früh gebeugt? ... Er wollte morgen auf dem Spaziergange die Lotte danach fragen.

Als ihm der Hausknecht auf sein mehrfaches Klingeln endlich die Tür öffnete, schlug es auf der Parochialkirche grade zwölf. Der erste Tag, an dem er die Heimat wiedersah und die Menschen, die er geliebt und die ihm teuer waren, hatte viel neue, aber nicht liebe Eindrücke hinterlassen. Er hatte in neidische und leichtfertige Herzen gesehen und in ein tieftrauriges ... Lange wälzte er sich umher, bis ihn endlich der Traumgott in sein luftiges Reich führte und ihm vorgaukelte, daß sich alles noch zum Guten wenden würde ... alles! ...

Der Erste Staatsanwalt am Königlichen Landgericht, Herr Doctor juris Richard Christiani, wohnte in der düstren Niederwallstraße in einem alten Hause. Daß es aus der friderizianischen Zeit stammte, war aus seinem Äußern wahrhaftig nicht erkennbar. Es mochte wohl früher staatlichen Zwecken gedient haben. Statt der verschnörkelten Fassade jener Zeit, statt graziöser Ornamente und Skulpturen, statt pausbackiger Putten und übermütiger Liebesgötter zeigte dieses zweistöckige, schmutzige Haus ein Gesicht von langweiligster Regelmäßigkeit und grämlicher Verdrießlichkeit. Jetzt diente es dazu, besonders verdienstvollen Stützen von Thron und Altar freie Wohnung mit freiem Holz und Beleuchtung zu gleichem Preise zu bieten. Und als Giesebrecht am nächsten Morgen die von der Straße aus zur Haustür führende Steintreppe, die übrigens ein schönes, schmiedeeisernes, ausgebauchtes Geländer aufwies, hinaufstieg, dachte er sich: ‚wie der Mann, so das Haus; ordentlich und mürrisch und langweilig'. An der Tür kündeten drei blitzblank geputzte Porzellanschilder die Namen der Bewohner: in der Beletage von Niederberg, Geheimer Oberkonsistorialrat, in der zweiten von Bärensprung, Geheimer Ministerialrat, im Parterre Christiani, Staatsanwalt, und Giesebrecht war vollständig beruhigt über die in diesem Gebäude jedenfalls herrschende, ganz außerordentliche Bravheit und Sittlichkeit. Der Flur wie die Treppen waren, soweit im Dämmerlicht erkennbar, weiß gescheuert und mit frischem, knirschendem Sand bestreut. Hermann Giesebrechts Plan, den er sich unterwegs zurechtgelegt hatte, mit seinem Neffen ein ernstes und versöhnliches Wort zu sprechen, wurde zunichte, als er durch ein herumhantierendes, fürchterliches weibliches Wesen zwischen neunzig und hundertzwanzig Jahren erfuhr, daß der Herr Staatsanwalt schon um halb acht nach dem Gericht ginge.

„Ach, lieber Onkel Hermann," sagte Marie, „du hier?" Und sie wurde ganz rot über ihre Morgentoilette, die allerdings an

mit Geschmacklosigkeit gepaarter Einfachheit nicht leicht übertroffen werden konnte.

„Ich bin ganz allein, mein Mann ist schon fort, die Kinder sind in der Schule, das Mädchen auf dem Markt; tritt nur ein ... Du machst mir eine herzliche Freude."

Das glaubte er ihr gerne, denn in ihren gut- und schwermütigen Augen, die wohl schon viel geweint hatten, leuchtete es ein wenig auf.

Sie führte ihn in ein Zimmer, wohl das Staatszimmer, das sich gerade in der Unordnung der „Reinemacherei" befand, wohl aber auch in normalem Zustand keinen freundlicheren Eindruck gemacht hätte. Die Möbel, die Büchergestelle, die gräßlichen Oeldruckporträte der Majestäten, alles lieblos, langweilig, nüchtern, ungemütlich ... alles eng und gedrückt. Wie die kleine Frau ihm da gegenüber ... verängstigt, kummervoll, traurig.

„Ein bißchen dunkel ist's hier, liebe Marie! Kommt denn hier nie ein Sonnenstrahl herein?"

„Nie!" Und dieses kleine Wort warf ein grelles Licht auf ihr freudloses Dasein.

Als ihr Giesebrecht den Grund seines Besuches mitteilte, riet sie ihm entschieden ab.

„Ja, Mieze, hast du denn gar keinen Einfluß auf deinen Mann?"

„Ich? ... Ach du lieber Gott ... ich? Er hat mir gestern abend aufs strengste jeden Verkehr mit Hagedorns verboten. Ich habe mich dagegen zu wehren versucht. Ich will meine Schwester nicht opfern. Denn sie ist engelsgut. Ach, lieber Onkel! Du bist jetzt zwölf Jahre fort gewesen, du kennst die Lotte nicht! Wie lieb und zartfühlend ist sie und immer bemüht, mich den Unterschied in unseren äußeren Verhältnissen nicht fühlen zu lassen ... und wie gibt sie mit vollen Händen, wenn's bei mir nicht langt, und wenn ich's nicht wage, meinen

Mann um das Schulgeld für die Kinder zu bitten. Wenn sie ... ach, ich weiß nicht, ob ich vor dir frei sprechen darf."

„Sprich nur, Kind! Bei mir ist's gut aufgehoben!" Und er streichelte seiner Nichte die Hand.

„... wenn sie nur glücklicher wäre in ihrer Ehe! Und sie verdiente wahrhaftig, glücklich zu sein!"

Giesebrecht schwieg und zeichnete mit seinem Spazierstock Figuren auf den weißgescheuerten Fußboden.

„... wenn er ... wenn er ihr nur wenigstens treu wäre!"

„W a s sagst du da?" rief er erregt.

„... was die Menschen erzählen ... er soll ein ... ein Verhältnis haben ... mit einer Schauspielerin oder Sängerin an einem hiesigen kleinen Theater ... es wäre nicht zu fassen ... seit kaum drei Jahren verheiratet mit Lotte! Mit d i e s e r Frau! Und dennoch!"

„Kennst du den Namen dieser Dame?"

„Nein!"

„Es wird ganz gewöhnlicher Börsen- und Kulissenklatsch sein ... er hat viel Feinde ... ich glaube es nicht ... Denn bei all den Fehlern, die er wohl haben mag ... er soll ein sehr gutmütiger Mensch sein, und ein solcher Betrug würde sich mit Gutmütigkeit nicht grade vertragen."

„Aber mit seinem Leichtsinn!"

„Und außerdem ist er bis über die Ohren verliebt in seine Frau!"

„Lieber Onkel Hermann! Ich habe noch nie mit jemand darüber gesprochen ... ich würde es auch nie tun. Würde Lotte noch in dieser Beziehung traurige Erfahrungen machen ... das würde ihren Stolz zu tief verletzen; dann würde sie ..."

Giesebrecht stand in tiefe Gedanken versunken und sagte dann:

„Und was würde sie dann deiner Ansicht nach wohl tun?"

„Fortlaufen von ihm ... fortlaufen bis ans Ende der Welt!" Und nach einer kurzen Pause, in der sie wohl beide ihren Gedanken nachhingen: „Du gibst mir dein Wort, Onkel, daß du reinen Mund hältst?"

„Ich werde mich wohl hüten, liebe Marie, solchen Tratsch, an dem meinem Empfinden nach auch nicht ein wahres Wort ist, weiterzutragen, und ich möchte dir dringlichst raten, das gleiche zu tun."

Er nahm von diesem Besuch einen üblen Nachgeschmack mit auf den Weg.

‚Klatsch!' dachte er sich, während er langsam der Behrenstraße zuschritt, ‚so der richtige Weiberklatsch; der sympathische Eindruck, den mir die Marie in ihrer Hilflosigkeit machte, ist ein bißchen verschoben. Es ist jedenfalls nur Liebe zu Lotten, nur Angst um ihr Wohl und ihre Zukunft. Und ich hoffe, daß sie es auch wirklich nur mir gesagt hat. Aber man muß seinen Schnabel halten können. Und dennoch: wenn ich's mir recht überlege: so ganz und gar aus der Luft gegriffen braucht die Geschichte nicht zu sein ... Wer kann in das Hirn eines solchen Windbeutels sehen? ... Er braucht mit dem Herzen gar nicht einmal dabei zu sein ... nur mit seinem Porte[illegible] ... Es schmeichelt vielleicht nur seiner Eitelkeit, als Liebhaber einer möglichst teuer tarifierten Schönheit zu gelten ...'

Er stand einen Augenblick still, und plötzlich röteten sich seine heute ein bißchen welken Züge.

‚Und wenn's wahr wäre? ... Es wäre wahrlich nicht das Schlimmste ... es wäre das Beste ... weiß es Gott! Das Beste ... der Weg zur Freiheit, zum Leben, wie sie es ersehnt, wie sie es verdient ... Denn mit Recht könnte sie vor sich und vor der Welt die Fessel lösen, an die der Eigensinn und die Dummheit ihres Vaters sie gekettet haben. Mag werden, was will! Ich gehe mit ihr durch dick und dünn, ich stehe ihr bei, ich stelle mich vor sie und schütze sie.' Und beinahe laut

fügte er hinzu: ‚en Teufel auch!', als er in den kühlen, vornehmen Flur des Hauses eintrat, in dem Exzellenz von Schlüter wohnte.

„Exzellenz erwarten den Herrn; ich bitte einen Augenblick hier einzutreten."

In dem dreifenstrigen Salon erregte Hermann Giesebrechts Aufmerksamkeit das lebensgroße Ölbild eines wunderschönen Mädchens, das in einem weißen, mit dunkelm Pelz besetzten Atlaskleid ihm aus dem Goldrahmen glücklich entgegenlächelte.

„Wahrhaftig!" murmelte er, „sie hat Ähnlichkeit mit Lotten!" ...

„Darf ich bitten, Herr Giesebrecht?" Und der berühmte Arzt verschwand mit ihm hinter der gepolsterten Tür des Arbeitszimmers.

Als er eine halbe Stunde später wieder die Behrenstraße entlang schritt, fühlte er sich doch recht gehoben. Denn die erste Autorität in „Herzensangelegenheiten", der „Herzpapst", wie man ihn scherzhaft nannte, hatte ihm gesagt, es sei nichts von Bedeutung ... nicht soviel rauchen ... ein bißchen Diät in Essen und Trinken ... sich nicht aufregen ... im Sommer vielleicht Nauheim ... so die üblichen Redensarten, die er auch drüben in Neuyork von seinem Doktor Jackson gehört hatte. Aber angenehm war's doch, das noch einmal zu hören und noch dazu aus solchem Munde! Die Lotte hatte also recht gehabt, als sie ihn gestern einen Hypochonder schalt ... ganz recht ... und lächelnd fügte er hinzu: ‚Die Lotte hat immer recht!'

Er hatte sich mit ihr für halb elf verabredet, und wenn sie auch gestern feierlich erklärt hatte, schon „von acht Uhr an" auf ihn warten zu wollen ... die Toilette mit allem Zubehör, mit all ihren Kniffen, Geheimnissen und Fallstricken, die Konferenzen mit dem Friseur, der Kammerjungfer und am Ende gar mit dem Schneider, die Wahl des Schirms, der Handschuhe, der Puderbüchse, des Ridikülls ... ja, so ein alter Junggeselle

hat doch wahrhaftig nur eine blasse Ahnung von dem Leben einer so schönen, so jungen und so reichen Frau. Und da es von der Französischen Kirche her erst zehn schlug, glaubte er nichts Besseres tun zu können, als seinem Neffen Otto Hagedorn einen Morgenbesuch in seinen Bureaus zu machen. Er trat ein und war, trotz seiner Vertrautheit mit den Lokalitäten amerikanischer Bankhäuser, doch einen Augenblick verblüfft von der Größe der Räume, die sich weit nach hinten erstreckten. An den Schaltern der Ein- und Auszahlungsstellen, der Coupons- und Effektenkassen herrschte reges Leben, drängten sich Käufer und Verkäufer, von den Angestellten mit guten Ratschlägen und schnellen Auskünften bedient, warteten die Kassenboten der großen Bankhäuser mit schweren Geldsäcken auf den Schultern. Die Gespräche wurden nur im Flüsterton geführt, die in diesem dem goldenen Kalb geweihten Tempel herrschende feierliche Stille wurde nur unterbrochen von dem Klingen des Silbers, das aus- und eingezahlt wurde, und von dem Rascheln der Kassenscheine. Die geöffneten Türen der riesigen Arnheime glichen weitaufgerissenen Tiermäulern, bereit, alles zu verschlingen. Bis nach der Französischen Straße erstreckten sich die Hinterräume. An den Pulten saßen hinter den schweren Büchern die Buchhalter, deren immer rechnende Köpfe von kleinen, mit grünen Schirmen bedeckten Gaslampen beschienen waren. An der rechten Wand vorne hing in einem schweren, alten Goldrahmen das lebensgroße Oelbild des Gründers der Firma Christian Hagedorn und Söhne, und es läßt sich nicht leugnen, daß der würdige Herr, der Großvater des jetzigen Besitzers, angetan mit weißer Zopfperücke und Jabot, stolz auf sein Werk herabblickte. Im weiten, dem Publikum reservierten Raume warteten die Makler auf die Aufträge. Mit ihren lauernden Blicken glichen sie dem Wild, das sich voll Neid an derselben Futterkrippe trifft. Laufburschen vom Wolffschen Bureau warfen die neuesten Kurstelegramme auf die Tische,

auf denen die Börsenzeitung, Salings Börsenblatt und andere Fachblätter lagen; Briefträger kamen und gingen, überall herrschte Leben und Bewegung und fieberhafte Arbeit, und Hermann Giesebrecht, der schmunzelnd in dieses bunte Treiben sah, gestand sich, daß diesem alten, soliden, glänzend fundierten Geschäft seine Ersparnisse zur besten Verwaltung anzuvertrauen doch eigentlich ein sehr vernünftiges Ding wäre.

„Ist vielleicht Herr Hagedorn zu sprechen?"

„Der Herr ist im Chefkabinett ... eine Konferenz ... darf ich den Herrn anmelden?"

Der Diener verschwand mit Giesebrechts Karte. Er benutzte die Wartezeit, um das Publikum, das sitzend und stehend die neuesten Kurse studierte, zu mustern, und es war ihm interessant, die Gesichter all dieser, den verschiedensten Ständen angehörenden Menschen zu prüfen, die, ob im eleganten Rock oder im schäbigen Ueberzieher, ob in Seide oder in Wolle, doch alle von dem einzigen Gedanken beherrscht, von dem einen Wunsche beseelt waren: Geld zu verdienen, mühelos Geld einzuhamstern. Viel Geld, um ihre Genüsse und Launen zu befriedigen oder um ihre schmalen Einkünfte zu erhöhen, das liebe und so gemeine Geld, das Lastern dienen und bange Sorgen verscheuchen soll ... In einer Ecke, ganz verkrochen hinter den Menschen, entdeckte Giesebrecht auch das kleine, bucklige Fräulein Riese, das die mühselig ersparten fünfzig Taler wieder mal in einer Stadtobligation anlegen wollte, fiel ihm eine in tiefe Trauer gekleidete weißhaarige Dame auf, die „Frau Majorin" angesprochen wurde, und die wohl ihre schmale Witwenpension um ein paar Taler zu vermehren sich bemühte, sah er auch endlich, hinter einer der Säulen, die den riesigen Saal trugen, seinen Schwager Schlegel auftauchen. Er lief an die Schalter, sprach dort sehr laut, flüsterte hier sehr geheimnisvoll und tat alles, um das Publikum glauben zu machen, daß er der Chef des Hauses, der Machthaber, der Leiter dieser

großen Maschine wäre. Uebrigens war er sehr verärgert, daß sein Schwiegersohn, dem er ja längst gemeldet war, ihn — man denke: den königlich preußischen Kommissionsrat Franz August Schlegel — warten ließ! Ganz unbegreiflicher- und törichterweise warten ließ, da er ihm doch ein so glänzendes, absolut sicheres Geschäft wie die Gründung einer Immobilienbank anbieten wollte. Giesebrecht heuchelte Kurzsichtigkeit und sprach seinen Schwager nicht an. Er hatte eine zu große Wut — ganz ehrlich gesagt: eine richtige Schandwut auf diesen bornierten Menschen, der seine beiden Töchter, das arme Hascherl in der Niederwallstraße und die Lotte, die hier über ihm in dem goldenen Käfig wohnte, in diese vermaledeiten Ehen hineingezwängt hatte ...

In diesem Augenblick trat aus dem Chefkabinett ein kleiner, sehr elegant gekleideter Mann, dessen Erscheinen bei allen Maklern großes Aufsehen erregte. Der Herr, dessen sehr blasses Gesicht von dem roten Kopf- und Barthaar lebhaft abstach, war sofort von allen Sensalen umringt, und aller Blicke hingen an seinem Munde.

„Wer ist das?" fragte Giesebrecht leise den vorübergehenden Diener, dem er seine Karte gegeben hatte.

„Herr Prokurist Schwiegler," murmelte der in tiefer Ehrfurcht. „Darf ich bitten, mir zu folgen? Herr Hagedorn erwartet den Herrn."

Und während Giesebrecht dem Chefkabinett zuschritt, durchflog's ihn, daß dieser rothaarige Herr da also die „rechte Hand" Hagedorns sei, „dieser gerissene Junge", der „mit allen Salben geschmiert" drei Jahre auf der Neuyorker Börse die Geheimnisse des Einmaleins gründlich studiert hatte, und gegen den die Lotte nun einmal die „unbegreifliche und unüberwindliche Antipathie" hegte.

Otto Hagedorn streckte seinem Onkel Giesebrecht beide Hände entgegen und begrüßte ihn in seiner lebhaften, zu Überschweng-

lichkeiten ein wenig geneigten Weise. Er war noch im Reitanzug, einem Wunderwerk der Schneiderkunst. Dann stellte er den „geliebten Onkel aus Neuyork" den beiden noch im Zimmer weilenden Herren vor. Der eine war der Baron Leiendorf von der Russischen Gesandtschaft, „mein bester Freund", der andere Graf Meersberg, auch „mein bester Freund", der Vertreter des „wundervollen Belgiens" in Berlin. Beide Herren begrüßten Giesebrecht mit den vollendetsten Manieren und zogen sich dann bald mit Hagedorn und der wieder eingetretenen „rechten Hand" zurück zu einem geschäftlichen Gespräch, während dessen Hermann Giesebrecht ein paar Augenblicke Zeit fand, einen Blick zu werfen über dieses Chefkabinett, das „Allerheiligste". Und mit Befriedigung sagte er sich, daß Hagedorns Modernitätssucht in diesem Raum haltgemacht hatte. Alles war — das sah er sofort — wie es wohl seit Olims Zeit gewesen, alles ererbt, alles unangetastet, alles unmodern und solid: die hohen, geschnitzten, grünen Sammetlehnsessel, die schweren eichenen Tische mit der Wasserflasche, die alten Stiche, die Krone mit den Prismen, die dunkeln Gardinen. Ein Bild des gefesteten Besitzes, der Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit. Auf dem massiven Schreibtisch des Chefs stand eine große, kostbar eingerahmte Photographie, die Lotten wohl als Braut in einem sehr umfangreichen Krinolinenkleid darstellte. Und Giesebrecht mußte an die kleine Anklägerin in der Niederwallstraße denken, die da von Hagedorns Untreue gefaselt hatte, und er lächelte. Oder sollte am Ende auch diese zur Schau gestellte Liebe zu seiner Frau nur Schauspielerei sein? Aus diesem Otto Hagedorn, diesem eleganten, schillernden Kerlchen, war nicht so leicht klug zu werden. Dann hörte er aus der Ecke, in der die vier Herren standen, ungeheure Summen nennen, Summen, bei denen Giesebrecht etwas schwül zumute wurde, und namentlich erregten die Kaufaufträge, die Baron Leiendorf, immer zärtlich Hagedorns Wangen klopfend, gab, des

einsamen Zuhörers Verwunderung und Staunen. Das waren ja Riesenspekulationen, die dieser Herr zwischen zwei Zügen aus seiner wundervoll duftenden Zigarette angab, Unternehmungen, die ein geradezu ungeheures Depot von Wertpapieren voraussetzten, und die selbst an der hartgesottenen Neuyorker Börse Aufsehen erregt hätten. Ja, bei einer solchen Kundschaft, die so ins Zeug geht, die so reich ist und wahrscheinlich gar nichts von der Sache versteht, war's kein Wunder, daß Hagedorns großer Reichtum so schnell in die Halme geschossen war und sich so schnell vermehrte; war sein luxuriöses Leben — Lotte hatte es Verschwendungssucht genannt — wenn auch nicht geschmackvoll, aber doch immerhin berechtigt. ‚Hier bist du endlich mal an der Quelle,' dachte sich Giesebrecht, ‚nun schöpfe und trinke!' Und er war gerade, einem momentanen Impuls folgend, entschlossen, seinen Neffen um die Verwaltung seines kleinen, drüben erarbeiteten Vermögens zu bitten, als sich dieser zu ihm wendete:

„Ja, Onkel! was ich dir sagte: Hausse! Hausse! Alles klettert 'rauf! Uebrigens du auch!" fügte er in seiner vermeintlichen Witzigkeit hinzu, und er lachte hell auf. „Dein Besuch gilt ja gar nicht mir, sondern nur Lotten, die wahrscheinlich schon sehnsüchtig auf dich wartet. Steige gefälligst die Wendeltreppe dort hinauf, und dir wird oben aufgetan werden. Addio, auf baldiges Wiedersehen! Willst du heute abend in die Oper gehen? Meine Loge steht dir zur Verfügung ... ‚Lohengrin' mit Niemann ... Liebst du Wagner?" Ohne die Antwort abzuwarten, lief er wieder zu seinen beiden „besten Freunden", und sofort schwirrten wieder die Worte „Lombarden", „Franzosen", „Kredit", „Diskonto", „Ostpreußische Südbahn", „Strousberg" und „Rechte Oberuferbahn" durch die Luft und hinüber zu Giesebrecht, der verstimmt die eiserne Treppe hinaufstieg. Er ärgerte sich, durch Hagedorns Wortschwall vielleicht gerade heute die Gelegenheit zu einer kleinen gewinnbringenden Anfangs-

spekulation verpaßt zu haben. Na, morgen ist ja auch noch ein Tag.

Otto Hagedorn hatte richtig prophezeit. Lotte wartete auf ihren Onkel. Sie begrüßte ihn herzlich, noch herzlicher, als sie gestern abend von ihm Abschied genommen hatte. Sie sah ihm in die Augen, sie drückte ihm immer wieder die Hände und hielt sie fest, als ob sie sie gar nicht mehr freigeben wollte. Und Giesebrecht wurde bei diesem Empfang warm und wohlig ums Herz. Lotte sah so schön aus, schön und lieb wie ein Frühlingsmorgen. Sie trug über dem kleinen Reifrock ein volantreiches, weißes Kleid, und die breite rote Schärpe, die ihre schlanke Taille umspannte, verlieh ihr etwas noch besonders Jugendliches. Sie sah aus wie ein Mädchen, das zum Balle geht. Immer wieder forschte sie in seinen Augen, und er konnte sich den Grund ihrer ein wenig angstvollen Blicke nicht recht erklären. Und wie er sie so vor sich sah in ihrer Schönheit, ihrer Unschuld, in dem vollen Zauber ihrer Weiblichkeit, da wurde es ihm so recht klar, daß ein anderer Mann all diesen Reichtum verdient hätte, als dieser fahrige, leichtfertige Groschenmacher da unten, ein Mann, der durch Anmut des Herzens und Grazie des Geistes ihrer wert gewesen wäre.

Sie sollte ihm doch ihre Wohnung zeigen, auf deren Einrichtung er schon sehr gespannt wäre. Sie aber drängte ins Freie. Giesebrecht durchschritt einige sehr große Säle, deren Wände mit rosa, blauer und grüner Seide und Spitzen bespannt waren; im Dämmerlicht der heruntergelassenen, die Sonnenstrahlen abwehrenden Jalousien sah er flüchtig kolossale Oelbilder, Riesenfratzen aus Japan, Pagoden aus China, ausgestopfte Bären, Goldgeschirr, Porzellane, Fayencen, Bronzen, Elfenbein: ein Wirrwarr von Kostbarkeiten und Monstrositäten; er hatte so den Eindruck, die Säle eines großen Auktionshauses zu durchwandern. Er dachte zurück an die weißgescheuerte, traurige Stube, in die er vor zwei Stunden geblickt hatte...

Und während er, ganz stolz über die ihm zuteil gewordene Ehre, Lotten am Arm die Jägerstraße entlang führte, erzählte er ihr vor allem von seinem mißglückten Versöhnungsversuch in der Niederwallstraße, weil „der Gegenspieler, mit dem er die tragische Szene aufführen wollte, nicht zugegen gewesen wäre."

„Laß es gehen, Kind! Vielleicht bringt die Zeit, vielleicht ein Zufall, irgend etwas nicht Vorauszusehendes die beiden Männer eher zusammen als alle diplomatischen Vermittlungsexperimente."

Lotte sah vor sich hin und dann fragte sie ihn, wie er denn sonst seinen Morgen verbracht habe.

„Sehr vernünftig, Liebling, und sehr erfreulich. Ich war bei Schlüter. Er hat mich vollständig beruhigt. Gemütlich soll ich leben und vor allem nicht viel rauchen."

Und er hielt diesen Augenblick für durchaus geeignet, sich eine seiner kohlrabenschwarzen, amerikanischen Zigarren anzuzünden.

„Es ist doch schön, Lotte, von einer solchen Autorität einen Paß auf einen langen Lebensweg in der Tasche zu haben."

Er fühlte das leise Zittern ihres Armes.

„Ja, Onkel!" sagte sie sehr leise, „du mußt noch lange, lange leben . . .um deinet- und auch um meinetwillen. Und daß dir Schlüter so Günstiges gesagt hat, freut mich von ganzem Herzen."

Sie gingen ein paar Schritte stumm nebeneinander. Er ahnte nichts. Ahnte nicht, daß Exzellenz von Schlüter, während Giesebrecht unten in den Bureaus gewartet hatte, bei Lotte Hagedorn gewesen war und ihr als der nahen Verwandten gesagt hatte, daß ihr Onkel Giesebrecht ein schwerkranker Mann sei. Daß sein Herz einen bösen Knacks habe, mit dem er möglicherweise bei sehr ruhiger Lebensweise noch so weiter vegetieren, daß aber eine starke seelische Erregung, vielleicht ein jäher Schreck ihm sofort den Tod bringen könne, daß sie auf

ihn aufpassen, daß sie ihren ganzen Einfluß anwenden solle, ihm eine gemütliche Behaglichkeit, ein Dasein von größter Regelmäßigkeit zu schaffen. Und Schlüter, der sie von Kind an kannte, hatte ihr das mit so tiefem Ernst gesagt, daß sie sehr traurig war... Tieftraurig, daß sie den Freund, den sie erst gefunden hatte, auf den sie zählte, dem sie vertraute, vielleicht so bald wieder verlieren müßte... Und während sie so neben ihm schritt, grübelte sie darüber nach, wie sie ihn ihrem schon fest gefaßten Plan geneigt machen könnte, ohne seinen Verdacht zu erregen.

Die beruhigende Diagnose des berühmten Arztes, die warme Luft, die Freude, neben ihr schlendern zu dürfen, hatte sein Gesicht gerötet; er sah gesund und kräftig aus, und eine leise und liebe Hoffnung blühte auf in seiner Begleiterin.

„Hier, Lotte," scherzte er, „stehen wir an der berühmten ‚gleichgültigen Ecke', die jeder Berliner kennt. Hier ist ihm alles ‚Wurscht und Pomade'. Ich hab' 'ne Idee, eine ganz extrafeine Idee. Dir da drüben bei Treu & Nuglisch Seife zu kaufen, wäre doch Unsinn. Ich denke mir, daß du die direkt aus Paris beziehst. Die entsetzlichen Landsbergerschen Schlafröcke werden deine Bewunderung wohl nur in bescheidenem Maße erregen. In der Hauptbank k a n n ich dir nichts kaufen, dazu reichen meine Moneten nicht. Aber zu einem Frühstück bei Niquet lade ich dich ein. Das ist noch so ein liebes Ueberbleibsel aus Alt-Berlin. Bin nur neugierig, ob's noch, wie vor zwanzig Jahren, so wundervoll nach warmen Würsten, gebratenen Zwiebeln, Weißbier, Zigarren und den immer brennenden Gasflammen riecht. Na also, willst du? Soll ich dich in die Unterwelt führen?"

Lotte schien nicht geneigt zu sein, seiner verführerischen Einladung Folge zu leisten, und sie gingen weiter.

„Aber immer", plauderte er, „war das hier nicht die ‚gleichgültigen Ecke'. So vor einundzwanzig Jahren, 1848, da war's

sogar eine sehr windige Ecke. Ganz toll ging's hier zu. Kannst du dir deinen Onkel als Mark Anton vorstellen? Die Kehle habe ich mir heiser geschrien, und ich kann mir sehr bedeutend vor. Du lieber Gott! ... wenn man jung ist! ..."

Sie aber hörte ihm nicht zu und sann nur darüber nach, wie sie ihn unauffällig für ihren Plan gewinnen könnte.

„Hör' mal, Onkel Hermann, ich muß noch einmal mit dir sprechen. In dem Hotel willst du doch nicht bleiben?"

„Beileibe nicht. Es war heute nacht gräßlich. Der Ellenreiter links kam um drei Uhr morgens nach Hause, der rechts reiste um vier Uhr ab."

„Zu mir willst du nicht ziehen, eine Wohnung willst du dir nicht nehmen. Aber ich habe etwas für dich. Die Schwester meiner Kinderfrau, der alten Pine, eine Witwe Crüsemann, wohnt in dem Eckhause der Taubenstraße in der ersten Etage. Sie hat zwei sehr schöne und gut eingerichtete Zimmer zu vermieten. Mit der Aussicht auf den Gendarmenmarkt. Da bist du gut aufgehoben, wie in Abrahams Schoß. Sie ist ein Kochgenie, so vom alten Berliner Schlage. Da hast du alle Annehmlichkeiten einer Häuslichkeit ohne ihre Lasten. Unten ist die Weinstube von Rähmel & Böllert. Zu mir hast du nur ein paar Schritt. Wollen wir's uns nicht 'mal nachher ansehen?"

„Na," lachte Giesebrecht, „darüber ließe sich ja reden!"

„Und außerdem tätest du ein gutes Werk," log sie, „die Frau kann's brauchen."

„Das entscheidet! Abgemacht! ..."

Ihr fiel ein Stein vom Herzen. So kann sie die von Schlüter dringend gewünschte Aufsicht über ihn im Komplott mit Frau Crüsemann ausüben, so kann sie sein Leben ruhig und behaglich gestalten und dem lauernden Feinde den Einlaß wehren.

Sie schritten jetzt über den Schloßplatz, der in leuchtenden Sonnenglanz vor ihnen lag. Alles flimmerte und strahlte,

glänzte und glühte, und selbst die träge dahinschleichende Spree war mit goldenem Licht übersprenkelt.

„Du scheinst übrigens bei der neugebackenen Exzellenz einen besonderen Stein im Brett zu haben ... er sprach von dir mit einer Achtung ... ach was Achtung! ... mit einer Verehrung ... Donnerwetter! ..."

„Das beruht auf Gegenseitigkeit."

„Kommt er oft zu dir?"

„Ich habe ihn sehr lange nicht gesehen," und sie sah nach der anderen Seite.

„Komisch, daß er nur von ‚Frau Lotte' sprach! Du gehörst so zu den Menschen, die den Kosenamen fürs ganze Leben behalten, den ihnen mütterliche Liebe in der Jugend gegeben hat. Ich kann mir dich auch wahrhaftig nicht als Charlotte Hagedorn vorstellen. ‚Charlotte!' so konnte die Stieglitz heißen, die Stein, die Corday ... Du mußt die Lotte bleiben bis an dein seliges Ende!"

„Ja, das mußt du mir auch mal auf meinen Grabstein setzen lassen. Nur das eine Wort: Lotte."

Er sah sie einen Moment scharf an.

„Sag' mal: ich habe bei Schlüter im Salon das Bild eines wunderschönen Mädchens gesehen. Ohne Schmeichelei: du siehst ihr ähnlich. Weißt du vielleicht, wer sie ist?"

„Ein Fräulein Cornelie Arendt. Ich habe sie nicht gekannt. Die Leute erzählten damals, sie habe sich das Leben genommen ..."

„Liebe Lotte! die Leute erzählen sehr viel!"

„.... aus unglücklicher Liebe."

„Glaubst du an ‚unglückliche Liebe'? So etwas kommt doch wohl nur in Büchern vor und nicht im Leben ... oder glaubst du wirklich an unglückliche Liebe?"

Sie schwieg. Und in Gedanken ganz versponnen, gingen beide die Königstraße entlang. Dann blieb er vor einem

alten Hause stehen und blickte zu der kaum mehr kenntlichen Nummer hinauf.

„Nummer elf ... das stimmt! ... da wäre ich ja ..."

„Ach!" sagte Lotte ein bißchen erschrocken, „das ist ja mein Geburtshaus ... ich hab's lange nicht gesehen."

„Ich will meinen alten Freund Danieli besuchen ... kommst du mit?"

„Nein!" erwiderte sie, und eine leichte Blutwelle rötete ihr schönes, blasses Gesicht.

„Willst du hier warten?"

„Wenn's nicht zu lange dauert ..."

Sie sah zur zweiten Etage hinauf, deren vorhanglose und trübe Fensterscheiben selbst die leuchtende Sonne nicht zu erhellen vermochte.

„Ich werde mir mal die leere Wohnung da oben aufschließen lassen und ..."

„... in Erinnerungen schwelgen?"

„Und in Erinnerungen schwelgen," entgegnete sie bitter.

„Auf Wiedersehen, Lotte!"

„Auf Wiedersehen, Onkel!"

Sie trennten sich.

Hermann Giesebrecht trat in den noch immer zugigen Torweg, in dessen niederträchtiges Pflaster die schweren Rollwagen im Laufe der Jahre noch tiefere Furchen geschnitten hatten. Rechts und links waren an den schmutzigen, altersgrauen Wänden die Namen aller der in diesem baufälligen Gerümpel ihren Handel treibenden Firmen gepinselt. Die meisten kannte er noch aus früherer Zeit: Brandes und Perlmutter, Gelegenheitskäufe engros, Samson und Kroner, Möbel, Gebrüder Löwenberg, Manufakturwaren, und unter all diesen Schildereien tauchte auch des Hauseigentümers Name auf: David Danieli, Immobilien, im Hinterhause parterre. Giesebrecht stand jetzt auf dem Hof, und eine Flut von Erinnerungen machte ihm das

Herz ein bißchen schneller schlagen, als er in dieses Stückchen Alt-Berlin blickte. Da standen noch in derselben Ecke Deickes leere Austernfässer aufgestapelt, da glänzten noch in der Mittagssonne die ausgetretenen Steinstufen, die zu den Warenlagern führten, da quietschten noch ebenso jämmerlich wie vor zwölf Jahren die eisernen Gewinde des großen Krans, der die Garnballen in die Bodenräume hob. Um das spitze, hohe, einst rote, jetzt ganz verblaßte Schindeldach gurrten und flatterten noch die treuen Stammgäste: ein paar weiße Tauben; die Hühner pickten noch wie damals im Stroh, der alte verrostete Brunnen schwatzte noch immer, und auch der Kastanienbaum, der sich ganz unbegreiflicherweise in diesen Winkel verirrt hatte, blühte, wie er's früher getan. Die wilden Kletterrosen, deren winziges Stämmchen sich aus diesem armseligen Stein- und Sandboden vor zwölf Jahren noch kaum ein paar Fuß hoch ans Licht gewagt, hatten sich trotz Kälte und Schnee, trotz Wind und Sonnenarmut jetzt hinaufgerankt bis zur zweiten Etage, wo sie um eines der Fenster der langen Glasgalerie eine anmutige Laube bildeten. Ja, selbst die Gerüche, die aus den Weinkellern, den Delikateßlagern, den mit Fellen und Häuten gefüllten Speichern, den Werkstätten strömten, waren diesem Hofe treu geblieben. Und da war wahrhaftig auch noch die alte Sonnenuhr, deren Zahlen der Regen verwaschen hatte und die nun nach langem Winterschlaf den Bewohnern dieses Winkels erzählte, daß wieder eine Stunde der Arbeit und Sorge auf immer dahingeschwunden und daß sie mit jedem Tage dem letzten Ziele näher gerückt seien.

Und nun stand Hermann Giesebrecht wieder in dem alten, immer von einer Gasflamme erhellten Kontor David Danielis, und die treuen Freunde drückten sich herzlich die Hände. Und auch hier war alles geblieben, wie es gewesen: der riesige Schreibtisch, den Danieli seit dem Austritt seines genialen Kompagnons nun „allein bewohnte", das schwarze, harte Leder-

sofa mit den zahllosen weißen Porzellanknöpfen, der Geldschrank, die Stellagen, auf denen die Kopierbücher aufmarschiert und die mit S. & D. signierten Kisten aufgestapelt waren, in denen die Korrespondenz all der langen Jahre schlummerte. Nur der, der in diesem Raum den größten Teil seines Lebens gearbeitet und gesorgt und es zu Wohlstand gebracht hatte ... der war nicht so geblieben, wie er einst gewesen ... Die Vatermörder und die weiße Weste, der schwarze Tuchrock und das Atlasplastron mit der Türkisennadel ... ja, das war noch David Danieli, wie er's früher war. Aber, als ihn Giesebrecht genauer betrachtete, als es gestern bei der kurzen Begegnung möglich gewesen war, sah er doch, daß die Jahre tiefe und schmerzliche Falten in dieses scharfgeschnittene Gesicht gezeichnet hatten, daß diese klugen und guten Augen den Bitternissen und tiefsten Traurigkeiten des Lebens wohl bis auf den Grund gesehen hatten.

„Ich weiß, David, was dich getroffen hat!"

„Ja ... es war schwer für mich und für Anselm."

„Wie geht es ihm?"

„Er studiert fleißig Musik. Er hat viel Talent. Von mir hat er's wahrhaftig nicht ... das hat ihm alles meine gute Frau geschenkt ... Wir gehen nachher hinauf. Er wird sehr glücklich sein, dich wiederzusehen. Er liebt dich sehr. Er weiß nicht, daß du wieder hier bist. Es soll eine Ueberraschung für ihn sein ... Na, mein Junge, und wie geht's dir?"

„Zuerst wollen wir mal von dir sprechen. Du bist der ältere. Du hast das Vorrecht."

„Ja, daß ich älter bin, ist nicht zu bestreiten. Du mußt jetzt — warte mal — so um die Neunundvierzig sein, und ich werde im nächsten Monat Sechzig. Hübsche Strecke bin ich dir voraus. Wie lange bleibst du denn hier?"

„Immer!" sagte Giesebrecht.

„Immer?" wiederholte Danieli. Und aus diesem einen Wort leuchtete so tiefe und reine Freude, daß Giesebrecht über den Schreibtisch seinem alten David ganz gerührt die Hand drückte.

„Ja! ich will hier morgens möglichst spät aufstehen und zwischen den verschiedenen Mahlzeiten nichts tun. Kurz: ich will mich hier ausruhen von der zwölfjährigen Hetzjagd und Zwangsarbeit da drüben."

„Du kommst also vernünftigerweise als Mensch zurück, der von seinen Renten leben kann?"

„Bescheiden leben kann. Und da wollte ich 'mal vor allem mit dir altem Praktikus das Geschäftliche besprechen. Also: Wie lege ich meine paar Groschen an?"

„Wieviel ist's?" und Danieli zog die Augenbrauen hoch.

„Na, alles in allem so zweiundvierzigtausend Taler."

David, obwohl an andere Summen gewöhnt, nickte befriedigt. „Das sind so ungefähr zweitausend Taler jährlich. Damit kannst du Berlin nicht gerade erobern ..."

„Die Absicht hatte ich eigentlich auch gar nicht."

„... aber du kannst ganz bequem leben. Es ist hier, trotzdem wir vor drei Jahren den Krieg gewonnen haben, doch alles noch sehr billig, jedenfalls viel billiger als in deiner amerikanischen Räuberhöhle. Für zweihundertfünfzig Taler kannst du 'ne nette Wohnung haben. Ich habe in der Oranienburger Straße ein Haus ... da könnte ich dir ..."

„Zu spät! Du rettest den Freund nicht mehr. Ich habe mein Nachtasyl schon gefunden. Am Gendarmenmarkt."

„Gute Gegend ... da läßt sich noch viel Geld verdienen!"

„Ich war vorhin bei meinem neuen Neffen Otto Hagedorn. Was meinst du: soll ich mein Geld dorthin geben?"

„Hm!" sagte Danieli und blickte auf den Hof hinaus.

„Es ist doch ein enormes Geschäft?" und lachend fügte er hinzu: „Es liegt ja auch zwischen zwei Glückshäusern, zwischen Mendelssohn und der Lotteriedirektion."

„Ja! vielleicht die größte Spekulationsfirma unserer Börse. Das Gescheite ist, daß sie, soweit der Fernstehende es beurteilen kann, nicht für eigene Rechnung spekulieren, sondern nur für fremde, für die sie ganz kolossale Summen umsetzen, besonders einen Baron Leiendorf, der übrigens nicht für sich, sondern für die russische Regierung spekuliert. Hagedorn selbst, glaube ich, kümmert sich nicht viel ums Geschäft. Er wirkt mehr so dekorativ. Elegante Kleidung, wundervolle Diners, immer 'nen guten Witz in der Tasche. Die Hauptkarnickel sind wohl die beiden Brüder Schwiegler ... ein paar Köppchen!"

„Na, also, was meinst du? soll ich mein Geld dorthin geben?"

„Lieber Hermann!" sagte Danieli lächelnd. „Christian Hagedorn und Söhne sind ja pikfein, aber ich würde an deiner Stelle, wenn ich schon mal in der Jägerstraße bin, doch um ein Haus weitergehen. Da wohnen nämlich Mendelssohns. Was willste zum Schmiedchen gehen, wo du doch den Schmied haben kannst? Bei Hagedorn, mein Junge, kannst du gut essen, bei Mendelssohn kannst du gut schlafen."

„Ich schlafe gern gut!"

„Also: Mendelssohn?"

„Mendelssohn! ... Und nun sage mal, David, kannst du dich denn gar nicht von der alten Murksbude hier trennen? Du bist doch, wie ich gehört habe, ein schwerreicher Mann geworden?"

„Nun, man hat zu leben," schmunzelte Danieli. „In der ‚alten Murksbude', wie du höchst despektierlich dieses wundervolle Palais nennst, habe ich viel Schönes erlebt und viel Schreckliches. Jahre voll Glück ... Jahre voll Trauer. Mein Junge ist hier geboren ... meine Frau haben sie hier hinausgetragen ... Mein Anselm quält mich auch immer, nach dem Westen zu ziehen. Ich habe in der Bendlerstraße ein schönes Grundstück ganz im Grünen; da draußen im Wald gibt's wahrhaftig noch große Gärten ... aber ... aber ... man

trennt sich so schwer von dem alten Rumpelkasten. Na, vielleicht später!"

„Deinen Kompagnon bist du los?"

„Gott sei Dank! Endlich! nach all den langen Jahren!"

„Daß du's überhaupt so lange ausgehalten hast?"

„Er schrieb 'ne hübsche Handschrift, 'nen runden Brief und führte die Bücher musterhaft. Er war ja doch nur der ‚höhere Kommis'!"

„Der Terrainkauf hat euch auseinander gebracht?"

„Es war nur das letzte Glied in der Kette, die reißen mußte!"

Und Giesebrecht glaubte seine Schwester reden zu hören.

„Jetzt will er sich ja wieder selbständig machen. Gestern nachmittag bei Josty war's noch 'ne Agentur für Immobilien, gestern abend bei Kranzler war's schon 'ne Immobilienbank, mit ihm als Generaldirektor, wenn's in dem Tempo weitergeht, hat er morgen im Allerhöchsten Auftrage das Königliche Schloß zu verkaufen. Wird wirklich sein bißchen Geld verschustern. Deine arme Schwester, die gute Frau, und die Christiani werden's Nachsehen haben und werden der Hagedorn auf der Tasche liegen. Na, die hat ja genug! Genug Geld und... genug Herz. Hast du sie schon...?"

Ein kleiner buckliger Buchhalter mit großen Schreibärmeln, die ihm offenbar auch als Federwisch dienten — so Fräulein Niese ins Männliche übertragen — trat ein und meldete den Herrn Bergmann.

„Es wird nicht lange dauern. Steck dir 'ne Zigarre an, da hast 'nen Kognak und die Voß... rauche, trink' und lies... in 'ner Viertelstunde bin ich wieder hier."

Und Hermann Giesebrecht setzte sich in einen alten ledernen Stuhl, rauchte, las und trank, bis ihm in dem überhitzten Zimmer die Augen zufielen und er einnickte.

Lotte Hagedorn hatte sich währenddessen von der Hausverwalterin die Wohnungsschlüssel geben lassen. Langsam stieg sie die altersschwache, knarrende Treppe hinauf; die Stufen waren noch ausgetretener, das Geländer noch blanker geworden, die Wände noch grauer, die Fenster noch blinder als damals, als sie im Brautkleid an ihrer Mutter Seite all das zum letzten Male gesehen hatte. Auf dem ersten Absatz schöpfte sie ein bißchen Atem, denn die Erinnerungen hängten sich wie Bleigewichte an ihre Füße und erschwerten ihr das Gehen. Sie warf noch einen flüchtigen Blick auf das Porzellanschild, das an der Flurtüre den Namen D. Danieli zeigte. Dann stieg sie in die zweite Etage, öffnete und trat in die leeren Stuben. Und sah die Räume wieder, in denen sie ihre Kindheit und Jugend verbracht, in denen sie glücklich gewesen war, und in denen sie so unglücklich wurde, diese alten, niedrigen Stuben, in denen sie himmelhochjauchzend gelebt hatte, und die sie zu Tode traurig verließ. Sie ging durch alle Zimmer. Dichter Staub bedeckte die rissigen Dielen, lagerte auf den messingenen Ofentüren und trübte die Fensterscheiben; von den Wänden, von denen beim Auszug die großen Spiegel- und Bilderhaken herausgerissen waren, hingen die Tapeten herab, und die angekleisterten, vergilbten Zeitungen kamen zum Vorschein; die Decken zeigten noch große und schwarze runde Rußflecke von dem Blaken der Hängelampen.

Und als sie so dastand und aus allen Winkeln und Ecken Gestalten und Stimmen und Geschehnisse aus lange verklungenen, seligen Tagen heranschlichen, drang plötzlich eine süße Weise zu ihr herauf; eine traurige, ernste, klagende Melodie, die, auf einem Klavier von Meisterhand gespielt, aus der ersten Etage emporstieg. Lotte Hagedorn lauschte und lächelte wehmütig. Dann verschloß sie die Wohnungstüre und ging die Treppe hinunter, um sich bei Hermann Giesebrecht zu melden.

Das Klavierspiel brach plötzlich ab. Die Flurtüre wurde geöffnet, und ein junger Mann von vielleicht fünfundzwanzig Jahren trat heraus, der eine überraschende Aehnlichkeit mit Felix Mendelssohn hatte. Man hätte ihn für seinen Bruder, für seinen Sohn halten können. Dieselben gütigen, warmherzigen Augen, dieselbe Anmut des Mundes, der gleiche Schnitt der Nase, die gleiche hohe Wölbung der Stirn, das dichte, braunlockige Haar, dieselbe Haltung des Kopfes, das gleiche matte Rosa der Haut. Nur alles ernster, schmerzlicher, verdüsterter.

Sie standen sich plötzlich gegenüber, und sie sprachen kein Wort.

„Lotte!" sagte er endlich ganz leise und starrte sie an, als ob sie ein überirdisches Wesen, eine Traumgestalt, ein Luftbild wäre, „du ... hier?"

Sie reichte ihm die Hand, und ihre schöne, tiefe Stimme zitterte:

„Anselm!"

„Lotte, willst du nicht ein wenig eintreten?"

Und sie, unschlüssig, was sie in dieser ganz unerwarteten Situation wohl tun sollte, antwortete ihm:

„Es wird nicht gehen ... Onkel Giesebrecht ist bei deinem Vater ... er wartet auf mich ..."

„Onkel Hermann ist wieder da? Ach ... das ist schön ... sehr schön!"

„Ja! ... und da habe ich mir mal wieder die alte Wohnung dort oben ansehen wollen und da ..."

Sie stockte und fand in ihrer Beklommenheit kein Wort mehr.

„Tritt doch ein, Lotte! ... es ist hier doch wohnlicher als dort oben."

„Ja, das mag wahr sein ... oben ist es ganz leer ... nur noch ein paar Kisten und Kasten ... sonst ist alles leer!" ...

Dann folgte sie ihm durch den dunklen, schmalen Korridor und trat mit ihm in sein nach dem Hofe gelegenes Arbeitszimmer mit den großen Bücherregalen und Notenständern, dem Flügel, den Büsten Mozarts und Beethovens, den Stickereien und mit dem Pastellbilde der Mutter, dieser zarten, schönen, blassen Frau, die aus ihrem ovalen Goldrahmen gütig und mild auf ihren Anselm niederlächelte. Und auf dem Schreibtisch stand Lottens eigenes Bild, das sie ihm als wohl sechzehnjähriges Mädchen geschenkt hatte. Sie las die von ihrer Hand geschriebene vergilbte Widmung: „à toujours 1862"... à toujours!... Wie oft war sie hier gewesen... wie oft hatte sie neben ihm am Klavier gesessen und hatte seinem Spiel gelauscht, seinen Entwürfen und seinen klugen Worten... wie oft hatten sie im Schein der alten, langsam tropfenden Oellampe, die ihr Licht auf die Notenblätter warf, sich dann in die Augen gesehen und hatten sich, ohne die Lösung des großen Lebensrätsels zu ahnen, stumm ihre Liebe gestanden und hatten sich wortlos Treue geschworen à toujours!... Und heute stand sie ihm gegenüber und gehörte einem andern... à toujours!...

„Bist du fleißig gewesen?" fragte sie, mit der Quaste eines gestickten Lehnstuhls spielend.

„Ich habe versucht, zu arbeiten."

„Du hattest doch den Plan zu einem Requiem im Kopf?"

„Es wollte nicht gelingen!"

„.... das du mir widmen wolltest?"

„Ich weiß... ich weiß!... ich werde nie mehr arbeiten!"

„Es ist unrecht von dir, daß du dein Talent so einrosten läßt... und du hast so viel Talent!"

„Das glaubst du, Lotte, und sonst kein Mensch!"

„Ich hörte dir von oben zu: du spielst schöner als je. Was spieltest du eben?"

„Was mir im Augenblick einfiel."

„Es war so schön!... Du solltest es aufschreiben."

Sie sprachen Worte... leere Worte, die — das fühlten beide — zu einer Aussprache drängten. Gewaltsam und unwiderstehlich drängten bei diesem unvermuteten und wohl lange ersehnten Wiedersehen. Sie standen da wie ein paar Kinder, die sich im tiefen Walddunkel verirrt haben, die einander verloren glaubten und sich nun plötzlich wiederfinden.

„Wir haben uns lange nicht gesehen, Lotte!"

„Sieh, lieber Anselm, an uns beiden rächte sich unser Mangel an Mut. Wir hätten uns damals über alle Hindernisse hinweg unser Glück ertrotzen und erkämpfen sollen. Damals!"

„Nun ist's zu spät!... wir beide sind eine andere Straße gezogen."

„Ja, zu spät! viel zu spät!" murmelte sie leise.

Eine tiefe bebende Stille herrschte in dem altväterischen Zimmer, in dem sie auch das unbedeutendste Nichts an stille, selige Stunden erinnerte.

„Spiel' mir noch schnell mein Lieblingslied, das Geibelsche:

„Vorüber ist die Rosenzeit,
Und Lilien stehn im Feld..."

Er setzte sich an den Flügel, und leise summte sie mit geschlossenen Augen:

„Fahr hin, du qualenvolle Lust
des raschen Liebesglücks,
du lässest noch in meiner Brust
ein ruhig Licht zurück."

Er ließ die Hände auf die Tasten sinken und starrte vor sich hin.

„Ach, mein lieber Junge!" klang's zu ihm hinüber in schmerzlichem Verzicht. Sie stand auf. Sie streichelte, in seinen Anblick verloren, ihm zärtlich das Haar aus der Stirn.

„Leb' wohl, Anselm! Es muß nun aus sein zwischen uns für immer!"

„Leb' wohl, Lotte!"

Er fühlte, daß sie in diesem Augenblick den letzten Strich unter die Rechnung gesetzt, daß sie Abschied von ihm genommen, daß sie sich losgelöst hatte von ihm fürs ganze Leben.

Ein durch den Torweg polternder Rollwagen riß sie beide aus ihrer seligsten und schmerzvollsten Träumerei.

„Ich muß jetzt gehen. Onkel Giesebrecht wird schon lange auf mich warten."

Sie traten unwillkürlich in die Glasgalerie und blickten noch einen Moment aus dem von Rosen umkränzten Fenster auf den ihnen aus unschuldigen Kindertagen so vertrauten Hof ...

„Sieh' mal hinauf!" sagte Hermann Giesebrecht, der mit David Danieli hinter den blauen Gazevorsetzern am Kontorfenster stand, „das wäre mir lieber gewesen!"

„Mir auch!" seufzte Danieli, „mir auch! Es hätte so schön sein können, und daß es nicht geworden ist, daran ist dein Schwager schuld. Sie hätten zueinander gepaßt ... nun sind sie unglücklich geworden durch die Borniertheit und den bösen Willen dieses Menschen."

„Die Borniertheit gebe ich dir unbedingt zu ... auch den bösen Willen?"

„Auch den!" und Danieli sprach immer rascher, immer erregter. „Als Anselm bei ihm um die Lotte anhielt, da hat er diesen Jungen mit Schmähungen überhäuft ... Dann sprach ich mit ihm und habe ihm klarzumachen versucht, daß er das Schicksal der beiden Kinder ganz sinnlos zerstöre ..."

„Dieser Esel!" murmelte Giesebrecht, „dieser Patentesel!"

Dann flogen David Danieli die Worte von den blassen Lippen:

„Meinen Jungen hat er mir kaputt gemacht ... denn der verwindet's nie ... meine Frau ist aus Gram darüber gestorben ... und das schwöre ich dir, Hermann, ich räche mich noch!"

Der Ausdruck seiner Augen, der Klang seiner Stimme war erschreckend. Das war nicht plötzlich überwallender Zorn, nicht Groll, nicht Verbitterung. Das war der Haß, der tödliche Haß, der nicht ruht und nicht rastet, bevor er nicht Vergeltung geübt hat. Und Hermann Giesebrecht wußte, daß sein alter David, dieser sonst so gütige und liebe Mensch, Wort halten würde. Er sah noch einmal hinauf und sah Lotte Hagedorn und Anselm Danieli umrankt von den im leichten Sommerwind flatternden Rosen, und er konnte sich nicht losreißen von dem reizenden Bilde; sie sprachen nicht, sie sahen hinunter in den Hof, sich ganz ihren Gedanken überlassend ...

Das Wiedersehen zwischen Giesebrecht und Anselm, das auf der ausgetretenen Treppe des Vorderhauses stattfand, war voll inniger Herzlichkeit. Denn Giesebrecht hatte diesen Jungen schon immer geliebt, und sein Schicksal ging ihm sehr zu Herzen.

„Komm' zu mir, Anselm, wann du willst, so oft du willst ... ich bin für dich immer da ... verstehst du? ... immer für dich da!"

Dann ging er still neben Lotten die Königstraße entlang und dachte über all das nach, was ihm sein David berichtet hatte, und plötzlich sagte er:

„Dieser Mensch, dieser Anselm sieht aus — ich finde keinen besseren Vergleich — wie ein schönes in Goldschnitt gebundenes Buch."

Anselm Danieli hatte ihnen lange nachgesehen, wie sich Lotte Hagedorn immer weiter von ihm entfernte, wie die Umrisse ihrer schlanken Gestalt sich im Schatten immer mehr verwischten, bis sie ihm ganz entschwand. Dann warf er sich in die Ecke seines Sofas und schluchzte lange. So fand ihn David Danieli, und er streichelte seinen Jungen zärtlich die heiße Stirn.

Darüber kann also nicht der mindeste Zweifel herrschen, daß es im Jahre 1869 in ganz Berlin keine reizenderen Chambres garnies gab als die in dem eleganten, sauberen Rähmelschen Hause an der Ecke der Taubenstraße und des Gendarmenmarktes, die auf diplomatische Vermittlung seiner Nichte Herr Rentier Hermann Giesebrecht bei Frau Witwe Berta Crüsemann bezogen hatte: ein großes dreifenstriges Eckzimmer mit der Aussicht auf den schönen Platz mit seinem bunten Leben und Treiben, auf die Kirchen und das Schauspielhaus und ein sehr geräumiges Schlafzimmer nach der ruhigen Taubenstraße, die sich gar keines Wagenverkehrs erfreute, da sie im „Bullenwinkel", einem kleinen, zum Hausvogteiplatz führenden Durchgang, endete. Giesebrecht fühlte sich schon am ersten Tage gemütlich und behaglich. Alles gefiel ihm. Das paßte ihm so, hier fand er sein so lang entbehrtes „Alt-Berlin" wieder. Das war kein moderner Schwindel, kein amerikanischer Humbug; das war alles so, wie es sich für eine anständige Chambre garnie schickte und gehörte: die grünen Ripsmöbel mit den gehäkelten „Schonern", der Mahagonisekretär mit der Tür zum „Zurollen", auf der Spiegelkonsole die alte Uhr mit dem schon ein bißchen gesprungenen Zifferblatt und den vier Alabastersäulen, der runde Tisch mit der in allen Farben spielenden Plüschdecke und dem Goldfischbassin, der „Tritt" am Fenster mit den zwei Gummibäumen in bunt gemalten Porzellantöpfen, die zwei Bilder, von denen eines den wütend blickenden Marschall Vorwärts in der rechten Hand mit dem Säbel und mit dem linken Fuß auf einem Kanonenrohr darstellte, und das andere huldigte mehr der holden Weiblichkeit: ein sinniges Mägdelein, das sich in durchaus löblichem Reinlichkeitsbedürfnis am Bachesrand die zarten Füße wusch, während ein Kind — hoffentlich nicht das ihrige — sich der einträglichen Beschäftigung, Schmetterlinge zu fangen, hingab. Und in der Ecke, dicht neben dem weißen Kachelofen, hing

natürlich der Perlenklingelzug. Genau in dem gleichen üppigen und sybaritischen Stil war das Schlafzimmer ausgestattet. Und nun diese Madame Crüsemann! Na ja: sie hatte nun mal 'ne ausgesprochene Abneigung „jejen dem Korsette" und roch „wejen det Zahnreißen" immer „nach die Ehterdroppen". Daß sie mit der deutschen Sprache auf dem Kriegsfuße lebte, schien ein Familienfehler zu sein, den sie mit ihrer Schwester, der Kinderfrau Pine, gemein hatte. Es war Giesebrecht auch wirklich ganz gleichgültig. Wenn sie zu ihm sagte: „Ick wer' mir sputen", dann erwiderte er ihr, um ihr zu schmeicheln: „Is jut, Frau Crüsemann, sputen Se Ihnen!" und die Sache war erledigt. Was ihm ungleich wichtiger war: sie wusch und plättete und kochte und hielt seinen „äußeren Menschen in musterhafter Ordnung". Und jedesmal, wenn Lotte Hagedorn ihn besuchte, freute sie sich von Herzen über die glückliche Wahl, die sie für ihn getroffen hatte, und daß der Mann, den sie von Tag zu Tag immer mehr achten und lieben lernte, unter dieser Obhut ihr noch ungemessene Jahre erhalten bleiben würde.

Und sie kam oft zu ihm und holte ihn ab, um mit ihm den in vollster Blüte prangenden Tiergarten zu durchwandern, durch verschlafene Gassen und verträumte Winkel von Alt-Berlin zu streifen. Auf diesen Spaziergängen sprachen sie von allem. Von dem Bruch mit der Schwester, von dieser gewaltsamen Trennung, die sich trotz all ihrer Bemühungen als unheilbar herausstellen zu wollen schien; von der Mutter, die darunter schwer litt und unter den verbohrten Launen und sinnlosen Torheiten des Vaters ächzte; von ihrem Mann... sprachen auch von nicht persönlichen Dingen; von ernsten und gewichtigen. Und Hermann Giesebrecht blickte immer tiefer in dieses schöne Herz und in diesen klaren Verstand, und immer mehr grollte er dem Schicksal, das es für richtig befunden hatte, diesen seltenen Schatz einem Otto Hagedorn anzuvertrauen, der gar nichts ahnte von dem leuchtenden und echten Gold, das er

in seinen Händen hielt. Nur von einem sprachen sie nicht: von Anselm Danieli. Der hatte schon mehrere Male in dem Eckhause am Gendarmenmarkt vorgesprochen, und es war Giesebrecht doch recht lieb gewesen, daß der Zufall die beiden, die sich geliebt hatten, nicht bei ihm zusammengeführt hatte. Sie mußten doch nun endlich einmal über das Unabänderliche hinwegkommen, und da war es wohl das beste, wenn sie sich aus den Augen und schließlich auch aus den Herzen verlören ...

Aber einmal wollte es der Zufall, dieser launische und unberechenbare Glücks- und Unglücksstifter, doch, daß Anselm eines Abends zu Giesebrecht kam und Lotten dort traf. Sie hatte ihren Onkel besucht, der ein bißchen unpäßlich geworden war und sein Eckzimmer hüten mußte. Und der Zufall fügte es, daß Anselm Lotten nach ihrer nahen Wohnung in der Jägerstraße begleitete, und daß sie vor dem Hause ihren Mann trafen, der gerade zu einem „Herrendiner" fahren wollte.

„Herr Anselm Danieli ... mein Mann!"

Otto Hagedorn begrüßte in seiner wahllos-stürmischen Weise den ihm Vorgestellten, den er noch nicht kannte, von dem er wußte, daß er der Sohn des bekannten Häusermaklers David Danieli sei und für Lotten „geschwärmt habe".

„Sie würden meiner Frau und mir eine ganz besondere Freude und Ehre erweisen, wenn Sie sich recht bald bei uns blicken ließen ... Sie sind auch Häusermakler?"

„Ich studiere Musik."

„Musik? ... auch sehr schön! ... Chacun à son goût ... Mit Ihrem Papa bin ich übrigens in geschäftliche Verhandlungen getreten ... vielleicht wird 'was draus ... Gute Nacht, Schatz! ich komme jedenfalls spät nach Hause ... auf Wiedersehen, Herr Danieli! ..."

Er sprang in den Wagen und rief dem Kutscher zu, der die Peitsche vor seinem Herrn ehrfurchtsvoll senkte:

„Zu Dressel! aber en bisken Drapp!"

Frau Minna Schlegel hatte schlimme Tage zu bestehen. Der Herr Kommissionsrat war fuchsteufelswild. Und ich möchte den sehen, der ihm nicht vollständig recht gegeben hätte. Diese Rücksichtslosigkeit von seinem „Herrn Schwiegersohn", diesem Otto Hagedorn, und diese Dummheit! Er hatte ihm in mehrstündiger Unterredung, an der natürlich auch „die rechte Hand" teilgenommen, doch so klar und deutlich auseinandergesetzt, daß es ein eintägiger Säugling kapiert hätte ... daß es auf der ganzen weiten Welt nichts Wichtigeres gäbe, als in Berlin eine Immobilienbank mit ihm als Generaldirektor zu gründen, eine Bank, deren Aktien das Bankhaus Christian Hagedorn und Söhne an der Börse zu lancieren hätte. Unbegreiflicherweise hatte zuerst dieser Herr Schwiegler, dieser Siebenmalgescheite, mit dem Kopf geschüttelt und infolgedessen auch Herr Otto Hagedorn. Diese Kurzsichtigkeit! diese Verblendung! ... das Geld lag ja auf der Straße ... ja, zum Donnerwetter, warum es denn nicht aufheben? ... Franz August Schlegel hatte sich schon alles bis in die kleinsten Details ausgemalt ... den monumentalen Bankpalast, über dessen Eingangstor in goldenen Buchstaben „Berliner Immobilienbank" prangte, den vor Ehrfurcht ersterbenden livrierten Portier, die Marmortreppe mit dem vergoldeten Geländer und dem roten Samtbezug, das Heer der Angestellten, die vor ihm zitterten, die Bureaus mit dem ungeheuren Kamin, über dem sein lebensgroßes Porträt thronte, den riesigen Sitzungssaal mit dem langen, grünbedeckten Tisch, sein Privatkontor, in das die Bittsteller zum Handkuß zugelassen wurden. Und unter diesen „Schnorrern" hatte er schon diesen vermaledeiten Kerl aus der Königstraße, diesen David Danieli, vor sich gesehen, wie der ihn untertänigst um eine Sekunde Gehör bittet ... Denn diese Immobilienbank sollte unter seiner Leitung so groß, so mächtig werden, sollte wie ein Riesenschwamm all diese kleinen Existenzen aufsaugen und den ganzen Grundstücksverkehr

Berlins an sich reißen. Und das alles: die Stellung, das Einkommen, die Macht zunichte, weil diese beiden Querköpfe in der Jägerstraße „Nein" gesagt hatten. Oh! er entsann sich noch sehr gut der süßen Worte, mit denen Herr Otto Hagedorn ihn abgespeist hatte:

„Lieber Papa! Jetzt nischt zu machen ... vielleicht später ... Wenn Sie Ihren Tatendrang nicht zügeln können, makeln Se doch so privatim los ... mieten Se sich in 'ner belebten Gegend ein Kontor .. kaufen Se und verkaufen Se Häuser, Straßen, Baustellen, Wiesen, Schlösser, Villen, Kirchhöfe, Bahnhöfe, meinetwegen Taubenschläge ... aber wohlverstanden nie für eigene, nur für fremde Rechnung, und stecken Se die Provision in die Tasche! ... Wodurch bin ich denn so groß geworden? Weil bei mir immer das Geld der anderen im Feuer ist ... nie mein eigenes ... Gewinnt die Kundschaft, is es gut ... verliert se, is es auch gut ... mir kann nie was passieren und wenn's Straßenjungen regnet ... Die Provision für Kauf und Verkauf ist mir sicher ... Uebrigens: ich will Ihnen den Steigbügel halten ... zeigen Se, daß Sie reiten können. Suchen Se für mich ein schönes Grundstück im Tiergarten zu kriegen Natürlich muß der Verkäufer Ihnen die Vermittlungsgebühr zahlen. Die Höhe des Kaufpreises ist mir wurscht, wenn mir die Chose gefällt. Uebrigens habe ich schon drei oder vier Häusermaklern den Auftrag gegeben: dem langen Bergmann, dem tauben Benjamin und natürlich vor allem Danielin. Verwandtschaftliche Sentimentalitäten sind nicht meine Spezialität. Also vorwärts los, wer zuerst ankommt, führt die Braut heim!"

Also dieser Danieli war schon wieder dabei ... man könnte sich ja die Haare ausraufen ... Herr Kommissionsrat Schlegel schimpfte vor- und nachmittags bei Kranzler, Habel und Josty über diesen „Gauner, diesen Danieli" und, um das Feld seiner ertragreichen Tätigkeit zu erweitern, auch noch bei Spargna-

pani, bei Stehely in der Charlottenstraße, bei d'Heureuse am Köllnischen Fischmarkt und natürlich bei Courtier in der Königstraße, dem Rendezvous der Börsenwelt. Und hatte er alle Welt gelangweilt und sich heiser geschimpft, dann ging's zurück in die Wilhelmstraße 71, und die Schwiebus, der Ackergaul aus der Uckermark, und die kleine bucklige Riese und die dicke Köchin flohen in den äußersten Winkel ihres Hängebodens, wenn sie den gar gestrengen Herrn den Schlüssel in die Korridortüre stecken hörten. Und hier, in seinen eigenen Räumen, in denen er sich keinen Zwang aufzuerlegen brauchte, stimmte er vor seiner Frau sein Schimpflied von neuem an. Kein Mensch im Umkreise Berlins blieb ungerupft: an alle und an alles dachte Franz August. Nur eins vergaß er: sich zu tummeln und ein Grundstück im Tiergarten ausfindig zu machen...

Ja, die gute Frau Minna Schlegel hatte schwere Tage zu bestehen.

Und, wie es Otto Hagedorn damals abends vorausgesagt hatte, als ihm Anselm von seiner Frau vorgestellt wurde: es wurde wirklich „was draus". David Danieli machte das Rennen. Er bot dem Bankier zum Kauf die schöne, große Baustelle in der Bendlerstraße, gleich am Tiergarten, an.

Otto Hagedorn ließ sofort den mit hellgrauem Atlas ausgeschlagenen Landauer — die blaue Seide hatte ihm nicht mehr gefallen — anspannen und fuhr mit Lotten, mit „Carlemännchen", der so genannt wurde, weil er — es soll nun nicht länger verschwiegen werden — nach seinem ehrwürdigen Großvater Christian getauft war, mit der guten alten Pine und Onkel Giesebrecht, den er auf seiner Frau Wunsch eingeladen hatte, „hinaus" nach der Bendlerstraße, um dort mit dem Eigentümer David Danieli zusammenzutreffen.

Otto Hagedorn war in ganz besonders guter Laune. Ihm war heute durch Protektion seines „besten Freundes", des Grafen Meersberg, die Bestallung zum belgischen Generalkonsul verliehen worden, er hatte durch Vermittlung seines anderen „besten Freundes", des Baron Leiendorf, den russischen Annenorden erhalten. Er hatte sich soeben in seinem Schlafzimmer vor dem hohen Stehspiegel mit Wohlgefallen eingestanden, daß ihn das schmale hellrote und gelb eingefaßte Band sehr gut kleide, und er hatte auflachen müssen, als ihm Leiendorf, den er als Sachverständigen mitgenommen hatte, die Schnalle so fest zuzog, daß er einen Augenblick wahrhaftig glaubte, von der Hand des „besten Freundes" erwürgt zu werden... Ja! er war guter Laune, was ja bei seinem glücklichen Naturell eigentlich kein Ausnahmezustand war. Aber er war heute nicht nur gut gelaunt, er war übermütig. Die ganze Welt lag vor ihm im Sonnenschein. Hätte er sie kaufen können... diese Welt... er hätt's getan... so „à la hausse" war er gestimmt. Er freute sich seiner kaufmännischen und gesellschaftlichen Erfolge, er freute sich, daß die Menschen ihm sein Glück neideten, er freute sich seiner Millionen, seiner Gesundheit, seiner Jugend. Er hatte die schönste Frau in Berlin, die er in seiner Weise liebte und über deren Kälte und Zurückhaltung er sich nicht den Kopf beschwerte... er hatte seinen dicken rosigen Christian, er hatte seinen Koch, seine Zigarren, seine Weine... Herz! was willst du noch mehr?

Der Wagen rollte jetzt durch die im hellsten Sonnenlicht strahlende Tiergartenstraße mit ihren in Gärten gebetteten Villen.

„Siehste, Lotte, so eine bekommst du auch! Nicht zu groß, elegant, behaglich, bequem. Im Winter bleiben wir in der Jägerstraße... da eignen sich die großen Räume auch mehr für die großen Abfütterungen und Hopsvergnügungen. Aber hier draußen wollen wir uns ausruhen. Uebers Jahr, Frau

Generalkonsul, muß die Bude fertig sein... Kieks, Carlemännchen!"

Zum Dank für diese väterliche Liebkosung hub Christian Hagedorn, der zukünftige Chef des Hauses, ein mit seiner späteren Würde völlig unvereinbares Geschrei an, bis es endlich Pinen mit weisem Zuspruch und einem Bonbon gelang, den Stammhalter wieder in ein harmonisches Gleichgewicht zu bringen.

David Danieli wartete schon in der Bendlerstraße. Er ging mit Otto Hagedorn voraus, Lotte, schweigsam und müde, folgte mit Onkel Giesebrecht; Christian, der im Wagen zurückblieb, machte sich bei den wenigen Spaziergängern durch seine Trompete unbeliebt, bis Pine endlich auf den glücklichen Gedanken kam, den Jüngling in die kleine gegenüberliegende Konditorei von Mauckert hinüberzutragen, wo er dann endlich seine Blasversuche einstellte.

Sie durchschritten langsam das Terrain, das aus einem sehr großen und langgestreckten Garten bestand, dessen uralte Baumkronen sich im leichten Winde wiegten. Danieli breitete die Pläne aus, erklärte den Flächenraum und seine Maße, legte die polizeilichen eventuellen Bauvorschriften vor, und das alles ohne jede Aufdringlichkeit, mit einer Klarheit und Genauigkeit, daß Otto Hagedorn mit seiner schnellen Auffassung und seinem findigen Kopf in kurzer Zeit völlig orientiert war. Rechts und links kein Nachbar, die Schwarzamseln sangen, Flieder und Goldregen und Syringen blühten und dufteten. Otto Hagedorn war begeistert, entzückt, berauscht.

„Wundervoll! Ganz mein Fall! Na, Lotte, was meinst du? schließlich sollst du doch auch hier wohnen?"

„Ganz wie du willst!" erwiderte sie und sah in die Ferne.

„Großartige Frau! Wie?... Also, Herr Danieli, ich erwarte sie heute nachmittag im Kontor... da wollen wir alles genauer besprechen... Ich denke doch, daß wir handelseinig

werden ... Apropos, ich habe neulich ihren Sohn kennengelernt ... Bildhübscher Mensch ... hinter dem sind gewiß die Weiberchen her ... Also um Fünf präzise ... Sie werden vorgelassen werden."

Er fuhr mit Lotten fort. Giesebrecht, der sich Bewegung machen wollte, ging mit seinem alten Freunde durch den Tiergarten.

„Wir wollen uns hier auf die Bank setzen ... mir ist von der Hitze ein bißchen schwindelig .. Glaubst du, daß er's kaufen wird?"

„Natürlich!"

„Seltsam! Jeder andere würde, bis er zum Entschluß käme, ein so großes und jedenfalls nicht billiges Objekt zu erwerben, prüfen und überlegen und wieder prüfen."

„Ja," lachte Danieli, „jeder andere! Der nicht! Lieber Junge, ich und auch du ... wir sind die Vergangenheit, wir sind Alt-Berlin .. der ist die Zukunft, der ist Neu-Berlin ... rasch, verwegen, draufgängerisch."

„Sag' mal, David, wir sind ja unter uns, und die Sperlinge dort werden's nicht ausplaudern ... was mich stutzig macht ... daß du alles verkaufst. Du hast — allerdings mit schönem Nutzen und zur Wut meines Schwagers — das Riesenterrain in der Bellealliancestraße an die Frau Arendt verkauft ... Du gibst jetzt dieses Grundstück her ... Wenn wirklich alles so in die Hausse geht ... warum tust du das?"

„Erstens, Hermann, bin ich kein Jüngling mehr und will daß mein Anselm mal reinen Tisch vorfindet. Und dann ... das ist Gefühlssache. Ich glaube nicht an die Hausse. Ich kann's dir nicht so recht erklären, aber da drüben an der Seine ballen sich Wolken zusammen, die vielleicht früher, als man allgemein glaubt, zu einem großen Kladderadatsch führen könnten."

Giesebrecht sah in Gedanken vor sich hin.

„Ich weiß nicht, dieser Hagedorn hat für mich etwas Unheimliches."

„Das macht wohl, daß du die Lotte so lieb hast und siehst, daß sie kreuzunglücklich ist."

„Ja, weiß es Gott, das ist sie! ... Komm ... mir ist jetzt wieder gut. Wir wollen langsam nach Hause schlendern."

Otto Hagedorn und David Danieli wurden „handelseinig". Der Kaufpreis war, wie man bei Josty und Kranzler erzählte, sechzigtausend Taler. Herr Kommissionsrat Schlegel behauptete: er hätte „das Mistbeet" seinem Schwiegersohn von dem „alten Gauner" um die Hälfte verschaffen können.

Mit der jähen Lebhaftigkeit, die ihm eigen war, ergriff Hagedorn nun dieses Bauprojekt: die Eintragung bei Gericht, die Verträge beim Notar, die Pläne, die ihm Hitzig machen mußte, die Vorlagen des Hofgärtners für die Anlagen: sapperment, das war eine Ueberstürzung, ein Galopp, ein Sturmlauf! „Bis zum 1. Mai 1870 muß die Bude da draußen im Walde fertig sein. Coûte que coûte ... basta!"

Und dann ging Hagedorn, da Lotte ihn nun einmal nicht begleiten wollte, nach Paris, wo er emsig bummelte, und nach Ostende, wo er fleißig „feute", und schrieb seiner Frau auf stark parfümiertem Papier begeisterte, entzückte und sehnsüchtige Briefe, die er nach der Oper in einem cabinet particulier zwischen zwei Flaschen Champagner verfaßte ... Sein „bester Freund", Baron Leiendorf, war auch dabei und auch eine bildhübsche Operettensängerin, seine kleine Berliner Freundin, die Otto Hagedorn mit auf die Reise genommen hatte ...

Der Sommer zerstreute die Dynastien Schlegel, Christiani, Hagedorn in alle Winde. Frau Minna ging mit Marie, den Kindern und unserer Freundin Schwiebus nach Kösen, um dort eine ungefähr komplette Uebersicht über sämtliche skrofulöse Berliner Kinder zu gewinnen; der Erste Staatsanwalt Herr

Doktor Christiani war mit Beginn der Gerichtsferien nach Innsbruck gereist, um von dort aus vier Wochen lang mit einem Paar blauwollener Reservestrümpfe, einer etwas unvollständigen Zahnbürste und einer unverminderten Schandwut auf seinen Schwager Hagedorn eine Fußwanderung durch Tirol zu unternehmen, gegen das er an Regentagen am liebsten einen Haftbefehl im Rucksack gehabt hätte. So blieb übrig der Herr Kommissionsrat, der als Strohwitwer nach täglichen längeren Konferenzen mit dem Hoffriseur Donndorf den „verfluchten Kerl" spielte, bei Kranzler die langen Beine auf die eisernen Terrassenstangen streckte und sich in seinem doch wahrhaftig berechtigten Grimm über die ins Wasser gefallene Immobilienbank von einer jungen „Schauspielerin" trösten ließ, einem genialen Rechengenie, das zwanzig Taler Gage bezog und zweiundzwanzig Taler monatliche Miete bezahlte. Und es ist bis zum heutigen Tage ein unaufgeklärtes Rätsel geblieben, woher das liebe Kind, das sehr schöne Perlen und Brillanten besaß, diese zwei Taler bekommen hat... Und zurück blieben ferner noch in der heißen Stadt Lotte Hagedorn mit Christian und seiner Pine und Hermann Giesebrecht, der sich durchaus nicht von seiner gemütlichen Bude am Gendarmenmarkt und Madame Crüsemann trennen wollte. Ja, weiß es der Himmel, es war im Juli und August 1869 eine „Bombenhitze" in Alt-Berlin. Die Sonne sendete, wie es immer so hübsch in den Romanen heißt, ihre glühendsten Strahlen. Unerbittlich und grausam und höllisch brannte sie hernieder auf die Menschen, die im schmalen Schatten der Häuser dahinschlichen. Lebensmüde zockelten die Omnibuspferde durch die siedenden Straßen, die mit einer dicken grauen Staubschicht bedeckten Bäume der inneren Stadt lechzten nach kühlendem Regen, die Droschkenstände und die Rinnsteine dufteten gar nicht lieblich. Nur vor den Buden der „kohlensauren Jungfrauen" stauten sich die Durstigen, um mit dem Erfrischungstrank („mit" oder „ohne")

die ausgedörrte Kehle anzufeuchten, die „Fruchteiswagen" — die letzte Neuheit für „Alt-Berlin" — waren umlagert, und das Pfuelsche Schwimmbad vor dem Schlesischen Tor war allabendlich ausverkauft.

Und aus diesem brodelnden Kessel war dieser alte Junggeselle, dieser Hermann Giesebrecht, nicht herauszubringen. Ihm imponierte „das bißchen Hitze von dreißig Grad im Schatten" gar nicht; er war von da drüben an andere Temperaturen gewöhnt.

„Sorgen Sie, Frau Lotte," hatte vor einigen Tagen Exzellenz Schlüter gesagt, „daß Ihr Onkel von hier fortkommt; die Luft, die Hitze sind nichts für ihn. Er ist doch recht krank."

„Was soll ich tun?" hatte sie erwidert, „nach Nauheim ist er nicht zu bringen. Wenn ich nur hier in der Nähe etwas für ihn wüßte!"

„Ich mache Ihnen einen Vorschlag; meine Villa in Charlottenburg ist seit meiner Mutter Tode unbewohnt. Ziehen Sie für den Sommer mit Kind und Kegel hinaus; nehmen Sie Herrn Giesebrecht mit, pflegen Sie ihn! Der Garten ist groß und schattig!"

Aber Lotte schien diese Einladung doch zu freigebig.

„Oder wenn Sie das nicht wollen ... da fällt mir ein: in der Tiergartenstraße ganz unten ... steht eine hübsche Villa leer. Die Eigentümerin wohnt seit Jahren in Florenz. Ich werde mit dem Verwalter sprechen. Die Sache wird sich arrangieren lassen. Dort finden Sie — Ihnen, Frau Lotte, kann es auch nicht schaden, denn Sie sehen ein bißchen müde aus — findet vor allem Ihr Onkel das, was er für seinen Zustand braucht: Ruhe, Luft, Kühle. Denn", hatte er sehr ernst noch einmal hinzugefügt: „er ist *sehr* krank."

Lotte Hagedorn war zurückgeblieben mit tiefer Trauer im Herzen. Sie war allein. Der Vater, dessen häßliche Schwächen sie kannte, war ihr kein Halt. Die Mutter, gütig, aber un-

selbständig geworden und schwach und niedergedrückt, war ihr kein Beistand, die Schwester, eingeengt und verschüchtert durch den Willen Christianis, war ihr keine Stütze; ihr Mann ... je nun ... ihr Mann! ... So blieb ihr nur dieser Onkel, auf den sie sich verlassen, den sie um Rat fragen konnte in den Zweifeln, die sie bestürmten und sie verwirrten. Und deswegen — weil sie ihn liebte und verehrte — hatte sie es sich zur Aufgabe gesetzt, über sein Leben zu wachen und es zu verlängern, solange es in menschlicher Macht stünde. Deswegen war sie auch unter allerhand Ausflüchten in dem heißen Berlin zurückgeblieben, um nicht von seiner Seite zu weichen. Des Geheimrats Schlüter Fürsprache war es gelungen, die Villa in der Tiergartenstraße zu mieten, und ebenso hatte Lotte Hagedorn mit Schmeicheleien und allen Listen den widerspenstigen Onkel zu dieser Sommervilleggiatur zu überreden vermocht. Sie machte es ihm so leicht wie möglich. Ihr Diener mußte vom Gendarmenmarkt aus das Gepäck nach dem neuen Bestimmungsort besorgen, so daß Hermann Giesebrecht sich nur die Mühe zu nehmen brauchte, sich in die vor seiner Tür haltende Rosenbergsche Droschke zu setzen.

„Im September — so um die Mitte — komm' ich wieder, Frau Crüsemann!"

„Nee! Nee!" hatte sie ihm am Droschkenschlag erwidert. „Ihnen seh' ick nie mehr!" und sie hatte sich die reichlich fließenden Tränen mit der Handfläche abgewischt.

„Was fällt Ihnen denn ein? Wie können Sie junge Frau (sie blickte auf zweiundsechzig Lenze) denn ans Sterben denken? So ein Unsinn!"

„Ach nee! von mich is jar keene Rede nich. Aber Sie kommen nich zaruck."

„Nanu?" lachte er, und der Rosselenker, der sich auf dem Bock umgedreht hatte, tat das gleiche.

„Ihnen fressen ja da draußen de Micken uff; und wat die von Sie iebrig lassen, fressen de Raupen!"

Er drückte der lieben Frau für ihre zartsinnige Prophezeiung die Hand.

„Hüh! Lydia!"

Der alte Gaul zockelte „hinaus" nach der Tiergartenstraße, und Madame Crüsemann sah noch lange wehmütig ihrem bisherigen Mieter, dem tollkühnen Afrikaforscher, nach.

Das einstöckige Landhaus, so ein Ueberbleibsel aus dem ältesten Alt-Berlin, lag am äußersten Ende der Tiergartenstraße, so in der Nähe des „Hofjägers", weit ab von der Straße, ganz in dichtem Grün versteckt. Es hatte noch ein hohes spitzes Schindeldach mit einer kreischenden Wetterfahne, es hatte noch — weiß es der Himmel! — eine Sonnenuhr, es hatte noch einen großen Gemüsegarten mit einem immer schwatzenden Brunnen. Der das Haus umschirmende Park mit seinen sandigen Wegen, seinen alten Bäumen, seinem wildwachsenden Gewirr an Busch und Strauch erstreckte sich bis zum Kanal. Und hier, wo ein vermorschter Lattenzaun das Grundstück von dem sich dahinziehenden öffentlichen Wege schied, lag in der Wildnis ein verfallener Grabhügel, dessen Bewohner niemand kannte und niemand störte ...

Die Sonne, die die innere Stadt versengte, erwies sich diesen Baumkronen gegenüber machtlos. Nur hie und da schlich sich ein dünner Lichtstrahl durch den dichten Blätterschutz, den ein erfrischender Wind fächelte. Kein Wagengerassel störte den tiefen Sommerfrieden. Vögel zwitscherten, hüpften von weißem Flieder zu blauem Flieder, von Goldregen zu Glyzinien, und nur selten flatterten ein paar Klänge vom „Hofjäger" herüber, wo der Herr Generalmusikdirektor Wieprecht, der von den Pianissimi prinzipiell nichts hielt, in seiner goldstrotzenden

Uniform mitten im tiefsten Frieden fürchterliche „Schlachtgemälde" mit Dtschingdraratata und Zapfenstreich zum besten gab.

Lotte hatte ihrem Onkel, um ihm die Treppen zu ersparen, die paar Parterrezimmer eingeräumt und hatte mit Christian und Pine ihre Zelte in der Beletage aufgeschlagen. Wenige Stunden nach dem Einzug fühlte sich Hermann Giesebrecht behaglich und vergaß bald in seiner rabenschwarzen Undankbarkeit sein gemütliches Nest am Gendarmenmarkt und — es muß leider gesagt werden — auch Frau Crüsemann mit den falschen Dativen. Die Mahlzeiten wurden auf der „Terrasse", einer verwitterten Altane, eingenommen, und wenn auch hie und da sich ein paar Raupen in der Suppe zum Besuch einstellten ... na, in Gottes Namen! — das gehörte nun einmal zu einer richtigen Alt-Berliner Sommerwohnung, wie zu einer richtigen Bowle eine Laube gehörte, von deren Gebälk herab ein Vöglein erfreuliche Beweise seiner geregelten Verdauung zu geben für richtig befand.

Lotte und Hermann Giesebrecht saßen auf der schattigen Terrasse, während Christian unter Pines Leitung weit hinten im Garten sich bei den Johannisbeeren nützlich machte. Lotte war mit einer Handarbeit beschäftigt, und Giesebrecht, sommerlich gekleidet, lag in einem Wiegestuhl.

„Vielleicht kannst du deinem Manne die Idee mit dem Bau in der Bendlerstraße ausreden; wenn ich sein Geld hätte, würde ich das hier tausendmal vorziehen."

„Daran ist nichts mehr zu ändern; sie sind ja schon bei den Ausschachtungen."

„So? ... die wollen wir uns mal nächstens ansehen ... Na, kommt Zeit, kommt Rat ... ein Jahr ist lang, und Otto scheint mir zu den Menschen zu gehören, die ihre Ansichten schnell ändern."

„Wie die Wetterfahne dort oben ist er," und Lotte blickte hinauf zu dem sich im leichten Wind drehenden und kreischenden

Ding. „Und jeder Einflüsterung zugänglich und, wie ich glaube, nicht immer der besten ..."

„Und die Mühle in der Jägerstraße ... die mahlt nun immer weiter ... auch ohne den Chef?"

„Schwiegler ist ja da!"

„Sag' mal, Lotte, warum kannst du den eigentlich nicht leiden?"

„Ich mag ihn nicht," sagte Lotte schroff.

„‚Ein Köppchen' bezeichnete ihn mein alter David."

„Mag sein! ... er sieht aus ... wie ... wie ..."

„Na?"

„Wie das böse Gewissen!"

„Donnerschlag," lachte Giesebrecht laut auf, „daß Frauen doch so oft nach dem Aeußeren urteilen! Weil er rote Haare hat und vom Apoll von Belvedere nicht gerade ein Zwillingsbruder zu sein scheint? ... Kind! Kind! ... Ein Glück, daß ich nicht auch mit so 'nem Feuerkopf auf die Welt gekommen bin, sonst ..."

„Ach ... du!" sagte sie mit einer Innigkeit im Ausdruck, als ob sie einen Ozean zwischen ihn und diesen unsympathischen Herrn Schwiegler legen wollte.

Dann schwiegen beide und hingen ihren Gedanken nach. Die durchflogen seltsamerweise in diesem Augenblick die gleiche Strecke. Die eilten über die vielen, vielen Dächer, über schlanke, runde und flache Kirchtürme, über weite, in der Sonnenglut schlafende Plätze und machten endlich halt vor einem alten murksigen Hause in der Königstraße. Und Lottens Gedanken irrten sehnsüchtig und dennoch zögernd die knarrende, ausgetretene Treppe hinauf bis zu Anselm Danielis Studierzimmer, und Hermann Giesebrechts Gedanken wanderten langsam und nachdenklich über den winkligen, engen Hof bis zu David Danielis Kontor; sie hätten sich die Mühe ersparen können, einen so weiten Weg zu durchmessen. Denn plötzlich

schlug eine leise kluckernde Glocke an, die Gartentüre wurde geöffnet und unter der schattigen grünen Wölbung der Bäume schritt in einem hellen Sommeranzug Anselm Danieli auf das Landhaus zu. Giesebrecht hatte ihn noch nicht bemerkt, aber Lotte Hagedorn sah ihn sofort, sah ihn immer näher und näher kommen, und mit jedem Schritt, den es ihn vorwärtsdrängte, tat ihr Herz einen schnelleren Schlag ... Er hatte den Hut abgenommen, die Sonne hatte sein schönes Gesicht gerötet, und seine dunkeln Augen leuchteten ihr entgegen.

„Herrjemineh! Felix Mendelssohn, wie kommst du denn in unsere Einsamkeit?"

„Ich hatte meinen Vater nach der Bendlerstraße begleitet. Er sieht sich dort die Arbeiten an, und er hat mich vorausgeschickt mit dem Auftrage, ihn für die nächste halbe Stunde anzukündigen."

Lotte hieß ihn willkommen und ließ dem vom langen und heißen Wege Ermatteten Erfrischungen reichen.

Anselm hatte eine Papierrolle beiseitegelegt.

„Sind das vielleicht die Baupläne?" fragte Giesebrecht.

„Nein, Onkel Giesebrecht, das ist für Lotten," und er gab ihr die Rolle; sie öffnete und las: „Gewidmet Frau Lotte Hagedorn von Anselm Danieli."

„Ach, wie schön und wie lieb!" sagte sie und reichte ihm die Hand. Ihr schönes Gesicht rötete sich. „Ich danke Dir!"

„Na lies mal vor," meinte Hermann Giesebrecht.

„Es sind Lieder ohne Worte," erwiderte Lotte.

„Aha," scherzte er, „ganz nach dem großen Vorbilde."

Giesebrecht stand auf: „Komm', mein Junge, ich möchte ein paar Schritte laufen. Begleite mich durch den Garten; er ist sehr schön!" Er stützte sich ein wenig auf Anselms Arm, und bald verschwanden beide in dem Laubgewirr.

Lotte starrte ihnen lange nach. Sie hielt das Blatt in der Hand. Sie freute sich, daß er sich aus der Tatenlosigkeit der

letzten Jahre und aus dem nutzlosen Kampf um unwiederbringlich Verlorenes aufgerafft hatte zur Sammlung und zur Arbeit. Er war so begabt, er steckte so voller Ideen, seine Gedankenwelt war so weit, sein musikalisches Empfinden so tief ... Diese wortlosen Lieder waren der Anfang zur Anerkennung, zum Erfolg, zum Ruhm! Noch immer starrte sie in die Blätter und ließ sie durch die Finger gleiten. „Ich werde nie mehr arbeiten, nie mehr!" hatte er vor einigen Wochen zu ihr gesagt, als sie in seinem Arbeitszimmer Abschied genommen hatten. Damals war's doch nur ein Abschied mit Worten gewesen, heute war's der Abschied mit der Tat. Nun hatte er sich wieder zur Arbeit aufgerafft, nun hatte er wieder Lust und innere Ruhe zum Schaffen gefunden. So hielt sie in ihren Händen den Beweis seines Verzichtes, seiner seelischen Genesung ... von dem Feuer, das ihn zu verzehren drohte, war also nichts übrig geblieben als ein Häuflein Asche, nichts als ein paar wortlose Lieder. Sie fühlte einen leisen, ganz leisen Schmerz ... es hätte ihr Herz doch umkost, sich von ihm fürs ganze Leben geliebt zu wissen ... von einem einzigen Menschen auf der weiten Welt geliebt ... Oder bedeutete diese Huldigung in Tönen ein erneutes Flehen, eine erneute Hoffnung, ein unstillbares Sehnen? ... sie wollte nicht weiter denken ... ein Frauenherz ist so töricht, so widerspruchsvoll und so ... unglücklich!' ... ja, so dachte Lotte Hagedorn ... Und wenn er nicht verzichtet hatte, wenn er sie noch liebte, wenn er's ihr sagte ... was würde sie ihm antworten? ...

Sie stand noch immer auf dem gleichen Platz und starrte in den im sommerlichen Mittagsfrieden schlafenden Garten ... Bis endlich sich nähernde Stimmen sie aus ihren Träumereien weckten ... Hermann Giesebrecht und neben ihm Danieli Vater und Sohn schritten auf das Landhaus zu, und sie dachte sich, daß alle die drei Männer da ihre ergebenen Freunde wären,

und daß doch keiner von ihnen ihr helfen könnte aus den Zweifeln und Wirrungen ihres kranken Herzens.

Sie ging ihnen entgegen. Auf einer verwitterten, runden, im tiefen Schatten liegenden Bank nahmen sie Platz.

„Na, Lotte," sagte David Danieli, der sich die Stirn trocknete, „euer Haus in der Bendlerstraße geht höllisch vorwärts. Wenn Hitzig in dem Tempo weiter baut, kannst du heute übers Jahr in deinem eigenen Garten sitzen."

Er steckte sich eine Zigarre an und sagte dann:

„Uebrigens, Hermann, hast du schon das Neueste gehört? Der eine von den Natusius, ich glaube, der jüngere, hat sich heute morgen, bevor er wieder dem Untersuchungsrichter vorgeführt werden sollte, im Gefängnis erhängt."

Nach einer kurzen Pause erwiderte Giesebrecht:

„Was hätte dem noch alles bevorgestanden! ... es war jedenfalls der beste Ausweg!"

„Wohl der einzige," meinte Danieli, und er paffte starke Wolken.

Und wieder eine kleine Stille, in der wohl ein jeder seinen Gedanken nachhing.

„Die arme Helene!" sagte endlich Lotte, „was wird denn nun aus ihr werden?"

„Sie muß zu ihren Eltern zurück," erwiderte Danieli, „ihr bleibt doch keine Wahl ..."

„Onkel David und Anselm! bleibt doch zum Mittag hier ... macht uns doch die Freude!"

Ohne die Zusage abzuwarten, stand Lotte auf: sie ließ es sich nicht nehmen, das Obst für die Tafel selbst zu pflücken. Es gäbe hinten im Garten so wundervolle Kirschen.

„Anselm! komm' mit. Mach' dich nützlich und hilf mir!"

Und es bot den beiden Zurückbleibenden ein reizendes Bild, wie die beiden schönen jungen Menschen in das Blättergewirr

tauchten und Anselm die sich tief neigenden Fliederzweige zurückbog, unter denen Lotte hindurchglitt.

„Es tut kein gut!" sagte endlich Giesebrecht, und er seufzte.

„Wie meinst du das?"

„Es tut kein gut, David, daß sie sich so oft sehen. So verwinden sie's gewiß nicht. Im Gegenteil!"

David Danieli sah ihm beunruhigt in die Augen.

„Du willst mich nicht verstehen ... sie haben sich geliebt ... ich fürchte, ich fürchte: sie lieben sich noch! Und wenn's nicht mehr ist, so muß es auf diese Weise werden ... sie spielen mit dem Feuer ..."

„Und was dann?" flüsterte Danieli.

„Dann, mein lieber Alter," sagte Hermann Giesebrecht in tiefem Ernst und er legte dem Freunde die Hand auf die Schulter, „dann gehen sie uns beide vor die Hunde."

So saßen sie lange in tiefem Sinnen.

„Warne sie," murmelte endlich Danieli, „sie ist dir von Herzen gut, sie weiß, daß du nur ihr Bestes willst. Warne sie!"

„Ach du lieber Himmel, mein David! Du verstehst sehr viel vom Geschäft ... von einem Frauenherzen, das liebt, verstehst du gar nichts. Jeder Widerspruch, jede, auch die liebevollste, uneigennützigste Warnung reizt nur noch mehr ..."

Er stand auf, ging ein paarmal auf und ab und blieb dann vor seinem alten Freunde stehen:

„Was besser wäre: schick' ihn fort, und wenn er nicht gehen will, so rede ihm vor, daß du selbst dringend einer Erholung bedürftest, und daß es doch wohl seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit wäre, dich zu begleiten ... so gewinnen wir Zeit ... vier Wochen ... sechs Wochen ... David! tu's: du rettest dir damit deinen Jungen und mir damit meine Lotte!"

Und David Danieli, der es zuerst gar nicht fassen konnte, sein Geschäft zu verlassen, willigte ein ...

Neben Lotten, die nach aus ihrer Jugend beibehaltener Gewohnheit mit auf dem Rücken verschlungenen Händen schritt, ging Anselm. Er summte leise ein Lied vor sich hin.

„Singst du da eins der Lieder ohne Worte?"

„Ja, das zweite."

„Du mußt es mir nachher spielen."

Dann gingen sie immer weiter dem Kanal zu durch den Garten, mitten durch die Wildnis von Baum und Busch und Gesträuch, die wohl seit Jahrzehnten kein Gärtner mehr gepflegt hatte. Sie gingen durch diese grüne, kühle Dämmerung und sprachen nichts. Aber dieses schämige und keusche Schweigen war beredter als alle Worte... immer langsamer wurden ihre Schritte, und immer stürmischer klopften ihre Herzen, und beide fühlten, daß der Augenblick gekommen war, der ihr Leben umgestalten würde... der sie hinaufheben würde zu jauchzendem Glück oder sie stürzen müßte in Schuld und Verderben... War es ein Vogel, der da warnend rief? war es das leise Zirpen einer Grille? war es eine zarte, menschliche Stimme, die Lotten plötzlich aufhorchen ließ?

„Mama! Mama!" klang es aus dem Dickicht unter dem Kirschenbaum. Das „Carlemännchen" trippelte ihr entgegen und umschlang auffauchzend ihre Knie. Sie hob ihn zu sich empor, sie preßte ihn an sich und küßte das unschuldige Kind, diesen unbewußten Retter aus der ihr drohenden Gefahr...

Und eines schönen Morgens — es war so gegen Ende August — war, ohne daß er irgend jemand, weder seine Frau noch Herrn Schwiegler, seine „rechte Hand", von seiner Ankunft verständigt hatte, Otto Hagedorn zurückgekehrt. Von der Sonne gebräunt und seelensvergnügt. Ja, diese Ueberraschung sah ihm ähnlich, diesem unermüdlichen Effekthascher,

der auch die billigsten Wirkungen nicht verschmähte. Um zehn Uhr vormittags hatte er plötzlich in der Tiergartenstraße angeläutet. Und das muß dem Herrn Generalkonsul auch der krasseste Neid lassen, daß er in seinem braunen Sammetreitanzug mit dem Bändchen des Annaordens auf seinem prachtvollen Rappen wie angegossen saß, und daß er trotz seiner zur frühzeitigen Fülle neigenden Figur eigentlich ein bildhübscher Kerl war, so das richtige Ideal aller freundlich gewachsenen Mäntelständer im Bezirk der Oberwallstraße und des Werderschen Marktes. Und was hatte er nicht schon alles in den paar Stunden nach seiner Ankunft erledigt: gebadet, rasiert, frisiert, gefrühstückt, einige „dringende" schlecht parfümierte Briefe beantwortet, den Bau in der Bendlerstraße besichtigt und bis zum Charlottenburger Schloß hin und zurück, daß der schaumbedeckte Rappe am ganzen Leibe zitterte. Sapperlot! das wird wohl 'ne Leistung sein! Er begrüßte mit der ihm angeborenen Gutmütigkeit, von der ihm die Hast seines unruhigen Lebens nichts abstreifen konnte, Lotte herzlich, erzählte dem Onkel Gieseprecht leise eine saftige Anekdote, die er unterwegs aufgelesen hatte, beschäftigte sich angelegentlich mit seinem Herrn Sohn, indem er nach sechswöchiger Trennung einmal „Kieks! Carlemännchen!" zu ihm sagte, und brachte seiner Frau aus Ostende ein wundervolles Armband mit, „um das Dutzend zu komplettieren", Carlemännchen bekam eine Quietschpuppe, deren geräuschvolle Atemzüge das ganze Tiergartenviertel rebellisch machen konnten, und Onkel Giesebrecht, an den er offenbar nicht gedacht hatte, übergab er in einer feierlichen Ansprache ein sehr elegantes Zigarrenetui, das Lotte sofort als das Geschenk eines seiner „besten Freunde" wiedererkannte. Ja, so war dieser Otto Hagedorn: gutmütig, leichtsinnig, flüchtig, immer bestrebt, sich beliebt zu machen, und wenn er auch der Wahrheit ein Schnippchen schlug.

„Kinder, hat allen's die Bank in Ostende berappt!"

Und juchheidi! fort war dieser Wirbelwind, der für den heutigen Tag nur eine Generalversammlung, eine Beerdigung, eine Aufsichtsratssitzung, eine Konferenz mit Hitzig, ein Diner und natürlich ein Theater auf dem Programm hatte, das in vorgerückterer Stunde gewöhnlich eine Erweiterung im cabinet particulier eines Moderestaurants erfuhr und dann noch „wo anders" seinen würdigen Abschluß fand.

Aber nicht nur Otto Hagedorn war wieder in Berlin. Auch Frau Minna Schlegel war mit ihrer Tochter Marie und deren Kindern, mit der Schwiebus und der geräumigen Köchin wieder zurückgekehrt. Die Kinder hatten sich zur Verzweiflung der Nachbarn in Kösen „ausgetobt" und hatten als Errungenschaft der Sommerreise verbrannte Nasen und die Masern mitgebracht. Wie oft hatten Mutter und Tochter in der Laube ihres sonnendurchglühten Gärtchens alle Möglichkeiten erwogen und alle Pläne entworfen, um die feindlichen Parteien zu versöhnen, ohne zu einem Entschluß zu gelangen. Nun saß Frau Minna wieder an ihrem Fenster in der Wilhelmstraße und konnte sich nicht abgewöhnen, um zwölf Uhr die Behrenstraße hinabzusehen, um denn die Lotte noch immer nicht von der Mauer- oder Kanonierstraße einbiegen würde. Und dann erinnerte sie sich, daß die ja „da draußen" noch immer mit dem Onkel Hermann wohnte. Und der Prinz Karl war mit seinem Mohren noch in Klein-Glienicke und der Prinz Georg mit seinem Perponcher noch in Ems, und der berühmte Augenarzt da drüben war im Sommer heimtückisch weggezogen nach der Viktoriastraße. So hatte Frau Minna reichlich Zeit, nachzudenken, und reichlich Ursache. Ihren Gemahl, den Herrn Kommissionsrat, hatte sie noch unliebenswürdiger angetroffen, als sie ihn verlassen hatte. Und das hatte wahrhaftig seinen guten Grund, den er aber wohlweislich seiner ahnungslosen Frau verschwieg. Weil sein Schwiegersohn, „dieser Esel", immer „Hausse! Hausse!" geschrien, hatte er sich verleiten lassen,

Baubankaktien zu kaufen. Aber nicht bei Hagedorn und Söhne, damit die ihm nicht in die Karten gucken könnten, sondern bei Becker und König, den größten Krawattenmachern in Berlin und dem ganzen Königreich Preußen ... 'nen hübschen Posten „per ultimo". Und diese „Biester", deren verdammte Schuldigkeit es doch war „raufzuklettern", fielen in vollständiger Verkennung ihrer Verpflichtungen und purzelten und stürzten bis auf den Gefrierpunkt, und von den wunderschönen, buntgedruckten Aktien hätte sich Franz August bequem seine ganze Wohnung — na also wenigstens den ganzen „Stall" austapezieren lassen können. Und Becker und König, diese ausgekochten Halunken, hatten auf Regelung des Kontos gedrängt, und er hatte, um vor diesen Halsabschneidern wenigstens ein paar Monate Ruhe zu haben, einen Wechsel, zahlbar am ersten November, gegeben, und sie hatten ihm beim „Andenken an den Großvater und bei dem Wohle ihrer Kinder" geschworen, daß sie sich von diesem kostbaren Autogramm „Franz August Schlegel" niemals trennen würden. Und hatten das Akzept infolge dieses Schwures sofort weiter gegeben, und dieser auf 5437 Taler lautende Wechsel war auf vielen Umwegen und mit zahlreichen Unterschriften bedeckt ganz regulär in das Portefeuille von David Danieli gelangt ... Am ersten November, also in zwei Monaten, half kein Mundspitzen, da mußte gepfiffen werden ... Und diesen finanziellen Sorgen gesellte sich tiefer seelischer Kummer hinzu. Die junge „Schauspielerin" mit den zwanzig Talern Gage hatte ihm ewige Treue geschworen, und trotzdem hielt der Herr Kommissionsrat die untrüglichsten Beweise in der Hand, daß ein edeldenkender Kavallerieoffizier der jungen Dame eine Summe „geliehen", die in Raten zurückzuzahlen sie sich eidlich verpflichtet hatte ...

Auch der Erste Staatsanwalt Herr Doktor Christiani hatte sein Winterquartier wieder in der nach Insektenpulver und Terpentin riechenden, entzückend eingerichteten Wohnung in der an-

mutigen Niederwallstraße aufgeschlagen. Er hatte viele Tiroler Bergspitzen unsicher gemacht, sich in vielen Tiroler Beschwerdebüchern verewigt und war auf seiner fünfwöchigen Reise mit dem einen Reservepaar blauwollener Strümpfe fürtrefflich ausgekommen ...

Draußen in der Villa im Tiergarten färbten sich die Bäume rot und golden, die Blätter fielen raschelnd auf die Wege, Morgen- und Abendnebel erleichterten Hermann Giesebrecht nicht gerade das Atmen und trieben ihn wieder in die Stadt. So verließen er und Lotte Hagedorn, dieses seltsame Paar, das Landhaus, in dem sie einige Monate so treue Kameradschaft gehalten, in denen er unbeobachtet in die Wirrnisse und Zweifel dieses Frauenherzens hatte blicken können. Sie hatte tapfer standgehalten, als Anselm Danieli Abschied von ihr nahm, um seinen „leidenden Vater" in die Schweiz zu begleiten. Sie hatte nicht verraten, was sie bewegt, ob sie noch hoffte, ob sie verzichtet. Er wußte nicht, was geschehen würde; er wußte nur das eine, daß er sich vor sie stellen würde, wenn ihr Gefahr drohen sollte, und daß er sie schützen würde gegen alles und gegen alle.

Und wieder stand Madame Crüsemann korsettlos und glückstrahlend vor dem Hause am Gendarmenmarkt und half ihrem lieben „Schamperjarnisten" aus der alten klapprigen Droschke.

„Na sehen Sie wohl, Frau Crüsemann, die Mücken haben mich doch nicht aufgefressen."

„Da können Se von Jlick sagen, Herr Jiesebrecht. Mein Bruder ... ja den seine Jungens ... na ja, se sehn immer mit nackte Beene ... von den seine Jungens haben de Micken nischt ibrig jelassen ... so wahr'n Jott in Himmel lebt!"

„Ein Glück, Frau Crusemann, kurze Hosen trage ich nämlich nur an hohen Feiertagen!"

Und über der Korridortüre hing ein Kranz mit der wunderschönen Inschrift, die die liebe Wirtin mal in einer Lotterie in

der Gartenwirtschaft von Puhlmann am Wollankschen Weinberg gewonnen hatte:

„Wer nur den lieben Jott läßt walten —
un hat nischt,
Und hoffet auf ihn alle Zeit —
un kricht nischt,
Den muß er wunderbar erhalten —
det kost nischt,
Von unn an bis in Ewigkeit —
det schadt nischt."

Herr Giesebrecht fand das Gedicht sehr schön, und Frau Crüsemann strahlte.

So waren sie nun alle wieder vollzählig in Alt-Berlin, und jedes von ihnen mit seinen kleinen und großen Sorgen blickte dem nahenden Winter entgegen, und keines von ihnen wußte, was er ihm bringen würde ...

Eine wundervolle Herbstsonne leuchtete in unermüdlichem Tagwerk über der Stadt; sie flimmerte auf den hochgiebligen Schindeldächern, sie strahlte über die weiten Plätze, sie vergoldete die Kirchen, deren Kuppeln und Spitzen, von den bald Abschied nehmenden Schwalben umkreist, die in den hellblauen, durchsichtigen Himmel stiegen.

Hermann Giesebrecht hatte sein Leben in der Heimat, das so sehr abstach von den Aufregungen, denen er in Neuyork standgehalten hatte, in ruhige und gleichmäßige Bahnen gelenkt, und er mußte doch heimlich lächeln über den für seine neunundvierzig Jahre doch wohl allzu eiligen Uebergang ins Weißbierphilistertum, für das er früher so herzlich wenig Verständnis und ebensoviel Neigung besaß. Jetzt stand er um sieben Uhr auf, früher legte er sich gewöhnlich um diese Stunde schlafen. Vor-

mittags schlenderte er ziellos durch die neuen Viertel vor dem Potsdamer Tor, ließ sich wie ein richtiger Provinziale den Weißen Saal im Schloß zeigen, nahm als Herzstärkung ein paar Mumien im Erdgeschoß des Neuen Museums zu sich, spielte bei Stehely seine Partie Schach oder sah bei der Parade Unter den Linden vor der Blücherstatue das zweite Garderegiment vor seinem König vorbeimarschieren und freute sich über die hübschen Prinzessinnen, die vom Prinzessinnenpalais das militärische Schauspiel lächelnd, aber hoheitsvoll prüften. Mittwoch und Sonnabend fanden unter seinen Fenstern die großen Märkte statt mit ihrem bunten geschäftigen Leben, mit den Fleischständen und Fischzelten, mit den an Grobheit einander überbietenden Obst- und Gemüseweibern, den Eckenstehern und Markträgern, mit dem Geschrei des Anbietens und Feilschens, und mitten aus all diesem Gekribbel und Gewimmel ragten in ernster Schönheit die beiden Kirchenkuppeln in den wolkenlosen Herbsthimmel. Donnerstag gab's bei Nähmel wie das Amen in der Kirche Eisbein und Erbsen und Sauerkohl, und Freitag putzte Madame Crüsemann die Fenster. Aber all diese winzigen Aeußerlichkeiten, an die er sich wohl leicht gewöhnt hatte, die er aber ebenso leicht hätte entbehren können, hatten mit seinem Leben nichts zu tun. Nur eins hätte er nicht mehr missen, aus seinem Dasein nicht mehr streichen können: das waren die Nachmittage, an denen Lotte Hagedorn regelmäßig zu ihm kam und mit ihm plauderte. Das waren schöne und reiche Stunden, wenn sie ihm am Fenster gegenübersaß und an einer Handarbeit stickte. Wenn langsam die Dämmerung hereinbrach, wenn's im Zimmer immer schummeriger wurde, wenn nur noch die Umrisse der alten Möbel erkennbar waren, wenn er nur noch den Wohlklang ihrer Stimme hörte. Und wenn sie dann endlich fortgegangen war, und der Duft ihrer Jugend noch den Raum erfüllte, dann huschte es Hermann Giesebrecht wohl so manchmal durch den Sinn, daß er, wäre sie bei seiner Rückkehr noch frei

gewesen, allem Altersunterschied zum Trotz diesen Schatz sich zu erobern gewagt hätte. Und lächelte dann wohl ein wenig wehmütig vor sich hin und dachte, obwohl er nie geschustert und nie gedichtet hatte, an Hans Sachs, der klug war und König Markes Glück nicht wollte.

Wie immer war Lotte auch heute gekommen, und ein Blick in ihr entschlossenes Gesicht verriet ihm, daß sie etwas Besonderes auf dem Herzen habe. Sie saßen sich am Fenster wieder gegenüber. In blaugrauem Dunst verschwand unten der Gendarmenmarkt, verschwanden Häuser und Menschen; nur das Frontispiz des Schauspielhauses und die Kuppeln der Kirchen glühten noch im letzten Abendrot.

„Onkel Hermann!" sagte Lotte, „ich habe mit dir zu sprechen ... ich habe dich um etwas zu bitten ... Anselm hat mir geschrieben."

„Was will er von dir?"

„Das wird er mir morgen abend sagen."

„Wo?"

„Bei dir?"

„Bei mir?"

„Ja, diesen Dienst mußt du mir leisten ... du hast mich doch von Herzen lieb?"

„Ja!" antwortete er, und seine Stimme zitterte ein wenig. Er stand auf und ging mit gesenktem Kopf umher, sich überlegend, ob er wohl recht daran täte, diese Zusammenkunft zu unterstützen. Das stünde ja doch in vollem Widerspruch mit seinem bisherigen Bemühen, sie voneinander fern zu halten. ‚Und dennoch,' überlegte er sich, ‚wenn du es ihnen verweigerst, sich hier wohl zum letzten Male auszusprechen und sich Lebewohl zu sagen für alle Zeit, dann ... dann würden sie vielleicht einen anderen, einen unheilvolleren, tollkühneren Weg finden, sich zu begegnen ... das darf nicht sein ... nie und nimmer!'

„Lotte!" sagte Giesebrecht, „ich meine es gut mit dir ..."

„Das weiß ich!"

„... ich warne dich! Du spielst da ein gefährliches Spiel, bei dem du viel, unendlich viel verlieren kannst!"

Sie schwieg.

„Du bist die Frau des einen und ... du liebst den anderen ... wohin soll das nur führen?"

„Verlaß dich auf mich," erwiderte sie in tiefem Ernst, „ich verliere mich nicht!"

Er konnte nicht mehr ihr Gesicht erkennen; so dunkel war's im Zimmer. Er hörte nur den Klang ihrer tiefen, wohllautenden Stimme, und aus diesem Klang brach der Schmerz um das verlorene Glück und das betrogene Leben mit solcher Gewalt hervor, daß er ihr in tiefem Mitleid beide Hände reichte und leise zu ihr sagte:

„So mögt ihr euch denn morgen abend hier treffen, um Abschied zu nehmen!"

Er steckte die alte Messinglampe an, und als der Schein des Lichtes auf Lotte Hagedorn fiel, erschrak Hermann Giesebrecht bis ins Mark über die Totenblässe ihres schönen Gesichtes, aus dem jeder Blutstropfen gewichen und wohl zum Herzen gedrängt war. Ihre Augen flatterten über ihn weg und blickten weit ... weit hinaus in die ungewisse Zukunft ...

Am Morgen des nächsten Tages war Anselm Danieli mit seinem Vater nach Berlin zurückgekehrt. Er kam, wie er gegangen war. Er hatte versucht, auf weiten, einsamen Fußwanderungen durch Wälder und Täler, über Berge und Gletscher seiner Leidenschaft Herr zu werden ... er sah nur sie; er hatte gehofft, in der Arbeit vergessen zu können ... sie stand neben ihm am Schreibtisch und sah ihn mit ihren dunkelblauen, unergründlich scheinenden Augen an, er sah ihre schlanke, biegsame Gestalt, ihr wundervolles Haar, das sie wie eine Krone trug ...

sie nahm ihm die Feder aus der Hand und strich ihm zärtlich das Haar... Sein ganzes Sein, jeder Gedanke, jeder Atemzug, jeder Herzschlag gehörte ihr. Und als er sich bewußt geworden war, daß alles Sichsträuben und Sichwehren doch vergeblich sei, hatte er an Lotte geschrieben. Er hatte sie um eine Unterredung gebeten... sie hatte sie ihm gewährt. Was er ihr sagen wollte?... Er wußte es selber nicht... er wollte sie nur endlich wiedersehen... endlich den Klang ihrer Stimme hören. Und nun bangte und zagte und... hoffte er diesem Augenblick entgegen. Träge rannen die Stunden dahin, und er wußte nicht, wie er sie ausfüllen könnte; in unbarmherzigem Einerlei tickte die Uhr über seinem Schreibtisch, jede Minute dehnte sich ins Unendliche und jede Sekunde zur Ewigkeit. Hunderte Male ging er vom Fenster bis zum Flügel auf und ab... immer auf und ab, den Blick auf den Teppich gerichtet ... O diese Qual des Wartens, diese Pein des Harrens!... diese Stunden, in denen ihm seine erhitzte Phantasie rosige Zukunftsbilder vorgaukelte und ihn in tiefes, undurchdringliches Dunkel sehen ließ!... Sie hatte ihn wissen lassen, sie würde ihn um sieben im Hause am Gendarmenmarkt erwarten, und jetzt war es fünf! Es litt ihn nicht mehr in seiner Wohnung.

An der Ecke der König- und Burgstraße, wo sich zu ebener Erde das Bankgeschäft von Becker und König befand, sah er, wie ein Herr ohne Hut, also jedenfalls wohl der Geschäftsinhaber, in der Ladentüre stehend und herzlich lachend Herrn Schwiegler, dem Ersten Prokuristen von Hagedorn und Söhne, die Hand zum Abschied reichte... Auf der Turmuhr der Werderschen Kirche schlug es ein Viertel auf sechs... Dann ging Anselm durch die Jägerstraße vorüber an Christian Hagedorn und Söhne; er sah in die erleuchteten Büros mit den von grünen Schirmen erhellten Pulten der Buchhalter und sah durch die ein wenig angelaufenen Scheiben, wie sich die Men-

schen an den Schaltern drängten, und sah, wie diese Riesenmaschine mahlte und mahlte und unermüdlich Gold mahlte.

Das Eckfenster der Beletage am Gendarmenmarkt war noch dunkel... es schlug ja auch erst halb sechs... Dann ging Anselm Danieli um das Schauspielhaus herum vorüber an der Konditorei zur „Mamsell Meyer". Gedankenlos blieb er stehen vor der verlockenden Auslage einer Delikateßhandlung und dem Schaufenster eines Sattlers und blickte hinunter in einen Schusterkeller, hinter dessen kleinem, trübem Fenster der Meister arbeitete, der sich eine große Glaskugel vor seine Talgkerze gestellt hatte. Von der anderen Seite der Straße tönte Klavierspiel und Gelächter herüber; die Ladentür war dicht verhängt und eine rote Laterne brannte. Und immer wieder umkreiste Anselm und immer in gleichem weiten Bogen das Eckhaus dort drüben, bis endlich... endlich das Zimmer erhellt wurde und bis die Stunde schlug, nach der er sich so innig gesehnt hatte.

Lotte reichte dem Eintretenden die Hand, und Giesebrecht versuchte mit seiner warmen Herzlichkeit den beiden den ersten Augenblick zu erleichtern, in dem sie sich in stummer Ungewißheit und mit fragenden Blicken gegenüberstanden. Anselm erzählte von seiner Reise, seinen Erlebnissen und den Gefahren, die er auf seinen einsamen Gletscherwanderungen bestanden. Mit dem Auge des Künstlers hatte er alle die Erhabenheit der Natur gesehen; aber so bunt und anschaulich er auch zu schildern wußte... sein Blick, seine Stimme verrieten das Ziel, dem er in dieser Unterredung zustrebte. Hermann Giesebrecht ließ sich, wie verabredet, von Frau Crüsemann abrufen und blieb in seinem Schlafzimmer, mit fiebernder Angst der Entwicklung entgegenharrend.

Lotte und Anselm blieben allein. Es herrschte einen kurzen Augenblick tiefe Stille, die nur von dem gleichmäßigen Fallen der Oeltropfen in der alten Messinglampe und dem Ticktack der

Standuhr dort drüben unterbrochen wurde. Lotte und Anselm standen sich gegenüber. Und da geschah etwas, was sie wohl beide nicht erwartet hatten. Sie standen sich gegenüber und sahen sich an und sahen sich wohl auf den Grund ihrer Seele. Und plötzlich, nach stummer, banger Frage und wortloser, entschlossener Antwort, von unwiderstehlichem Zwange getrieben, sanken sie sich in die Arme und umschlangen sich und küßten sich und wollten nicht voneinander lassen. Sie dachten nicht an das Morgen, nicht an das, was kommen würde und kommen mußte, sie lebten nur dem seligen Augenblick, nach dem sie sich gesehnt hatten ... Jahr um Jahr! ... sie sprachen nicht ein Wort, nicht ein einziges Wort ... sie sahen sich immer wieder in die Augen und schlossen sie wieder und gaben sich ihrem Glück dahin. Und wußten nicht, ob dieses Glück sie emportragen würde zu hellen sonnigen Höhen oder sie nach kurzem Traum hinabstürzen in tiefe Finsternis ...

„Für immer?"

„Für immer!"

Das waren die einzigen Worte, die in dieser Stunde Lotte Hagedorn und Anselm Danieli gesprochen haben ...

Sie stand in tiefem Sinnen allein am Fenster und hörte nicht, als Hermann Giesebrecht leise die Tür öffnete. Er legte ihr die Hand auf die Schulter. Sie drehte sich um, und er sah in ein anderes Gesicht, als er bisher gekannt und geliebt hatte, in ein Gesicht, aus dem jeder Wankelmut und jeder Zweifel der festen Entschlossenheit gewichen war. Er strich ihr zärtlich das Haar und sah sie fragend an:

„Ich werde mich von meinem Manne scheiden lassen!"

„Lotte!" rief er bestürzt.

„Ich werde von ihm gehen! ... ich werde noch einige Wochen vergehen lassen ... ich werde nichts überstürzen ... sei unbesorgt

... es wird alles ohne Aufsehen vor sich gehen ... Ich bitte dich nicht um deinen Rat ... mein Entschluß steht fest. Alles, was noch unklar in mir war, hat diese Stunde gereift. Ich kann ihm nicht länger gehören und ich will nicht! Ich gehörte immer dem anderen ... Ich habe auch ein Recht auf Glück! ... Ich habe dir damals in der Heiligengeiststraße mein Herz ausgeschüttet ... ich will ihm keinen Vorwurf mehr machen ... ich will ihn nicht anklagen. Er hat getan, was er mir an den Augen absehen konnte; er hat mich überhäuft mit allen Kostbarkeiten, mit törichtem Luxus ... Er hat wohl geglaubt, mich so an sich fesseln zu können. Er liebte mich vielleicht sogar in seiner Weise. Aber seine Weise ist nicht die meine ... Wir sprechen andere Sprachen. Sein ganzes Leben und Fühlen und Denken und Handeln besteht aus grellen Dissonanzen. Ich aber liebe Harmonie!"

„Und ... und was denkst du nun zu tun?"

„Ich werde Anselm Danieli heiraten!"

„Wenn aber dein Mann nicht einwilligt? Wenn er in seiner Eitelkeit dieses Opfer nicht bringen will?"

„So werde ich meinen Jungen nehmen und werde ihn verlassen. Ich will nichts von ihm als meine Freiheit! ... Ich werde aus seinem Hause gehen, wie ich in sein Haus kam."

„Du willst ihn, wenn er in die Scheidung nicht willigt — und das befürchte ich — verlassen ... Was soll dann aus dir werden, Lotte? ... Wovon willst du leben? ... Willst du dich etwa von deinem Vater unterhalten lassen? ... Mein liebes Kind! das wäre nicht nur Qual, das wäre Martyrium! ..."

Er ging im Zimmer umher und legte ihr beide Hände auf die Schultern.

„Bedenke es wohl, Lotte, wenn er sich nicht von dir scheiden lassen will, dann lebst du getrennt von ihm ... Und wenn alles Recht auf deiner Seite ist und wenn dein Handeln noch so vernünftig und deine Gründe für die gerecht Denkenden noch

so einleuchtend: die wenigsten aber denken gerecht ... Du bleibst vor der Welt die von ihrem Manne getrennt lebende Frau! Du bist jung ... du bist schön ... du würdest nach dem Gesetz dem einen gehören und mit dem Herzen und allen Sinnen dem anderen ... und ob du in diesem ungeheuren Kampf die Siegerin bleiben würdest vor den Menschen und vor allem ... vor ... vor dir selbst ... wer kann in die Zukunft blicken?"

„Ich! ... ich wiederhole es dir: ich verliere mich nicht!"

Sie sah ihn an. Ihre schönen edlen Züge hatten alle Härte wieder verloren, und all das Liebe, Gütige, Weibliche, der volle Zauber ihres Wesens, sprang aus den Worten empor:

„Das Glück hat lange vor meiner Tür gestanden ... soll ich ihm verbieten, wenn es endlich bei mir eintreten will? ... Bewahre mir deine Freundschaft, die mich so stolz macht ... ich habe in deiner Nähe das Gefühl der Sicherheit und des Schutzes ... hilf mir doch — ich bitte dich aus tiefstem Herzen — mein Lebensschiff in einen sicheren Hafen steuern!"

Ihre Kraft war zu Ende. Sie stürzte ihm in die Arme und weinte bitterlich.

Und als sie endlich gegangen war, stand Hermann Giesebrecht noch lange, lange am Fenster und starrte in die Dunkelheit. Nach zwölf Jahren war er in die Heimat zurückgekehrt, um Ruhe und Frieden zu finden, und sah sich nun plötzlich verstrickt in diesen Kampf, in dem ein schönes und edles Frauenherz um sein Glück rang. So war also die Trennung umsonst gewesen, die er, ohne daß sie es ahnten, ihnen auferlegt hatte; er hatte geglaubt, das Feuer löschen zu können; und nun schlugen die Flammen lodernd aus dem Dache. Er hatte Schicksal, hatte Vorsehung spielen wollen, aber das Mächtigere, das Leben, hatte ihm die Rolle aus der Hand genommen. Und noch lange, lange stand Hermann Giesebrecht am Fenster und starrte in die tiefe Dunkelheit.

Ich wollte mir ganz gehorsamst erlauben, den Herrn Generalkonsul daran zu erinnern, daß Christian Hagedorn und Söhne am ersten November die Feier ihres hundertjährigen Bestehens begehen können," sagte Herr Wulkow, der Privatsekretär, zum Chef des Bankhauses; wir haben nur noch vierzehn Tage. Es wäre wohl also die höchste Zeit, sich mit den Vorbereitungen zu beschäftigen."

„Na, also gut!" erwiderte Otto Hagedorn in heiterster Laune, „das machen wir und machen's so glänzend, daß die da im Nebenhause sich schwarz ärgern sollen. Die erste Vorbereitung also wäre," und Hagedorn legte dem Sekretär die Hände auf die Schultern, „daß Sie sich an der Hauptkasse tausend Taler Gratifikation auszahlen lassen. Ich werde die Summe anweisen. Sie haben meinem Vater treu gedient bis zum Tode ... Sie werden auch mir treu dienen — bis zu meinem seligen Ende."

Und Otto Hagedorn, der kaum Dreißigjährige, lachte bei dieser Aussicht hell auf; Herr Wulkow hatte nämlich unlängst seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert. „Und was nun die äußeren Arangements anbetrifft ... und er hüllte sich in eine Rauchwolke, „tja ..."

„Verzeihen Herr Generalkonsul die Einschaltung: ich habe die Geschichte von Hagedorn und Söhne aus der Familienchronik zusammengestellt; sie wird sehr elegant gedruckt am ersten November als Festschrift erscheinen."

„Famos! ... Natürlich mit meinem Bilde?"

„Selbstverständlich!"

„Es wäre sehr hübsch, wenn wir am ersten November schließen würden ... verstehen Sie? ... schöne große Annoncen in der Voß, der Spener, der Börsenzeitung und so weiter: ‚Unsere Bureaus bleiben am ersten November geschlossen. Christian Hagedorn und Söhne' ... Aber das wird nicht gehen ... grade an einem Ersten! ... Das gesamte Personal

wird zur Gratulation oben empfangen werden; lassen Sie so einfließen, daß Frack erwünscht wäre. Ich werde dann die Stiftung vorlesen. Natürlich muß die Presse eingeladen werden. Es würde sehr ratsam sein, die Feierlichkeit unter sachverständiger Leitung vorher einzustudieren. Ein reicher Girlandenschmuck über der ganzen Fassade würde sich sehr gut machen. Mit einbrechender Dunkelheit recht viel Gasterne und über dem Hauptportal eine flammende ‚100'... Abends für das Personal solenne Kneipe bei Mosolf auf'm Moritzplatz oder meinetwegen bei Donnet auf'm Dönhoffplatz... ich werde natürlich auch für ein Stündchen erscheinen... So! Wulkowchen... das wär's vorläufig... muß allens klappen wie bei Renzen... Und lassen Se sich Ihre dausend Dahler in Silber auszahlen, damit Se doch wenigstens 'n Vergnügen davon haben, wenn Sie sie zu Muttern schleppen.. Addio!"..

Dann begrüßte Otto Hagedorn in seiner immer enthusiastischen Weise den „besten Freund", den Baron Leiendorf. Und während sie sich in den hohen grünen Lehnstühlen gegenübersaßen, sagte Leiendorf:

„Geliebter Freund! Ich habe da soeben eine recht unangenehme Mitteilung vom Minister aus Petersburg erhalten. Es ist noch nicht ganz sicher, aber wahrscheinlich werde ich nach Paris versetzt werden."

„Bald?"

„In höchstens vierzehn Tagen."

„Scheußlich!... Aber mein Jubiläum am ersten November wirst du doch noch mitmachen?"

„Hoffentlich!"

„Nicht ‚hoffentlich', sondern ganz bestimmt. Ob das russische Reich paar Tage später von dir in Paris vertreten sein wird... na, deswegen wird die Welt auch nicht aus den Fugen gehen. Ohne dich, bester Freund, wäre mir ja die ganze Festfreude verdorben."

„Sehr schmeichelhaft ... nous verrons!"

Die beiden Freunde drückten sich herzlich die Hände.

„Mon cher ami, darf ich mich nach dem Befinden deiner Frau Gemahlin erkundigen?"

„Danke: ausgezeichnet! Ganz ausgezeichnet! Willst Du mal sehen, was sie zum Jubiläum von mir bekommt?"

Er öffnete sein Privattresor und zeigte seinem Freunde eine zweireihige Kette der auserlesensten Perlen.

„Parbleu! Wundervoll! ... Die muß ja ein Vermögen kosten."

„Zahlt alles die Kundschaft."

„Ich auch?"

„Du auch!"

Und sie lachten herzlich.

Lotte Hagedorn saß währenddessen in ihrem nach dem Garten gelegenen Bibliothekzimmer und kramte in alten Briefen. Dann sammelte sie aus den Regalen die Bücher, die sie als treue Andenken an Anselm Danieli aus ihrer Mädchenzeit mit in die Ehe gebracht hatte; von denen wollte sie sich nicht trennen. Sonst ließ sie alles hier, in dem Hause, in das sie vor einigen Jahren, eine Fremde, getreten war, und das sie in kurzer Zeit ebenso fremd verlassen wird. Der Abschied aus den Räumen, in denen sie geatmet, aber nicht gelebt hatte, wird ihr wahrlich nicht schwer werden. Nicht einmal zu all den toten Dingen hatte sie ein vertrautes Verhältnis gefunden. Selbst alle die kostbaren und reizenden Gegenstände ihres täglichen Gebrauchs, die man sonst doch liebgewinnt, wird sie nicht vermissen. Sie nimmt kein Andenken mit aus dem Hause und läßt keins zurück. In tiefem Sinnen durchschritt sie das Zimmer und murmelte: „Ich will nichts als meine Freiheit!" Dann blieb sie am Fenster stehen und dachte an Onkel Giesebrecht.

„Wenn dein Mann aber nicht einwilligt? was dann?" Sie teilte diese Besorgnis nicht; sie hatte sich vorgenommen, in aller Güte mit ihm zu reden. Das Kind wird kein Hindernis sein ... er wird es ja gar nicht beanspruchen ... Es war ihm eine kleine Puppe, mit der er spielte, wie sie ihm eine große Puppe war ... nichts weiter.

„Wenn er aber in seiner Eitelkeit das Opfer nicht bringen will?" hörte sie Giesebrechts Stimme.

Das war's! Die konnte Schwierigkeiten bereiten ... Wenn er vor aller Welt eingestehen müßte, daß seine Luxuspuppe, um die er sich beneidet wissen wollte, ihm den Rücken kehrte ... Sie wollte nur das Jubiläum vorübergehen lassen ... er freute sich auf diese Feier, er freute sich darauf, der Mittelpunkt all der Ovationen zu sein ... Würde sie vorher gehen und es vielleicht durch geschwätzige Dienstboten bekannt werden, daß sie ihn verlassen habe, so könnte dadurch ein Schatten auf das Fest fallen, und ihm absichtlich zu schaden, lag ihr fern ... Aber am zweiten November wird sie mit ihm sprechen ... Und wenn er nicht einwilligt, dann bleibt ihr nichts übrig, als mit ihrem Jungen und der alten Pine die Tür hinter sich zu schließen und fortzugehen ... wohin? ... zu den Eltern? ... niemals! ... zur Mutter? ... von Herzen gern ... aber nicht zum Vater ... nein! nein! Onkel Giesebrecht hatte recht, „es wäre mehr als Qual, es wäre Martyrium!" ... Und tiefer Groll stieg wieder in ihr auf, als sie an ihn dachte, der ihr Leben so gründlich, so bis in die tiefsten Wurzeln zerstört hatte ... Zu David Danieli? ... Unmöglich! ... Zu ihrer Schwester Marie, die auf ihres Mannes Geheiß auch nicht einmal mehr heimlich mit ihr verkehren durfte? ... ein verzweifelter Ausweg ... Zu Onkel Giesebrecht, diesem prachtvollen, treuen, gewiß zu jedem Opfer fähigen Freunde? ... Sie hat schon genug gegen ihn gesündigt ... sie hat dem schwerkranken Mann mit ihrem Kummer schon viel zu viel auf die Schultern gelegt ...

Lotte Hagedorn richtete sich auf ... Auf eigene Füße muß sie sich stellen ... irgendeinen Beruf ergreifen ... sei es, was es sei ... und durch! ... bis vielleicht doch einmal die Glücksstunde schlägt ...

Ihren Plan, die nächsten vierzehn Tage mit Carlemännchen irgendwohin zu gehen, um das Zusammensein mit ihrem Manne zu vermeiden, billigte Hermann Giesebrecht durchaus, und er übernahm es, Anselm Danieli davon Mitteilung zu machen.

„Du willst die schönen Herbsttage noch benutzen Schatz? ... famose Idee! ... brillant! ... ganz brillant! ... großartig! ... Baden-Baden? nischt! ... tote Saison! ... nur noch die Königin da mit 'nem kleinen Hofstaat ... Wiesbaden? ... auch kein Leben mehr in der Bude ... nach Homburg willste? ... Bien! Soll ich dir noch 'nen Diener mitgeben? ... Konraden oder Franz ‚die Canaille'? ... Pine genügt? ... All right ... auf Wiedersehen, Frau Generalkonsul! ... Küßken! ... Addio! ... Kicks, Carlemännchen!"

Den fünfzehnten Oktober reiste Lotte Hagedorn nach Homburg, wo sie in der oberen Promenade eine passende Wohnung fand. Sie schrieb Giesebrecht, daß sie die wundervollen Herbsttage auf weiten, einsamen Spaziergängen durch die nahen Wälder und die im herbstlichen Schmuck blühenden Felder verbrächte, und daß sie in dieser Stille und Abgeschlossenheit von allen störenden, äußeren Eindrücken ganz ihrer Sammlung lebe, deren sie für die Zukunft bedürfe. „Ich gleiche wohl selbst so einem Herbsttage, in mir ist alles so klar, so durchsichtig und — ich darf es sagen — so rein! ... Alles Liebe Dir und ihm!"

Von ihrem Manne erhielt sie täglich ein Telegramm, das von übermütiger Laune und grenzenlosem Glücksgefühl überströmte. Ob er sie denn auch bestimmt zur Feier erwarten dürfe? ... „Bendlerstraße bis zur ersten Etage fertig ... famos! ... Richtfest ersten Dezember ... feierlicher Einzug ersten Mai ... tausend Grüße Otto."

Sie hatte ihm geantwortete, daß sie am 31. Oktober morgens in Berlin eintreffen würde. Und während sie diese Depesche schrieb, dachte sie daran, daß sie zwei Tage später — mag die Unterredung am zweiten November wie immer enden — sein Haus für immer verlassen würde...

Bei ihrer Ankunft in der nebligen Frühe fand Lotte Hagegorn vor dem Hause in der Jägerstraße ein großes Gerüst, auf dem der Hofgärtner mit seinen Gehilfen beschäftigt war, um die Girlanden zu befestigen für die bevorstehende Jubiläumsfeier. Diese frischen Tannengewinde sollten die ganze Fassade vom Dach bis zum Erdgeschoß schmücken, sie sollten alle Fenster umranken und sich auf dem Balkon der Beletage zu einer imposanten „100" vereinigen. Das Einschlagen der zahlreichen Nägel, das Hämmern und Klopfen, die lauten Zurufe der auf den Gerüsten hantierenden Gärtner, deren Platzstreitigkeiten mit den ungeduldigen Gasarbeitern, die die Röhren für die Illumination legen wollten... das Marktschreierische, Auffallende und Geschmacklose der Arrangements beleidigten Lotten, und Lärm und Unruhe trieben sie in ihre rückwärts gelegenen Zimmer, die sie nun zum letzten Male betrat. Ihr Mann hatte sie begrüßt, natürlich stürmisch, enthusiastisch, „in rasender Eile". Er habe alle Hände voll zu tun... die Rede für morgen memorieren... die Bureaus unten voll Menschen... dabei die „rechte Hand" verreist... Generalversammlung in Köln... morgen früh zur Feier natürlich wieder hier... „Addio, Schatz! Warte mit dem Essen nicht auf mich! Addio! addio!" Es war ihr aufgefallen, daß er noch fahriger war als sonst, noch unsteter, noch wirbliger. Es lag etwas in seinem Wesen, was Lotte sich nicht erklären konnte... etwas Freudig-Nervöses, Aufgeregtes, Gespanntes... er kam ihr vor wie einer, der in unbezwingbarer Ungeduld die nächste Stunde herbeisehnt, er glich einem Kinde,

das am Weihnachtsabend in verzehrender Unruhe dem Lichterglanz entgegenharrt...

Dann war Lottens Mutter gekommen, um sie zu begrüßen, gedrückt und traurig über den nutzlosen Kampf, den sie täglich und stündlich mit ihrem Manne zu führen hatte. Und ahnte nicht einmal, daß morgen der Wechsel fällig, der ihm von David Danieli präsentiert werden würde!... Bald nach Frau Schlegels Weggang stellte sich auch Hermann Giesebrecht ein. Er sah nicht gut aus. Die Stadtluft hatte alle Frische der sommerlichen Erholung wieder weggewischt. Aber er fühle sich wohl, hatte er auf ihre besorgte Frage erwidert.

„Lotte!" sagte er, vor ihr stehend und ihre Hände ergreifend, „auch der leiseste Zweifel ist mir geschwunden... du tust recht, dir dein Glück zu erobern! Denn soweit menschliche Voraussicht reicht, soweit ein Blick in die Zukunft möglich... du wirst glücklich werden. Ich habe während der zwei Wochen deiner Abwesenheit nur mit Anselm Danieli verkehrt. Ich habe ihn studiert... wohl bis in den tiefsten und verborgensten Schacht. Ich habe nur Gold gefunden, reines, schlackenloses Gold... Lotte! er ist deiner wert!"

Sie hatte ihm die Worte von den Lippen gelesen, sie hatte die Worte eingeschlürft, sie hatte die Augen geschlossen vor Seligkeit... und dann hatte sie ihm mit einem langen Blick wortlos gedankt.

„Du wirst mit ihm sprechen?"

„Uebermorgen!"

„Und du bist fest entschlossen, dieses Haus auf jeden Fall sofort zu verlassen, gleichviel, ob er einwilligt oder nicht?"

„Auf jeden Fall!"

„Ich habe mir den Kopf zerbrochen, wo du am besten unterzubringen wärest für die nächste Zeit. Ich hatte daran gedacht, dir meine Zimmer einzuräumen und vielleicht in ein Pensionat zu ziehen. Aber ich bin selbst wieder davon abgekommen. Die

Nähe der Jägerstraße ... die Wahrscheinlichkeit, deinem Manne oft zu begegnen ... nein! nein! Das geht nicht! ... und dich verkriechen und dich einkapseln, bis alles geregelt ist, brauchst du doch wahrhaftig nicht ... Oder hast du vielleicht schon einen Plan?"

Er ging umher; Lotte stand am Fenster. Sie drehte sich um und sagte:

„Natürlich habe ich auch daran gedacht. Sei unbesorgt! Die Sache wird gleich erledigt sein ..."

Sie öffnete die Tür zum Nebenzimmer und rief:

„Pine! Schläft der Junge?"

„Wie 'n Dachs!"

„Pine! Komm doch mal herein!"

Die alte Frau trat ein. Giesebrecht begrüßte sie herzlich.

„Hör' mal, Pine!" begann Lotte, „ich habe dir etwas zu sagen ... etwas sehr Ernstes ..."

„Um Jottes willen, Madamm, Se wollen mich doch nich kindijen?"

„Aber Pine! was glaubst du denn? Setz' dich hin, du wirst von der Nachtfahrt müde sein. So setze dich doch! Ich ...," sie stockte einen Augenblick, „ich spreche jetzt mit dir, als meiner guten, lieben Pine, der ich vertraue ... ich ... ich werde meinen Mann verlassen ..."

„Jroßer Jott!"

„Es muß sein! Ich werde mit dem Jungen übermorgen fortgehen von hier."

Pine starrte Lotten an. Aus ihrem von der bänderreichen Haube umrahmten, verschrumpelten Gesicht, in das siebzig Jahre tausend Falten und Runzeln gestrichelt hatten, leuchteten die schwarzen, gütigen Augen. Sie war leichenblaß geworden und starrte noch immer ihre Herrin an.

„Willst du bei mir bleiben?"

„Ach Jott! Ach Jott! ... ob ich will? ..."

„Ja, Pine, du mußt dir das nicht so einfach vorstellen ... ich kann dir den bisherigen Lohn natürlich nicht mehr bezahlen .... Du mußt mit ein paar Talern monatlich zufrieden sein? ..."

„Frau Hagedorn ... ich nehme von Sie jar nischt ... nich 'nen Sechser ... Ich bleibe bei Sie und bei meinen Christian ..."

Lotte wechselte einen Blick mit Giesebrecht.

„Glaubst du, Pine, daß mir dein Bruder in Bellevue vielleicht hinten in seiner Gärtnerei ein paar Zimmer abvermieten kann?"

Frau Pine wurde lebendig und stand auf:

„Zwei scheene Stuben ... die eine is blau anjestrichen und die andere is sojar tappziert ... und da draußen die Milch ... und det Obst! ... un die Luft!"

Lotte reichte ihr die Hand.

„Ich wußte es ja, Pine, daß ich mich auf dich verlassen kann!"

Und dann näherte sich die alte Frau Lotten und flüsterte ihr geheimnisvoll lächelnd zu:

„Un da unten an de Kasse ... da hab' ick alle meine Ersparnisse liesen .. ein scheenet Jeld! .. so an die fünfhundert Dahler kann's schon sein ... Die hol' ich mich iebermorjen und dann, Madamken, können Se damit machen, was Se wollen!"

Hermann Giesebrecht trat auf Frau Pine Neumann, geborene Straube, zu. Er nahm den Kopf der Greisin in beide Hände und drückte ihr, obwohl er sonst jüngeren weiblichen Jahrgängen entschieden den Vorzug gab, in tiefer Rührung einen herzhaften Kuß auf die welken Wangen. Dann verließ er Lotten beruhigt. Er wußte sie wenigstens für die nächste Zeit ordentlich untergebracht. Mit welcher Entschlossenheit, mit welchem Mut sie zugreift! Sie hat nun die ersten Schritte getan auf dem neuen Wege, der sie — wohl durch Dornenhecken und Gestrüpp — endlich doch zum ersehnten, sonnigen Ziele führen wird.

In den Büros von Christian Hagedorn und Söhne wurde fieberhaft gearbeitet. Sämtliche Kassen, die Aus- und Einzahlungsstellen, die Abteilungen für Cupons, Wechsel und Effekten sollten heute, am 31. Oktober, zur Vorfeier des Jubiläums, um vier Uhr geschlossen werden. Und jetzt zeigte die große Wanduhr bereits zwei. An den Schaltern drängte sich die Kundschaft, um noch vor Schluß abgefertigt zu werden. Das Summen und Surren der Stimmen, das Klappern des Silbers auf den blanken Zahltischen, das Rascheln der Kassenscheine, das Knistern der Kurszettel, das Singen der Gasflammen, die Drehungen der Kopierpressen wurden unterbrochen von den gleichmäßigen Hammerschlägen da draußen, deren Wucht das ganze Haus erzittern ließ.

In maßloser Ungeduld und Erwartung ging Otto Hagedorn in seinem Privatkontor auf und ab. Der ganze Raum war von Tabaksqualm erfüllt. Kein Wunder: er rauchte Zigarette um Zigarette. Sein Gesicht, das Spiel seiner mit vielen Ringen geschmückten Hände, jede Bewegung seines Körpers verriet die fieberhafte Nervosität, die ihn ganz beherrschte. Er hielt ein Blatt, auf dem ihm der federgewandte und verschwiegene Sekretär die Jubiläumsrede aufgeschrieben hatte. Die wollte der Chef des Hauses morgen dem Personal halten, das sich zur Beglückwünschung programmgemäß einfinden sollte. Er wollte diese Rede natürlich frei sprechen; es sollte den Eindruck der Improvisation machen. Diese Ansprache war in richtigen Dosen von überströmender Dankbarkeit für den Vater und den Großvater, von unnahbarer Würde, von kaufmännischem Horizont, von geschäftlicher Redlichkeit und menschlicher Güte gemischt. Seine beiden Vertrauensmänner und Prokuristen, die „rechte Hand" und deren Bruder, Konrad Schwiegler, der Verwalter der Effektendepots, würden antworten. Nun wollte er sie memorieren, wollte sie seinem Gedächtnis einprägen, aber er vermochte nicht seine Gedanken zu sammeln; die flogen über

Täler und Felder, über Wiesen, Wälder und liebliche Landschaften, über Städte, Dörfer und Kirchtürme, über Brücken und Ströme, um endlich haltzumachen in einem altertümlichen Residenzschloß, an das sich die ehrwürdige Hofkirche anlehnte ... Otto Hagedorn blickte wieder nach der Uhr ... sollte man ihn wirklich im Stich lassen? ... sollten alle Zusicherungen und Versprechungen nur glattzüngige Heuchelei gewesen sein, um den vielleicht etwas zu ungestümen Bittsteller zu beschwichtigen und zu vertrösten? ... Er starrte vor sich hin, ganz eingehüllt in den Rauch seiner Zigarette, und memorierte dann in der ihm am wirkungsvollsten erscheinenden Stellung: „Meine Freunde Kurt und Konrad Schwiegler! ... meine sehr verehrten Herren Mitarbeiter ... Mit tiefbewegtem Herzen ..."

Lotte Hagedorn hatte sich von Pinen mehrere Reisetaschen geben lassen, um all die Briefe, die sie besaß, mitzunehmen. Es hatten sich doch viele seit ihrer Mädchenzeit angesammelt: Briefe von der Mutter, der Schwester, von Anselm und auch der Glückwunsch, den ihr Geheimrat Schlüter zu ihrer Hochzeit geschickt hatte ... In den großen Koffer hatte sie die Bücher gepackt. Auf Sofa und Stühlen lagen Wäsche und Kleider, deren sie für sich und den Jungen dringend benötigte. So ging sie geschäftig auf und ab, so kürzte sie die Henkersfrist, die sie sich selbst noch zugestanden hatte. Dann schloß sie ihren Tresor auf, in dem sie ihren Schmuck aufbewahrt hatte, den sie nun ihrem Manne zurückgeben wollte: all diese funkelnden Geschmeide, all diese flimmernde Pracht, diese Ringe, Ketten und Armreifen, diese Ohrringe, Bracelets, Spangen und Diademe, die da in den geöffneten Samtetuis glitzerten und sprühten ... Du lieber Gott! Damit hatte er ihre Liebe erkaufen wollen, hatte er sie an sich fesseln wollen? ... Und sie lächelte bitter ...

Otto Hagedorn stand noch immer vor dem Spiegel und memorierte mit vor immer wachsender Erregung bebender

Stimme: „Mit tiefbewegtem Herzen danke ich Ihnen für Ihre mich ehrenden Worte.... Lassen Sie uns, meine Herren, am heutigen Jubeltage vor allem der beiden Baumeister dieses stolzen Gebäudes gedenken, meines Großvaters und meines Vaters! Diese Männer haben ..."

„Ein Staatstelegramm für den Herrn Generalkonsul persönlich!"

Ein Kassenbote übergab es Hagedorn und ließ ihn wieder allein. Er riß die Depesche auf. Sein Gesicht färbte sich, sein ganzer Körper zitterte, seine Augen glänzten in heller Freude. So hatte er's also erreicht!... so waren alle Jahre währenden Bemühungen und Werbungen und Schmeicheleien, seine Stiftungen und finanziellen Dienste, die kleinen und die großen Trinkgelder doch nicht umsonst gewesen. Er hatte das heiß ersehnte Ziel erreicht. Von heute an heißt er: Otto Freiherr von Hagedorn! Er ergriff das rotsamtne Etui, das die kostbare zweireihige Perlenkette barg, und sprang mit wenigen Sätzen die Wendeltreppe hinauf; er stürmte durch die Säle und stand vor seiner Frau.

„Da!" rief er ganz fassungslos vor Freude, „lies! lies! Ich gratuliere, Frau Baronin Charlotte von Hagedorn!"

Sie las das Telegramm. Eine Sekunde herrschte tiefe Stille. Nur ab und zu klang gedämpft ein Hammerschlag von der Straße herüber. Sie gab ihm die Depesche und sagte:

„Das freut mich für dich!"

„Na? Und du freust dich etwa nicht?"

Er sah sie scharf an. Er war einen Augenblick verstimmt. Etwas mehr hätte er denn doch wohl erwarten können! Für diese Standeserhöhung hätten Tausende Frauen ihren Männern mit jubelndem Entzücken gedankt, sie aber, Lotte Hagedorn, die Tochter des Kommissionsrates Franz August Schlegel, blieb diesem Glück gegenüber frostig und verständnislos?... Aber da ihn nichts tief berührte und da nichts tiefe Wurzeln in ihm

schlagen konnte, da er doch nur Freude hatte am Gelde, weil es ihm dazu diente, alle Genüsse des Lebens auszukosten, — und er trank oft aus trüber Quelle! — deswegen verflüchtigte sich sein Unmut schnell. Das fehlte noch gerade, sich heute die gute Laune verderben zu lassen durch diese kapriziöse, unberechenbare, aber so schöne Frau! In seinem überschwenglichen Glücksgefühl, in seiner bis aufs äußerste gesteigerten Anspannung der Nerven erschien sie ihm heute schöner als je.

„Lotte! zur Feier des Tages schenke ich dir das!" Er öffnete das Etui und weidete sich an dem Anblick der herrlichen Perlen.

Sie warf den Kopf zurück, als ob ein fester Entschluß plötzlich in ihr gereift wäre.

Er blickte sie fragend an. Dann sah er sich im Zimmer um; sah die mit Büchern und Briefen gefüllten offenen Handtaschen, sah den geöffneten Koffer und sah endlich den ganzen Schmuck, den er ihr geschenkt hatte, auf dem Tische liegen.

„Das sieht ja", und er lachte hell auf, „wahrhaftig aus, als ob du wieder abreisen, als ob du mich schon wieder verlassen wolltest?"

„Ja!" antwortete sie mutig, „das will ich!... ich werde dich verlassen..."

„Für lange?"

„Für immer!"

In der ersten Sekunde wußte er nicht, was er davon zu halten habe; aber der seltsame Ton ihrer Stimme, ein Blick in ihr Gesicht, aus dem jeder Blutstropfen gewichen war, machte ihm klar, was er zu erwarten habe. Zum ersten Male in seinem flüchtigen Leben, in dieser Hetzjagd nach Gold, in dieser Gier nach Genuß, trat ihm der Ernst, der furchtbare, unerbittliche Ernst entgegen. Er fühlte, daß sie ihm jetzt die Generalquittung vorlegen würde, die er nicht bezahlen könnte... Er starrte sie an, keines Wortes mächtig. Und in die tiefe, schwirrende Stille, die einen Augenblick herrschte, fielen von

da draußen die wuchtigen Hammerschläge und ließen das Haus erzittern ...

„Sieh, Otto," sagte Lotte und sie war bemüht, ihrer Stimme jede anklagende Schärfe zu nehmen, „ich wollte das Fest vorübergehen lassen und erst übermorgen mit dir sprechen ... Der Augenblick hat mich überrascht, und ich will's dir nun gleich sagen. Ich werde von dir gehen."

Er faßte sich an die Stirn.

„Hör' mir zu ... es wird nicht lange dauern!"

„Du ... du willst dich von mir scheiden lassen?"

„Ja! Das will ich!"

„Nun! Dazu gehören ja gewöhnlich zwei! Und warum das alles? ... warum?"

„Weil ... weil ... je nun," und sie zuckte die Achseln.

„Weil?"

Er rannte im Zimmer umher und steckte sich, ohne daß er sich eigentlich dessen bewußt war, eine Zigarette an ... „Ich werde mal mit Schlüter deinetwegen sprechen ... das sind so Weibergrillen!"

„Nein! Das ist mein fester Entschluß!"

„Ja, Schockschwerenot! Habe ich nicht alles getan, um dir Freude zu machen? Hast du denn nicht ein herrliches Leben geführt? Hast du irgend etwas entbehrt?"

„Dich trifft keine Schuld!"

„Na also!"

„Aber wir passen nicht zusammen. Ich bin ja doch nie deine Frau gewesen ... ich war ja doch nur deine Luxuspuppe, mit der du Staat machen wolltest. Ich kann nie deine Lebensgefährtin werden ..."

„Papperlapapp!"

„... und deshalb ist es das beste, wenn wir voneinander gehen und uns ohne Schuldbewußtsein zum Abschied die Hände reichen."

„Du wirst dir die Sache noch überlegen!"

„Nein!"

„Ja, zum Donnerwetter! Was soll denn die Welt dazu sagen?"

„Ach, lieber Otto! was die dazu sagt ... das kann uns ganz gleichgültig sein!"

„Dir vielleicht! ... Mir nicht! ... und ein für alle Male! Daraus wird nichts!"

Er wendete sich zum Gehen, und mit der Klinke in der Hand sagte er:

„Ich habe jetzt alle Hände voll zu tun ... das Danktelegramm an den Herzog ... die Vorbereitung für morgen ... diese verdammte Nagelei will gar nicht aufhören ... Wir sprechen nach dem Feste weiter und dann ..."

„Nimm das alles zurück!"

„Was geschenkt ist, bleibt geschenkt; wird nicht mehr ..."

„Es gehört alles dir!"

Das war ihm denn doch neu! ... Eine Frau, die auf diesen Schmuck verzichtet — und er überschlug im Augenblick die Riesensumme, die er dafür bezahlt hatte — auf solchen Schmuck verzichtet ... die meint's ernst, und zum ersten Male in seiner Ehe sah er seine Frau voll Bewunderung an.

„Das, was ich da an Briefen, Büchern und Kleidern eingepackt habe, nehme ich mit: sonst nichts! Ich gehe aus deinem Hause, wie ich in dein Haus trat ... Ich ... ich habe oft daran gedacht ... ich nehme kein Andenken mit und lasse wohl auch keins zurück."

Wenn sie sich auf die Großartige aufspielt, dachte er sich ... einen solchen Augenblick, der ihm Gelegenheit bot, ohne die geringsten Auslagen in rosa Beleuchtung vor ihr zu stehen, wollte er sich denn doch nicht entgehen lassen.

„Wenn du so leicht auf all das verzichtest ... ich will mich wahrhaftig nicht daran bereichern ... dann werde ich

den Erlös von der ganzen Pastete da an die Armen verteilen lassen ..."

Sie kannte ihn ... sie wußte, daß er sie und sich selbst belog.

„Uebrigens ist das alles ja dummes Zeug! Du bleibst hier!"

„Nein!"

„Ich willige in die Scheidung nicht!"

„Niemals?"

„Niemals!"

„Auch nicht, wenn ich dir sage, daß ich einen anderen liebe?" ...

„Einen ... anderen?"

„... und daß ich ihm angehören will und ... angehören werde!"

„Wer ist's?"

„Anselm Danieli."

„Der?" fragte er gedehnt und verächtlich.

„Kannst du dir ein Zusammenleben zwischen uns noch denken, nachdem ich dir d a s gesagt habe?"

Er starrte vor sich hin, und blitzschnell durchflog's ihn: hätte sie den Namen eines Aristokraten, eines sehr berühmten Künstlers genannt ... so würde sie vor der Welt den Verdacht auf sich lenken, ihn ihrem Ehrgeiz geopfert zu haben ... aber ihn, den Freiherrn Otto von Hagedorn, den Generalkonsul, den Chef des Bankhauses Christian Hagedorn und Söhne, verlassen, um ... um ein Garnichts ... um den Sohn eines Häusermaklers in der Königstraße zu heiraten ... „Donnerwetter!" würden die Leute sagen, „dazu gehört Liebe!" und das verletzte seine Eitelkeit und ärgerte ihn schändlich! ...

Er trat vor sie hin. Im Zimmer war es schon dämmerig, und nur schwer konnten sie sich erkennen.

„Solltest du übrigens auf den Gedanken kommen, mich heimlich zu verlassen ... tu's! ... aber du würdest damit gar nichts erreichen ... dann lebst du eben getrennt ... als Frau

von Hagedorn!... und das schwöre ich dir: solange ich lebe, wirst du niemals Frau Danieli werden!"

Es klopfte. Er drehte sich nach der Türe um und rief: „Herein!"

Der Kassenbote, der ihm vorhin das Staatstelegramm gebracht hatte, meldete:

„Herr Generalkonsul..."

„Nennen Sie mich von heute an: ‚Herr Baron!'... also was gibt's?"

„Herr Baron von Leiendorf wartet im Privatkontor..."

„Schon gut! Schon gut!"

„.... und wünscht den Herrn General... den Herrn Baron sofort zu sprechen! und dieser Brief ist abgegeben worden... der Bote wartet auf Antwort."

Lotte sah, wie ihr Mann diesen stark parfümierten Brief öffnete und ihn dann, ohne ihn zu lesen, schnell in die Brusttasche steckte.

„Ich komme schon!" und ohne sich von Lotten zu verabschieden, sprang er die Wendeltreppe hinunter.

„Der beste Freund" stürzte ihm entgegen: er habe schon in der Gesandtschaft von der Standeserhöhung gehört.

„Ich gratuliere! gratuliere von Herzen!... Herr Kollege!" Und sie küßten sich brüderlich.

„Ja! Du kannst dir denken, wie es mich freut, und um so mehr, als die Nachricht völlig unerwartet kam. Ich kann mir gar nicht denken, wem ich diese übrigens ganz unverdiente Auszeichnung verdanke!"

„Des Herrn Wege sind wunderbar!" erwiderte Leiendorf, der den Ahnungslosen spielte. Er wußte ganz genau, welche Anstrengungen es seinem Gegenüber gekostet hatte, sich von nun an im „Gothaischen" gedruckt zu sehen.

Hagedorn und sein Besuch saßen sich gegenüber.

„Um was ich dich bitten wollte," begann Leiendorf, ... „es würde mir unendlich leid tun, wenn ich dich vielleicht in einer angenehmen Unterhaltung mit deiner Frau Gemahlin gestört hätte ... wie geht es der Frau Baronin?"

„Danke! Ausgezeichnet! Ganz ausgezeichnet!"

„Hat ihr die Perlenkette gefallen?"

„Sie ist entzückt!"

„Es wird also Ernst, cher ami, ich verlasse morgen früh auf höhere Weisung Berlin, um nach Paris zu gehen!"

„Ich beneide dich!"

„Ich habe vom Ministerium soeben die telegraphische Order erhalten, das Effektendepot, das hier liegt, abzuheben und es der Hauptbank zu übergeben, bis weiter darüber verfügt wird."

Ein Hammerschlag dröhnte wieder durch das Haus.

„Willst du es gleich mitnehmen?"

„Ich bitte darum. Hier ist der Depotschein!"

„Donnerwetter, das sind ja nach der letzten hier anfangs dieses Jahres notierten Kursberechnung eine Million Taler. Ich wußte gar nicht, daß es so groß ist. Bitte: warte einen Augenblick."

Er klingelte. Ein Bürodiener trat ein.

„Sind die Büros schon geschlossen?"

„Jawohl, Herr Baron, seit vier Uhr."

„Ist vielleicht Herr Schwiegler noch am Effektenschalter?"

„Zu Befehl!"

„Rufen Sie ihn!" ...

Die Freunde saßen sich gegenüber.

„Willst du heute abend mein Gast sein? Ich gebe ein kleines Abschiedssouper."

„Gerne! Wo?"

„Bei Dressel."

„Kann ich meine Kleine mitbringen?"

„Besonderes Vergnügen!"

Der Gerufene trat ein; er glich seinem Bruder, dem Ersten Prokuristen, der zur Generalversammlung in Köln war, auffallend.

„Ah, lieber Schwiegler!" rief ihm Hagedorn entgegen, „ein Glück, daß Sie noch hier sind! Ja, ja! Immer fleißig! Immer unermüdlich! Immer der erste, immer der letzte!... Herr Baron Leiendorf möchte sein Depot erheben."

„Sehr wohl!"

„Wird es lange dauern?"

„Nein!"

„Bei Ihrer musterhaften Ordnung kein Wunder!... etwa eine Viertelstunde?"

„Jawohl!"

„Also bitte: bringen Sie es herein!... den Depotschein habe ich hier!..."

Die nächste Viertelstunde verging in angenehmsten Gesprächen. In Erinnerung an sehr amüsante Abende und in der Hoffnung auf deren baldige Wiederkehr. Besonders Hagedorn überbot sich in lustigen Reminiszenzen an die gemeinsamen, übermütigen Bummelstunden, an Soupers, bei denen das unersättliche Pianino ganze Flaschen Sekt verschluckte, an nächtliche Kahnfahrten auf dem Neuen See, an den fürchterlichen Kaffee, den sie natürlich in sehr hübscher und sehr lustiger Gesellschaft im Morgengrauen im Grunewalder Forsthause und im Treptower Eierhäuschen eingenommen hatten.

Und vor kaum einer Stunde hatte ihm seine Frau gesagt, daß sie ihn verlassen würde! Hatte dieser Mann kein Herz oder keine Nerven? Hatte er sich so in der Gewalt? Besaß er einen so hohen Grad von Selbstbeherrschung? Oder war er so unbesonnen, so töricht, selbst diesen Wendepunkt seines Lebens, selbst diesen Einschnitt in seine Zukunft auf die leichte Schulter zu nehmen?...

Leiendorf sah nervös nach der Uhr.

„Cher ami! Es ist Punkt halb Fünf!"

Hagedorn ließ auf seiner alten, kostbaren Nürnberger Taschenuhr „Ueb' immer Treu und Redlichkeit" spielen:

„Es fehlt noch eine Minute!"

„Es wäre mir sehr lieb, wenn ich jetzt das Depot bekommen könnte ... die Hauptbank wird um Fünf geschlossen."

„Du kannst ja meinen Wagen benutzen. Er steht vor der Tür. Die Bank ist ja übrigens gleich gegenüber."

Hagedorn klingelte ... Herr Schwiegler kam noch nicht ... Hagedorn klingelte heftiger ... Vergeblich ... er sprang ärgerlich auf und öffnete die in die Büros führende Tür. Es herrschte, da die eisernen Läden schon geschlossen waren, tiefe Dunkelheit. Nur eine Sicherheitslampe warf ein schwaches Licht über die marmornen Zahltische, die Arnheime, die Pulte mit den Drehstühlen, über die auf Haken aufgespießten Kurszettel und Depeschen, über den an der Wand hängenden Plan der Stadt Berlin, über die Kopierpressen, über das schon umkränzte Bild des Gründers der Firma, der mit einem wohl durch den Schatten hervorgerufenen entsetzten Blick aus seinem schweren alten Goldrahmen hinuntersah, und über die Stellagen der mit C. H. & S. signierten Kisten. Die Riesenmaschine schlief, bereit, morgen, am hundertsten Geburtstage, mit neuen Kräften Gold zu mahlen und in das zweite Säkulum zu steuern.

Es herrschte tiefe Stille. In der Dunkelheit, in der nur die Umrisse der Gegenstände erkennbar waren, sah Hagedorn zu seinem Erstaunen, daß der Effektenschrank geschlossen war.

Leiendorf war auf die Schwelle getreten.

„Ja, zum Donnerwetter," sagte Hagedorn, „hat mich denn Schwiegler mißverstanden?" und er rief laut: „Herr Schwiegler!"

Keine Antwort.

Er rief lauter: „Herr Schwiegler!"

Keine Antwort.

Hagedorn lief in das nach dem Hofe gelegene Zimmer, in dem das Personal seine Garderobe ablegte. An den langen Hakenreihen nur die schon ein bißchen abgeschabten Arbeitsröcke; kein Mantel, kein Hut, kein Stock...

Er kam wieder nach vorn.

„Schwiegler ist unbegreiflicherweise schon fortgegangen. Indessen... ich habe ja die Reserveschlüssel... ich kann dir ja auch dein Depot herausgeben."

Er zündete mit einem Streichholz die nächste Gasflamme an, die ein helles Licht verbreitete. Im Tresor seines Privatkontors fand er schnell die gewünschten Schlüssel, und während er den Effektenschrank mittels der sehr komplizierten, auf Buchstaben gestellten, nur dem Eingeweihten bekannten Mechanismus langsam öffnete, ertönte von draußen der letzte Hammerschlag mit furchtbarer Gewalt.

Durch das ganze Haus glitt ein Schauer, diese alten, ehrwürdigen Mauern, die ein Jahrhundert lang Wetter und Stürmen standgehalten, schienen zu zittern und zu wanken, und von den Grundmauern bis zum Dach knisterte es, als ob ein Erdbeben den Boden aufwühlen und alles in den Abgrund reißen wollte.

Otto Hagedorn öffnete den Schrank, dessen schwere, eiserne Türen, Schlösser, Riegel und Stangen im Licht der Gasflammen glänzten. Er schloß das Allerheiligste auf: den großen Verwahrsam für die der Firma anvertrauten Depots. Er prallte zurück, er griff mit der Hand ins Leere, er zitterte am ganzen Körper und mußte sich festhalten, um nicht umzusinken. Mit immer fieberenderer Angst, in immer wachsenderem Entsetzen griff er hinein und warf auf den Boden, was ihm in die flatternden Hände kam: Lotterielose, leere große Kuverts, auf denen noch die Papiere notiert waren, Quittungen von Becker und König, Courtagezettel, ein paar Pfandbriefe, Kupons und immer wieder Quittungen über empfangene Effekten von Becker

und König ... Und dann stieß Otto Hagedorn einen entsetzlichen Schrei aus ... wie ihn ein Tier in rasender Wut ausstoßen mag ... einen Schrei, so laut und so grell, so verzweifelt, daß er wohl durch das ganze Haus gellte. Ja! Dieser Schrank ihm da gegenüber war das furchtbare Ungeheuer, das in seinem weitgeöffneten, gierigen, unersättlichen Rachen alles verschluckt hatte: Reichtum und Ehre, Ansehen und Macht, Genuß und Lebensfreude ... alles! ... alles! ...

Leiendorf trat erschrocken auf Hagedorn zu:

„Was gibt's denn?"

Der starrte ihn einen Augenblick an wie völlig abwesend und dann flüsterte er mit heiserer Stimme: „Bestohlen! ... niederträchtig bestohlen! ... Sämtliche Depots sind verschwunden!"

„Auch meine?"

„Alle! ... Alle!"

„Beruhige dich nur: es wird sich noch aufklären!"

„Aufklären? ... Es bedarf keiner weiteren Aufklärung ... Deine Effekten, die Papiere der ganzen Kundschaft sind verkauft worden bei Becker und König ... jedenfalls, um die aus den heimlichen Spekulationen entstandenen Differenzen zu decken ..." Dann schrie er noch einmal auf: „Ich ... ich bin ein verlorener Mann!" und sank auf einen Stuhl.

Eine kurze Pause trat ein. Der „beste Freund" sah ihn prüfend an; er wußte nicht recht, ob das ehrliche Verzweiflung war oder gut gespielte Komödie ... Denn dieser Hagedorn war doch ein ausgezeichneter Schauspieler sein Leben lang gewesen ... Und dann sagte Herr Baron von Leiendorf in einem Tone, dem die bisherige Wärme sehr beträchtlich fehlte:

„Cher ami! Es handelt sich hier nicht um mich ... es handelt sich hier um Staatsgelder ... für plötzlich fehlende Depots in ungefährer Höhe von einer Million Taler pflegen Regierungen ein außerordentlich geringes Verständnis zu besitzen ...

Ich frage dich also amtlich: Bist du in der Lage, unser Depot sofort zu ersetzen ... noch heut?"

„Bester Freund! Laß mir doch wenigstens Zeit, mich zu sammeln ... Du hast ja selbst gesehen, wie mir plötzlich die Wellen über dem Kopf zusammenschlugen ... Laß mir nur Zeit!"

„Wie lange?"

„Bis morgen!"

„Unmöglich! Ich habe meine Order ... ich ..."

„Aber, Leiendorf, habe doch Erbarmen!"

„Als Beamter des russischen Staates kann ich mir nicht das Vergnügen gestatten, Erbarmen auszuüben; ich habe nur meine Pflicht zu erfüllen ... Willst du die Güte haben, mir die Tür zu öffnen? ..."

Und während die beiden Männer zur Türe schritten, die vom Privatkontor direkt auf den Hausflur führte, flog es Hagedorn durch den Sinn, wie er unlängst in seinem Schlafzimmer vor dem hohen Stehspiegel stand und ihm der „beste Freund" die Ordensschnalle so fest zuzog, daß er glaubte, erstickt zu werden. Nun war der da neben ihm auf dem Wege, es Wahrheit werden zu lassen ... nun wird ihn der „beste Freund" noch heute abend erwürgen ... Als die Haustür hinter Leiendorf ins Schloß fiel, stürzte Hagedorn in sein Büro und starrte vor sich hin, und tausend wilde Gedanken stürmten ihm durch den Kopf ... sollte er hier alles im Stiche lassen und die Flucht ergreifen, wie dieser Halunke, dem er vertraut hatte ... nicht doch! ... Das hieße ja den Glauben erwecken, als ob er selber schuldig sei und der Strafe entgehen wolle ... und wie weit würde er kommen? ... Sie würden ihn ja doch erreichen, wie sie die beiden Schwieglers erwischen würden, die zweifellos zusammen das himmelschreiende Verbrechen verübt hatten ... Er starrte noch immer vor sich hin ... hilflos ... ratlos ... verzweifelt ... Von der Wand aus grüßte ihn das umkränzte Bild seines Vaters ... es herrschte tiefe Stille ... da hörte er plötzlich

von der Wendeltreppe herab die Stimme seiner Frau, die mit irgendjemandem, vielleicht mit der Pine oder dem Jungen, sprach. Otto Hagedorn hob den Kopf ... Das war's, wonach er sich in diesem Augenblick sehnte ... gleichviel, was da vor einer Stunde zwischen ihnen geschehen war, gleichviel, ob sie gesagt hatte, daß sie ihn verlassen wolle ... noch ist sie da, noch kann er mit ihr sprechen ... ja! ja! ... nur einen Menschen haben, dem er sein Unglück entgegenschreien kann, dem er sein Herz ausschütten kann ... nur nicht alles allein tragen ... sonst verliert er den Verstand ... Er stürzte zur Wendeltreppe und rief laut und flehend:

„Lotte! Lotte!"

„Was willst du noch?"

Da sah er sie oben auf der Treppe stehen und er wußte, was sie in diesem Augenblick tun wollte ... sie war zum Fortgehen gerüstet ... sie hatte die Reisetasche in der Hand, in der sie ihre Briefe verwahrt hatte ... sie trug Mantel und Hut ... sie wollte ihn verlassen ...

„Lotte! Ich bitte dich ... ich flehe dich an ... komm zu mir!"

„Wir haben uns nichts mehr zu sagen!"

„Geh' jetzt nicht fort! ... nicht jetzt! ... laß mich nicht allein! Ich ertrage es nicht!"

Seine Stimme klang so seltsam, aus ihrem Ton drang so viel Trauriges, Hoffnungsloses, so viel tiefes und echtes Menschliches zu ihr herauf, daß sie die Stufen hinuntereilte.

„Mein Entschluß steht fest ... gib mir die Hand zum Abschied!"

Sie sah in sein verzweifeltes Gesicht, in seine flatternden Augen und dann ... dann sagte er ihr alles!

„Gibt's keine Rettung für dich?"

„Ich werde noch das letzte versuchen ... ich will noch einige Bankhäuser fragen, ob sie mich stützen wollen ... Willst du mir versprechen, Lotte, noch hierzubleiben, bis ich zurückkomme?"

„Ja!"

Er fuhr fort. Nach der Gertraudtenstraße ... nach der Behrenstraße. Er wollte diesen Dornenweg gehen, wollte sich demütigen, wollte um Hilfe flehen. Er wollte alles daransetzen, sich zu retten ... sein Geld ... seinen guten Ruf ... Ihn traf doch keine Schuld? ... Er war nur zu vertrauensselig gewesen ... als ob nicht alle Kollegen das gleiche täten und sich auf ihre Angestellten verließen ... er verglich sich mit einem General, dessen Truppen fahnenflüchtig geworden und ihn verrieten ... Die Räder rollten und rollten ... Ja! In dieser Stunde, in der ihn das Schicksal grausam, schonungslos und unerbittlich gepackt hatte, wurde er sich endlich bewußt, daß das Leben doch nicht der von rauschender Musik erfüllte, von Lichterglanz erhellte Festsaal sei, für den er es in seiner Jugend gehalten hatte ... Die Räder rollten und rollten ... Die Entscheidungsstunde hatte geschlagen ... Otto Hagedorn fuhr seinem Schicksal entgegen ...

Lotte hatte Pine, die oben auf der Treppe erschienen war, zugerufen, sie möge mit dem Jungen noch im Schlafzimmer warten, bis sie käme. Dann hatte sie Hut und Mantel abgelegt und ging im Privatkontor auf und ab ... An seiner Unschuld zweifelte sie keinen Augenblick ... zu einem Verbrechen war er nicht fähig ... er tat ihr von Herzen leid ... Wenn andere Männer ihr Vermögen plötzlich verlieren, rappeln sie sich in ernster Arbeit nach und nach wieder auf. Dazu aber war er nicht der Mann ... dazu fehlte ihm der sittliche Ernst, die Willenskraft, der Fleiß ... und dennoch: sie bedauerte ihn ... Was bedeutete ihm, gerade ihm das Leben ohne Geld, ohne Genuß, ohne Befriedigung aller Wünsche? ... Es mußte ja wertlos und sinnlos vor ihm liegen. Sie stand still ... und sie selbst? Sein plötzlicher Zusammenbruch stieß alle ihre Pläne über den Haufen ... Es ist unmöglich, daß sie geht, jetzt geht ... Würde sie ihn heute verlassen, wie sie ahnungslos es

gewollt, so würden die Menschen auf sie zeigen und sie der schnödesten Selbstsucht und Herzlosigkeit anklagen; sie würden glauben, daß sie seinen Reichtum in vollen Zügen mitgenossen hat und in derselben Stunde, in der dieser Reichtum in nichts versinkt, ihm den Rücken kehrt... Sie starrte vor sich hin ... Ihre Zukunft? ... ein ungewisses Dunkel! Also soll die Hoffnung, endlich dem Manne anzugehören, den sie seit der Jugend geliebt, scheitern?... Erst kurze Zeit war vergangen, seitdem er fortgefahren war... sie muß warten, bis er zurückkommt, muß warten, was die nächste Stunde bringt, die über sein und ... ihr Schicksal entscheiden wird. Seine Rettung bedeutete ihre Freiheit, die er ihr in dem beglückenden Gefühl, der furchtbaren Gefahr entronnen zu sein, gewiß nicht mehr weigern wird... Sie ließ Hermann Giesebrecht rufen. In wenigen Minuten war er bei ihr.

„Ohne jede Beschönigung, die jetzt ja keinen Wert mehr hätte," sagte er, „die Sache steht schlimm, sehr schlimm!... Leiendorf wird ihn durch die Russische Gesandtschaft der Staatsanwaltschaft anzeigen, und da es sich um Staatsgelder einer uns befreundeten Macht handelt, wird mit doppelter Schnelligkeit gearbeitet werden."

„Das heißt?"

„Daß Hagedorn höchstwahrscheinlich noch heute verhaftet werden wird."

„Er ist aber unschuldig!"

„Mag sein!... Das Gericht hält sich an ihn als den verantwortlichen Leiter des Hauses."

„Und... und wenn er Christiani in die Hände fällt?... Du weißt, daß seit dem Himmelfahrtstage Christiani meinen Mann haßt!"

„Ja! Und Du glaubst, daß er jetzt sein Mütchen kühlen wird?"

„Ich habe Otto versprochen, daß ich bis zu seiner Rückkehr warte, und wenn er keine Hilfe erhalten hat, dann ..."

„Dann?" und er sah sie fragend an.

„Dann werde ich zu Christiani fahren!"

„Wozu?!"

„Ich werde ihn um Schonung anflehen, ich werde ihn beschwören, das Schreckliche zu verhindern."

Giesebrecht mußte heimlich lächeln über die Naivität dieser Frau, die er aber gleichzeitig bewunderte. Weil sie mit Mut und Energie für den Mann eintreten will, den sie nie geliebt hatte, und den sie jetzt verlassen wollte.

„Hagedorn", fuhr sie fort, „wird ja seine Unschuld leicht beweisen können. Er wird als armer, aber als ehrlicher Mann aus diesem Hause gehen können. Und was wird dann geschehen?"

„Dann gibt's kein strafrechtliches Verfahren gegen ihn, sondern nur ein zivilrechtliches. Der Konkurs über Christian Hagedorn und Söhne wird auf Antrag all der Leute, die ihr Geld verloren haben, verhängt."

„Die armen Menschen!"

„Ja! ‚Die armen Menschen!' Es sind jedenfalls viel kleine Leute dabei ..."

„Willst du mir versprechen, Onkel, so lange bei ihm zu bleiben, bis ich von Christiani zurückkomme?"

„Ja! Das werde ich! ... Mein Kind! Du willst da einen ganz unnützen schweren Gang machen. Du wirst dich demütigen und naturgemäß nicht das geringste erreichen."

„Ich werd's versuchen!"

„Lotte! Meine geliebte Lotte! Du bist und bleibst doch in jeder Lebenslage ein prachtvoller Mensch!"

„Nein, Onkel Hermann! Ich tue nur immer meine Pflicht!"

„Und ... und was wird jetzt aus dir werden?"

Der Wagen hielt wieder vor der Tür. Hagedorn trat ein und warf sich völlig erschöpft in einen der hohen Lehnstühle.

„Sie wollen nicht ... sie lassen mich fallen ... frostige Höflichkeit ... kühles Bedauern ... triumphierende Schadenfreude ... sie sind froh, daß sie den immer lästiger werdenden Konkurrenten los sind ..."

Lotte und Giesebrecht sahen ihm den ungeheuren Kampf an, den dieser Haussier des Lebens in der letzten Stunde gekämpft hatte. In dieses Gesicht hatte die letzte Stunde tiefe Falten gegraben, aus diesem Gesicht hatte sie die ganze Vergangenheit fortgewischt: den glücklichen Leichtsinn, den Uebermut, das Schillernde, Protzige, Fahrige, Unstete ... und leise, ganz leise, wie nur zu sich sprechend, murmelte er:

„Was nun?"

Ohne daß er es bemerkte, war Lotte hinausgegangen. Sie fuhr nach der Niederwallstraße, um bei ihrem Schwager, dem Ersten Staatsanwalt Doctor juris Richard Christiani, zu retten, was vielleicht noch zu retten war. Sie hatte Marie seit Monaten nicht mehr gesehen. Alle ihre Versuche, eine Versöhnung herbeizuführen, waren an Christianis Halsstarrigkeit gescheitert. Sie hatte selber wenig Vertrauen zu ihrem Unternehmen. Und die Worte flogen ihr plötzlich durch den Sinn, die ihr Mann damals bei dem verhängnisvollen Mittagessen in der Wilhelmstraße Christiani zugerufen hatte: „Wenn die Gebrüder Natusius in Ihre Hände kommen, dann gratuliere ich, dann sind sie verloren!"

Die Schwestern feierten ein trauriges Wiedersehen. Marie trat Lotten mit Hut und Mantel entgegen.

„Ich wollte zu dir, mein geliebtes Lottchen!" sagte sie mit ihrer verschüchterten, immer umflorten Stimme und dann sank sie Lotten schluchzend in die Arme.

„Du wolltest zu mir?"

„Ja!"

„Ist denn dein Mann zu Hause?"

„Nein!"

„Wo kann ich ihn sprechen?"

„Er ist unterwegs!"

„Wohin?"

„Zu euch!"

„Zu uns?"

„Ja! Lotte, ich weiß alles ... die Russische Gesandtschaft war sehr, sehr eilig ..."

„Ich muß nach Hause."

„Ich komme mit dir."

Im Wagen, der auf Lottens Befehl in rasender Eile der Jägerstraße zustrebte, sagte Marie:

„Ich habe meinen Mann beschworen, die Sache abzulehnen. Es wäre doch menschlich und begreiflich, wenn er sich in seiner Abneigung gegen Otto oder richtiger in seinem Haß zu unnützen Grausamkeiten und schonungslosen Härten hinreißen ließe. Liebes Lottchen!" fuhr leise Marie fort, und über ihre vergrämten Züge flog ein Hoffnungsstrahl, ein seliger Ausblick in eine vielleicht doch glücklichere Zukunft, „ich habe Richard in dieser Stunde größer gefunden, als ich erwartet habe. Wenn er die Sache abgeben würde, bekäme sie Rottermann und der wäre viel, viel mehr zu fürchten ... Und er hat hinzugefügt: ‚Ich hasse Hagedorn nicht mehr, ich bedauere ihn nur!' Siehst du, Lottchen, das war groß und war schön, und für diese Worte habe ich ihm vieles, vieles verziehen ... aus diesen Worten sprach ein Herz!"

„Ja!" erwiderte Lotte, „das war groß und schön!"

Als der Wagen hielt, herrschte schon vollständige Dunkelheit; schweres Gewölk stand am Herbsthimmel. Vom Dach bis zum Erdgeschoß war nun die Fassade des Hauses mit frischen Tannengirlanden geschmückt, die sich im heftigen Oktoberwind wiegten. Ein paar Gasarbeiter prüften, ob alles zur morgen abend stattfindenden Beleuchtung in Ordnung sei. Ein paar Schaulustige sammelten sich vor dem Hause, und auf der gegen-

überliegenden Seite, an der Ecke der Seehandlung, gingen zwei Herren langsam auf und ab.

„Sie sehen ja selbst," sagte Hagedorn, der vor dem Effektenschrank stand, zu Hermann Giesebrecht, „es fehlt so gut wie alles! ... Das zu ersetzen, übersteigt natürlich meine Kräfte!"

„Verlieren Sie nicht den Kopf, Hagedorn! ... es sind doch auch große Objekte da ... dieses Haus ... das Grundstück in der Bendlerstraße ... die Kunstschätze ... Lottens Schmuck!"

„Der gehört nicht mir! ... der gehört meiner Frau ..."

„Ach, Hagedorn! Sie haben Lotten nie gekannt! ..." und das klang, als ob er sagen wollte: „An Ihrem Gelde verlieren Sie nichts, an Ihrer Frau alles!"

Hagedorn sah ihn an und murmelte dann:

„Zu spät! zu spät! ... Es ist alles zu spät!"

„Wir wollen nicht Versteck spielen ... ich weiß alles! ... Sagen Sie mir doch nur das eine: wollen Sie, wenn Sie sich doch noch aus dieser Gefahr retten können ... wollen Sie dann in die Scheidung willigen?"

„Lotte wird frei sein; verlassen Sie sich darauf!"

„Ihr Wort?"

„Mein Wort!"

„Frau Lotte!" sagte währenddessen Christiani, der in Begleitung eines Herrn war, im Hausflur, „es tut mir für Sie sehr leid, aber ich habe nur meine Pflicht zu erfüllen. Ich bin mitgekommen, um Ihnen und ... Ihrem Manne die Sache möglichst zu erleichtern."

Sie reichte ihm dankbar die Hand. Christiani wunderte sich nicht, seine kleine, verschüchterte Frau hier zu finden.

Die drei Personen traten in das Privatkontor, in das sich Hagedorn und Giesebrecht begeben hatten. Die beiden Herren von drüben überschritten langsam den Fahrdamm und warteten dann im schwach erleuchteten Hausflur.

„Sie sind Herr Otto Hagedorn?" fragte der Kriminalkommissar Ohlbrecht.

„Ja!" antwortete Hagedorn, der gerade unter dem bekränzten Bilde seines Vaters stand.

„Der alleinige Eigentümer von Christian Hagedorn und Söhne?"

„Ja!"

„Auf diesen Antrag der Königlichen Staatsanwaltschaft, den ich Ihnen hiermit überreiche, beschlagnahme ich Ihre sämtlichen Geschäftsbücher." Er öffnete die nach dem Hausflur führende Tür und rief mit einem Wink die beiden dort wartenden Herren herein, die die ausgelieferten Bücher in eine nun plötzlich bereitstehende Droschke trugen. Inzwischen hatte Ohlbrecht das Protokoll geschrieben und verlesen.

„Ich bin unschuldig!" murmelte Hagedorn.

„Darf ich die Damen bitten und auch diesen Herrn," sagte der Kriminalkommissar, indem er auf Hermann Giesebrecht zeigte, „uns jetzt allein zu lassen?"

Langsam gingen die Schwestern mit ihrem Onkel die Wendeltreppe hinauf und warteten in dem großen Musiksaal.

„Herr Hagedorn! Ich habe den Befehl, Sie zu verhaften!"

„Ich bin unschuldig!" wiederholte Hagedorn leise. Christiani trat auf ihn zu.

„Herr Hagedorn! Sobald Sie Ihre Unschuld nachgewiesen haben, sobald Sie beweisen können, daß Sie nur ein Opfer sind, aber kein Schuldiger, werden Sie sofort entlassen werden. Nicht wahr, Herr Hagedorn, Sie *sind* doch unschuldig?" und er sah ihm hinter seiner blauen Stahlbrille scharf in die Augen.

„Ich bin unschuldig!"

„Dann seien Sie guten Muts!... Um Ihnen das in diesem Augenblick auf den traurigen Weg mitzugeben, bin ich

mit hierhergekommen!... Herr Hagedorn! Ich reiche Ihnen die Hand!"

Und dieser freudlose Mann, niedergedrückt von der schweren Last der Pflicht und der Enge seines Daseins, sah schön aus in diesem Augenblick. Hagedorn mußte an die Worte denken, die er ihm damals am Himmelfahrtstage zugerufen hatte: „Sie werden meine Türe verschlossen finden, wenn Sie mich mal um Hilfe bitten sollten... darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort!"

Ja! Richard Christiani sah schön aus in diesem Augenblick...

Hagedorn reichte ihm die Hand und sagte leise und in tiefer Bewegung:

„Ich... ich... ich danke Ihnen!"

Dann verließ Christiani das Haus.

Herr Ohlbrecht ließ einen Augenblick vergehen.

„Sie werden sich vielleicht umkleiden und das Unentbehrlichste in Ihrer Handtasche mitnehmen wollen?... es wäre nichts dagegen einzuwenden."

„Sehr verbunden!... Ich gehe nur in mein Schlafzimmer."

„Wo liegt das?"

„In der Beletage."

„Ich werde Ihnen folgen."

Die beiden Männer stiegen die Wendeltreppe hinauf. Aus dem Musiksaal trat Lotte auf ihren Mann zu:

„Kann ich dir irgendwie behilflich sein?"

„Ich danke, Lotte, ich danke! Ich sehe dich noch..."

Hagedorn ging voraus.

„Herr Kommissar! Wollen Sie die Güte haben, hier einen Moment zu warten?... Ich möchte mir nur noch schnell den Kopf kühlen... ich habe das Gefühl, als ob er mir zerspringen sollte..."

„Ganz recht! Uebrigens hat mir mein Chef, der Herr Polizeipräsident, der ja in Ihrem Hause verkehrte, ausdrücklich anbefohlen, schonungsvoll vorzugehen und jedes Aufsehen zu vermeiden. An der Ecke der Seehandlung drüben wartet meine Droschke. Kein Mensch wird etwas merken ..."

„Vergönnen Sie mir fünf Minuten?"

„Gewiß! aber ich bitte: nicht länger."

Hagedorn schloß hinter sich die Türe.

Ohlbrecht blieb allein zurück in dem mit Kostbarkeiten angefüllten Raume Er warf einen flüchtigen Blick über alle diese Pracht, die ja nun bald unter den Hammer kommen wird, um in alle Windrichtungen zu fliegen. Er hörte Hagedorn im Nebenzimmer hantieren.

„Herr Kommissar! Ich bin gleich mit allem fertig!"

Ohlbrecht trat ans Fenster und blickte hinunter auf den wohlgepflegten Hof. In einem erleuchteten Küchenfenster tauchte die weiße Mütze eines Kochs auf, und drüben vor einer geöffneten Remise stand ein Stalljunge in einer roten Jacke und pfiff sich eins. In dem weiten, von einigen Gasflammen nur schwach erhellten Saale herrschte tiefe Stille. Nur der schwere Pendelschlag der großen chinesischen Standuhr war hörbar. In diesem Augenblick fiel ein greller Schein von den nach der Straße gelegenen Sälen in das Zimmer und auf den Hof. Die Gasarbeiter probierten die Illumination. Die Sterne über dem Geschäftslokal, die Sonnen über dem Hauseingang, die alle Fenster umrahmenden Flämmchen, die Riesenkrone auf dem Dach, die „100" auf dem Balkon glänzten und glitzerten und durchleuchteten den dunkeln Oktoberabend.

Lotte trat ans Zimmer, um ihrem Manne, von dessen Unschuld sie überzeugt war, noch einmal die Hand zu reichen, bevor er den schweren Gang antreten mußte.

Ohlbrecht sah nach der Uhr. Dann klopfte er.

„Herr Hagedorn!"

Keine Antwort.

„Herr Hagedorn!" rief er lauter.

Tiefe Stille.

Er riß die unverriegelte Tür auf ... Lotte eilte ihm nach.

Otto von Hagedorn hatte gut gezielt, und auf seinen bleichen Lippen schienen noch die Worte zu schweben:

„Ich bin unschuldig!"

Marie Christiani wich in der Nacht nicht von Lottens Seite. Giesebrecht hatte seinen Freund David Danieli rufen lassen, damit der ihm bei der Erfüllung der Formalitäten und der Erledigung der äußeren Arrangements beistünde. In Hagedorns Brusttasche hatte Giesebrecht den parfümierten Brief gefunden, den Hagedorn nachmittags erhalten hatte. Es konnte für Hermann Giesebrecht kein Zweifel mehr darüber herrschen, daß Marie Christiani mit ihrer Behauptung recht gehabt hatte ... Otto Hagedorn hatte wirklich ein Verhältnis mit einer Schauspielerin oder Sängerin gehabt. Giesebrecht vernichtete den Brief sofort ... Lotte tat bis zum letzten Augenblick ihre Pflicht ... Es ging alles ohne jedes Aufsehen vor sich. Nur die Dienstboten steckten die Köpfe traurig zusammen, als man ihren immer freigebigen, immer wohlgelaunten Herrn über den Hof und durch den Garten, der sich bis zur Französischen Straße erstreckte, trug. Otto von Hagedorn trat seine letzte Fahrt an ... Im Hause herrschte noch tiefe Stille. Nur einer wußte von alledem nichts, was um ihn geschah: das „Karlemännchen". Dieses kleine törichte Menschenkind ahnte nicht die Bedeutung dieser Stunde für sein ganzes Leben, dieses rosige, schlummernde Etwas, vor dem die Zukunft lag mit all ihren Geheimnissen und Rätseln, ihren Traurigkeiten, ihren Erhabenheiten und Entwürdigungen, ihren Zaubereien und Wundern ...

Auf Lottens Wunsch war Marie nach der Wilhelmstraße gefahren, um den Eltern das schreckliche Ereignis mitzuteilen.

Frau Minna Schlegel, gefaßt und ruhig, hatte nur den einen Wunsch, ihrem Kinde so schnell als möglich beizustehen. In wenigen Minuten war sie bereit und fuhr mit Marie nach der Jägerstraße.

Herr Kommissionsrat Schlegel blieb noch zurück, um sich ganz schwarz anzuziehen und so vor aller Welt seiner Trauer den passenden Ausdruck zu geben. Er wählte lange unter den Krawatten, bis er sich endlich für eine aus schwarzem Krepp entschied. Er war verblüfft, aber vor allem war er fuchsteufelswild ... Den Teufel auch; die Sache war, von den verschiedensten Gesichtspunkten aus betrachtet, wahrhaftig kein Spaß. Dieser „Mensch", der sich aus dem Staube gemacht hatte, war sein Schwiegersohn gewesen. Und wenn er ihn auch bei der Immobilienbank tief gekränkt hatte ... er selber hatte ihn doch immer und überall als Reklame benutzt. Der Chef des Hauses Christian Hagedorn und Söhne, der Generalkonsul und seit gestern nun gar noch der Baron! Das war nun alles futsch! Himmeldonnerwetter! ... Und Lotte? ... Die fällt ihm jetzt womöglich noch auf die Tasche ... das fehlte noch gerade! Er muß gleich nach der Jägerstraße und nach dem Rechten sehen, sonst werden da kolossale Dummheiten gemacht ... ihr persönliches Eigentum muß natürlich fortgeschafft werden vor Ausbruch des Konkurses ... Das wäre ja noch schöner, wenn er sie jetzt ernähren müßte ... Und gerade jetzt! ... An den ersten November 1869 wird er denken, solange er lebt. Denn heute ist doch dieser verdammte Wechsel über 5437 Taler fällig, den ihm dieser David Danieli, dieser „Blutsauger", in einer, höchstens zwei Stunden präsentieren wird. Er möchte am liebsten hierbleiben, um den Herrn persönlich zu empfangen. Aber die Sache in der Jägerstraße erfordert zu dringend seine Anwesenheit, seine Autorität, seinen angeborenen Scharfblick,

seine berühmte Geschicklichkeit, Fäden zu entwirren. So gab er denn dem buckligen, kleinen Fräulein Riese die Weisung: Danieli (nicht „Herr Danieli") solle in die Burgstraße gehen und sich bei Becker und König das Geld abholen. Daß „der" ihm noch nachlaufen mußte, das amüsierte den Herrn Kommissionsrat ganz ausnehmend, und stolz auf diesen köstlichen Einfall trug er auf seinem frisierten Kopf den in aller Eile bereits umflorten Zylinder durch den herrlichen Herbstmorgen.

Es war halb neun Uhr. Die eisernen Läden der Büros waren geschlossen; sämtliche Fenster verhängt. Das Haus mit seinem frischen Tannengrün machte einen sehr feierlichen Eindruck. Schlegel ging durch die im Dämmerlicht schlafenden Säle; aus dem Zwielicht blitzte ihm dort ein Goldgeschirr entgegen, leuchtete eine Porzellanpagode, grinste eine Riesenfratze aus Japan. Er hob im dritten Saal ein Rouleau auf und blickte nach dem gegenüberliegenden Flügel des Hauses. In Hagedorns Schlafzimmer standen die Fenster offen ... Dann trat er in das Zimmer, in dem sich seine Frau und seine Töchter befanden, bereit, die Beileidskundgebungen der Seinigen zu empfangen. Sein erster Blick fiel auf den großen Mitteltisch, auf dem aus all den Sammetetuis, aus all dieser glänzenden, flimmernden, sprühenden Pracht ihm die doppelte, wundervolle Perlenkette entgegenleuchtete, die Hagedorn gestern seiner Frau geschenkt hatte.

„Liebe Lotte!" hub Herr Franz August an, „nachdem dir durch einen unerforschlichen Willen der Gatte geraubt wurde, trete ich, dein Vater, als dein natürlicher Beschützer an seine Stelle. Du kannst beruhigt sein: es wird alles zu deinem Besten geschehen. Es ist selbstverständlich, daß dein ganzes persönliches Eigentum ungeschmälert dein eigen bleibt. Alles, was du an Kostbarkeiten, Toiletten, Pelzen und so weiter von Hagedorn geschenkt erhieltest, kann dir kein Mensch nehmen. Um deine Zukunft zu sichern, werde ich vor allem den ganzen Schmuck

dort mitnehmen und ihn auf das vorteilhafteste bei Friedebergs oder Hallers verwerten."

„Alles, was mir Otto geschenkt hat, bleibt hier!"

„Wie?"

„Vor allem der Schmuck!"

„Erlaube mal: der ist aber ein Vermögen wert."

„Eben deshalb."

„Versteh' ich nicht."

„Grade, weil er so viel Wert hat, wird er, wie alles, was mir gehörte, verkauft werden."

„Ja, zum Donnerwetter! wozu denn?"

„Um den Verlust all der Menschen, die hier ihr Geld, vielleicht ihre ganze Existenz verlieren, zu verringern."

„Diesen Blödsinn hat dir wohl dein Onkel Giesebrecht gesagt?"

„Das sagte ich mir selbst!"

„Na, da werde ich ja auch noch ein Wörtchen mitzureden haben."

„Nein! hier habe nur ich zu bestimmen ... sonst niemand!"

„Und willst du mir vielleicht sagen: wovon du leben willst?"

Lotte sah ihren Vater an. Sie hatte ihn zu kennen geglaubt. In diesem Augenblick erst blickte sie auf den Grund seiner Seele, und sie fühlte, daß diese Minute sie von ihm löste fürs Leben.

Frau Schlegel gab ihren Töchtern einen Wink, sie allein zu lassen.

Wovon will sie denn leben? Ja, zum Donnerwetter, wovon denn?"

Frau Schlegel stand auf und sagte leise und scharf:

„Pst! man spricht heute in diesem Hause nicht so laut!"

Der Herr Kommissionsrat sah seine Frau in maßlosem Erstaunen an:

„Wovon sie leben wird? ... Von dir!"

„Erlaube mal ..."

„Nichts!" und die kleine Frau wuchs und wuchs. Der große Augenblick ihres Lebens, wohl lange ersehnt, war gekommen, und sie war entschlossen, ihn auszunutzen: „Ich habe mich sechsundzwanzig Jahre lang deinen Launen und Vorschriften und Befehlen gefügt — denn du hast nie gebeten, du hast immer nur befohlen — ich habe geschwiegen und habe allen Kummer und alle Demütigungen 'runtergeschluckt ... jetzt ist's genug! Heute wird reiner Tisch gemacht! ... Du fragst, wovon die Lotte leben soll? Traurig genug, daß du fragst! ... Du wirst ihr so viel geben, als deine Verhältnisse nur irgend erlauben. Und wenn's nicht anders ist, wirst du dich einschränken! ... Bitte: jetzt spreche i ch noch! Es ist richtiger und es ist natürlicher und ehrenwerter, seinem Kinde die unverschuldeten Sorgen zu erleichtern, als sein Geld hinauszuwerfen im Börsenspiel und für noch schlimmere Torheiten!"

Schlegel stand wie erstarrt. Seine Frau, die sich niemals mit einem Wort, mit einem Blick verraten hatte, wußte alles!

„Ob Lotte zu uns ziehen wird, hat sie zu entscheiden. Ich glaube kaum, daß sie es tun wird. Willigt sie aber ein, so werde i ch sie vor jeder etwaigen Demütigung schützen. Verlaß dich darauf."

Frau Minna Schlegel verließ das Zimmer.

Und der Herr Kommissionsrat empfand sehr deutlich, während er langsam die Treppe hinabstieg, daß das keine Gardinenpredigt gewesen war, sondern eine Generalabrechnung, bei der er der Schuldner blieb, und seine Frau, die ihm sechsundzwanzig Jahre lang gehorcht hatte, eine entschlossene, mutige Gegnerin, mit der er von heute an zu rechnen haben würde. Aber Herrn Schlegels Unmut über die soeben gemachte Erfahrung verflüchtigte sich beim Betreten des Flurs schnell. Die schwere, eichene, hundert Jahre alte Haustür war verschlossen; durch die

oben von außen mit Tannengirlanden bedeckte Scheibe fiel ein grünliches Dämmerlicht. Das gesamte Personal, festlich gekleidet, hatte sich hier eingefunden, um programmgemäß dem Chef zu gratulieren. Allgemein fiel die Abwesenheit der Prokuristen auf. Nun hatten die Angestellten von dem plötzlichen Tode ihres Chefs gehört. Er sei gestern abend am Herzschlag gestorben. Viele Hoffnungen waren damit zerstört: Hoffnungen auf die heute bestimmt zu erwartende Gratifikation, mit der man schon gerechnet hatte; Aussicht auf Gehaltserhöhung, Beförderung und Pensionsstiftung. Das war nun alles zunichte. Aber auch menschlich bedauerten sie alle ihren Herrn. Er hatte im Geschäft immer fünfe gerade sein lassen und hatte nie schikaniert.

Ja! Herrn Schlegels Unmut verflüchtigte sich schnell; denn die Herren bildeten bei seinem Anblick Spalier, um den Schwiegervater passieren zu lassen. Und Herr Kommissionsrat Franz August, der sich sofort als Hauptperson fühlte, hatte sein Gesicht in düstere Falten gelegt und teilte huldvoll Händedrücke aus. Aber natürlich seiner Würde entsprechend nur an die Ressortchefs. Dann murmelte er:

„Bis zum letzten Augenblick war ich mit ihm zusammen. In meinen Armen ist er gestorben."

Und durch die tiefe, von aufrichtiger Trauer erfüllte Stille klang immer wieder bald rechts, bald links:

„Ja! ja! ... in meinen Armen ist er gestorben ..." Auf der Turmuhr der Französischen Kirche schlug es Neun.

Von der Straße her drang ein eigenartiges Geräusch in den stillen Hausflur: ein sonderbar klingendes Summen und Surren. Vor den noch geschlossenen eisernen Läden und Bureaus hatten sich ein paar Dutzend Leute eingefunden, die ungeduldig auf das Oeffnen der Jalousien warteten. Von Minute zu Minute wuchs die Menge und begehrte Einlaß. Durch die ganze Stadt, durch alle Straßen und Gassen und Winkel, durch

alle Häuser, durch alle Schornsteine, durch die Portierlogen, Cafés und Theater, durch die Gemüsekeller und über die Höfe war gestern in der zehnten Stunde das ganz unglaubwürdige Gerücht geeilt, daß das alte angesehene Bankhaus Christian Hagedorn und Söhne vor dem Bankerott stünde. Und dieses Gerücht, zuerst mit Kopfschütteln aufgenommen, war heute, am ersten November, schon in früher Morgenstunde geschäftig und in rasender Hast immer weiter und weiter über alle Dächer gestürmt. Und die Menge wuchs und wuchs und forderte Einlaß, stürmisch, in immer wachsendem Zorn, in immer flammenderem Ungestüm. Aus dem Summen und Surren wuchs ein tolles Branden und tobendes Brausen, als ob wilde Meereswogen gegen die eisernen Türen rollten und donnerten und sie zu sprengen versuchten. Ueber das in frischem Tannengrün prangende Haus flog ein Zittern; die Mauern wankten und schwankten; in allen Fugen knisterte und barst es. Und immer dichter wurde das Gedränge, immer erbitterter ertönten die Rufe, immer wütender tobte der Sturm, und diese alten, ehrwürdigen Mauern fühlten, daß sie diesem wilden Anprall nicht würden standhalten können. Alle diese Menschen da draußen wußten, daß die nächste Stunde über ihre Existenz, ihre Zukunft, ihr Leben entscheiden würde; sie ahnten das Schreckliche. Ahnten, daß sie, die diesem unseligen Hause ihr ganzes Hab und Gut anvertraut hatten, als Bettler in ihre Familien zurückkehren würden. Und oben, inmitten all der angehäuften, sinnlosen Pracht, stand Lotte Hagedorn ratlos und verzweifelt; sie hörte den immer wachsenden Tumult, sie fühlte mit all diesen Unglücklichen und war ohnmächtig, ihnen Hilfe zu spenden. Von diesem Augenblick an besaßen Christian Hagedorn und Söhne kein Geschäftsgeheimnis mehr. Das große Kontobuch mit all den vielen Hunderten Seiten lag aufgeschlagen auf der Straße, lag offen vor aller Welt, und jeder Vorübergehende konnte darin blättern. Ein unendlicher Reigen zog vorüber: alte Adels-

geschlechter, reiche Gutsbesitzer, wohlhabende Kaufleute und Rentiers, vor allem aber die Legion der kleinen Sparer: die Offiziers- und Professorenwitwen, die unübersehbare Schar der Beamten, Dienstboten, Pfarrer und Lehrer, der Gewerbetreibenden und Handwerker. In glühendem Zorn, in wildem Begehren, in wirrer Verzweiflung und in stummem Verzicht richteten sich aller Augen auf diese verschlossenen, eisernen Türen und versuchten, sie mit ihren Blicken zu durchbohren. Von der Französischen Kirche herüber schlug's zehn Uhr. Plötzlich öffnete sich langsam die Eingangstüre. In tollem Wirrwarr, in zügellosem Gewühl, aus dem Hilfeschreie erschollen, drängte sich die vielhundertköpfige Menge gegen diese schmale Pforte.

Und Lotte Hagedorn stand oben und fühlte das Beben und Zittern der Mauern und hatte in diesem Augenblick nur den einen Wunsch, unter ihnen begraben zu werden ...

Ein Schutzmann erschien in der Tür und rief in die Menge: „Ihr Warten nützt Sie jar nischt! ... Die Schalter bleiben von heute an jeschlossen! ..."

Du stolzes Haus! Vor hundert Jahren gegründet auf Ehrenhaftigkeit und Worttreue, mit unermüdlicher Willenskraft durch schwere Handelskrisen gesteuert, gehoben zu Ansehen und Wohlstand ... Du brachst in dieser Stunde zusammen durch den vertrauensseligen Leichtsinn des Einen und die Spitzbübereien zweier Halunken ... Du stolzes Haus verschlangst in dem sich plötzlich auftuenden ungeheuren Abgrund mit vielen, vielen anderen Mündel- und Kirchengelder, wohltätige Stiftungen, Vereinsvermögen und Erbschaften, die Pfennig auf Pfennig gelegten Ersparnisse der guten Pine, des kleinen Fräuleins Riese, der braven Frau Crüsemann ... Du stolzes Haus begrubst unter deinen Trümmern Tausende bescheidene, aber gesicherte Existenzen, begrubst die mühseligen Spargroschen, die für das Studium des Sohnes, die kleine Mitgift der Tochter, das Alter der Witwe in unverdrossener, helden-

hafter Entsagung dem Leben abgedarbt waren ... Du stolzes Haus hinterließest nur Verzweiflung, Erstarrung und heiße Tränen ...

Am Abend des ersten November fuhr Lotte Hagedorn mit Hermann Giesebrecht, ihrem Jungen und der Pine hinaus nach Bellevue, um von nun an bei dem Gärtner Gotthold Straube ein neues Leben zu beginnen.

Die Berliner Zeitungen vom dritten November brachten folgende Mitteilungen:

Unter den Personalnachrichten:

„Der belgische Generalkonsul Bankier Otto Hagedorn ist vom Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha in den erblichen Adelsstand erhoben worden."

Unter den Polizeinachrichten:

„Der Bankier H. in der Jägerstraße machte am 31. Oktober seinem Leben durch Erschießen ein Ende."

Unter den Handelsnachrichten:

„Ueber das Vermögen der Firma Christian Hagedorn und Söhne, hier, Jägerstraße 53, ist der kaufmännische Konkurs eröffnet worden."

Unter den Vermischten Nachrichten:

„Die wegen Betrügereien steckbrieflich verfolgten Kaufleute Kurt und Konrad Schwiegler sind in dem Augenblicke, in dem sie in Liverpool die nach Südamerika bestimmte ‚Queen Victoria' besteigen wollten, verhaftet worden."

In der Dämmerstunde desselben Tages wurde draußen auf dem großen Friedhof vor dem Halleschen Tor in der Nähe des Arendtschen Erbbegräbnisses Otto Hagedorn in aller Stille zur letzten Ruhe gebettet. Sein Grab umstanden Lotte, ihre Eltern, Christianis, Hermann Giesebrecht und die beiden Danielis. Der Geistliche sprach ein kurzes Gebet. Als Lotte, von

Giesebrecht geführt, sich wieder entfernen wollte, trat eine in tiefe Trauer gekleidete Dame, deren schneeweißes Haar durch den schwarzen Schleier leuchtete, auf sie zu und drückte ihr stumm die Hand.

„Wer war das?" flüsterte Lotte.

„Frau Arendt ... ich habe sie sofort erkannt ..."

Die Straubesche Besitzung lag an der Spree. Inmitten von Bäumen, Gebüschen und Gesträuchen, die jetzt allerdings schon längst ihres sommerlichen Schmucks beraubt waren: ein kleines, hellblau getünchtes Haus; ein niedriges Erdgeschoß, rechts und links von der schmalen Haustür zwei Vorderzimmer, an die sich nach hinten gelegen noch eine Stube und die Küche anschlossen; ein hohes Schindeldach mit einer Wetterfahne und einem Schornstein, aus dem sich vom frühen Morgen bis zum späten Abend eine blaue Rauchwolke kräuselte. Denn Frau Straube war eine leidenschaftliche Anhängerin eines dunklen Getränkes, das die mit reicher Phantasie bedachte Dame für Kaffee hielt, während es doch eigentlich nur aus Zichorie und heißem Wasser bestand. Vor dem Hause ein hübscher, sich bis an die Spree erstreckender Ziergarten mit von Buchsbaum eingefaßten Wegen, einer Sommerlaube und ein paar bunten Glaskugeln. In dem links gelegenen, der Haustür nächsten Raum war der Laden, in dem allerhand Duftiges für erfreuliche und auch für weniger sympathische Gelegenheiten feilgeboten wurde, als da waren: Tellerbuketts in weißen „Kantenpapierdüten", stachlichte Myrtenkränze, die eine verzweifelte Aehnlichkeit mit Dornenkronen hatten, Willkommensgirlanden, Moosstreifen gegen zugige Fenster und Trauerkränze mit Glasperlen. Alles ordentlich, sauber, einfach und billig. Aber dieser kleine Laden spielte doch nur eine ganz nebensächliche Rolle. Hinter dem Hause erstreckte sich in großem Umfange die Gärtnerei. Lange Reihen von Treib-

hausbeeten, hinter deren Scheiben allerlei Grünes und Buntfarbiges hervorlugte; überall laufende Brunnen, leere Blumentöpfe, Gießkannen, Eimer, Kübel und Wasserschläuche. Weiter hinten ein großer Gemüsegarten, viele Bohnenstangen, Birn-, Aepfel- und Kirschbäume; das Ganze umschirmt von einem nicht mehr ganz einwandfreien Lattenzaun. In diesem seinem selbstgeschaffenen Reich, auf dieser Scholle, die er liebte und hegte, die ihm Brot und Zufriedenheit gewährte, hantierte in unermüdlichem Fleiß der guten Pine und der nicht minder vortrefflichen Frau Crüsemann Bruder, der „Kunst- und Handelsgärtner" Gotthold Straube, ein kleines, lustiges Männchen, das aussah wie Pine ohne weißen Backenbart. Ihm fehlte jeder Ehrgeiz, in die Geheimnisse seiner Muttersprache tiefer einzudringen als seine verehrten Schwestern. Er berlinerte, daß „man so die Schwarte knackte", und er durfte bei seiner Kundschaft, die doch wohl nur zum wenigsten Teil germanistische Studien getrieben hatte, auf volles Verständnis rechnen. Was ging ihn „die faule Kiste in die Jäjerstraße" an! Er freute sich, daß er seine bisher nur als Sommerwohnung dienenden Räume für acht Taler monatlich noch im November vermietet hatte; er freute sich, seine alte Lieblingsschwester, die Pine, so unverhofferweise um sich zu haben; er freute sich — das muß doch wahrheitsgemäß gesagt werden — aber noch mehr, daß eine so schöne, so feine Dame, wie Frau Lotte Hagedorn, ihm von nun an täglich und stündlich begegnen würde, ohne daß er darauf die geringsten Auslagen gehabt hätte. Seine getreue Ehehälfte dämpfte denn auch allabendlich, wenn er bei seiner Pfeife von „die Hasedornen" zu schwärmen anfing, die Begeisterung des Schwerenöters durch Titulaturen, die stets dem weiten Reiche der Zoologie entstammten, und führte mit starker Hand den sich ins schöne Traumland verirrenden siebzigjährigen Lebensgefährten in die rauheren Gefilde der Wirklichkeit zurück, worunter sie das gemeinsame Schlafzimmer verstand ...

Die drei Stuben, in die Lotte Hagedorn am ersten November eingezogen war, waren ganz ansehnlich eingerichtet. Uraltes, tief nachgedunkeltes Mahagoni. Die Kommode, der Kleiderschrank, die haushohen Betten ... schwer, solid, für die Ewigkeit bestimmt. Auf dem schwarzen Ledersofa eine Schlummerrolle; Kachelöfen; unter dem runden Mitteltisch ein Teppich, dem die lästige Seereise durch den Meerbusen von Smyrna zweifellos erspart geblieben war; weiß gescheuerte Dielen und an der blaugetünchten Wand der eingerahmte König Friedrich Wilhelm der Dritte, der mit dem linken Fuße aus dem Allerhöchsten Bett aufgestanden zu sein schien; weiße Mullgardinen an den niedrigen Fenstern, die einen weiten Ausblick gewährten über die langsam dahinfließende Spree, über das nahe Schloß Bellevue mit seinem schönen Park und über den Tiergarten.

So sah die kleine Welt aus, in die sich Lotte Hagedorn geflüchtet hatte, um seelisch wieder zu genesen und körperlich wieder zu gesunden. Den inständigen Bitten ihrer Mutter, wieder nach Hause zu kommen, war sie nicht gefolgt. Sie ahnte die Mißhelligkeiten, die daraus erwachsen würden, und die wollte sie der herzensguten Frau ersparen. Die hatte schon genug für sie durchgesetzt; sie hatte in heißen Wortgefechten und mit unbeugsamem Willen ihr sechzig Taler monatlich erstritten. Hermann Giesebrecht hatte sie bestürmt, doch in Berlin eine kleine Wohnung zu nehmen: er wisse in der Luisenstraße ein hübsches, billiges Quartier; sie hatte abgelehnt. Sie wollte sich loslösen von allem. Nicht etwa von den paar Menschen, die ihr in inniger Liebe und treuer Freundschaft ergeben waren, deren Rat und Hilfe sie wohl noch oft benötigen würde. Sie wollte sich nur trennen von allen Aeußerlichkeiten, die sie immer aufs neue verwirren und mahnen und ängstigen würden. So war sie nach stürmischer Fahrt in diesem kleinen, schützenden Hafen gelandet. Sie entbehrte nichts, sie vermißte nicht den törichten Luxus, den sie immer für so überflüssig gehalten hatte.

Sie verlangte nichts als Ruhe, um sich zu sammeln, um nachzudenken, nicht über das Vergangene, sondern über ihre Zukunft, die in ungewisser, dunkler Ferne vor ihr lag. Und wenn sie mit ihrem Jungen die Spree entlang ging in dieser schweigenden Einsamkeit, in dieser tiefen Stille, die nur hie und da unterbrochen wurde von dem fernen Pfiff einer Lokomotive, dann grübelte sie immer wieder und wieder darüber nach, wie sie sich wohl auf eigene Füße stellen könnte, wie es ihr wohl möglich sein würde, einen Beruf zu ergreifen, der sie unabhängig machte vom Vater, der ihr Beschäftigung und Befriedigung gab, der ihr Pflichten auferlegte. So stand sie, wie so oft, auch heute in Gedanken versunken und sah dem langsam dahinziehenden Wasser nach, in dem sich drüben ein paar verkrüppelte, entblätterte Ulmen und eine sich tief in die Spree neigende Trauerweide spiegelten. Vom wolkenlosen Himmel lachte die Sonne, ein leiser, schmeichlerischer Wind fächelte die dürren Zweige, ein paar Vögel zwitscherten irgendwo ganz heimlich, es ging nicht wie Winternahen ... es ging wie Frühlingsahnen durch die Luft. Und plötzlich hörte Lotte Hagedorn von allen Seiten Stimmen, wirre Stimmen, und plötzlich hörte sie wieder das Summen und Surren, das Branden und Toben, hörte die Verzweiflungs- und Hilfeschreie all der unglücklichen Menschen, die da im Zorn und rasender Wut gegen das Haus stürmten, das sie alle mitleidslos unter seinen Trümmern begrub ... Wieviele Flüche mögen wohl ihr gegolten haben und noch gelten, wieviele mögen wohl geglaubt haben und werden es immer und immer glauben, daß sie die Mitschuld an all dem Unglück trüge! ... trotzdem sie auf dem Gericht in namenloser Pein, von neugierigen, harten Blicken durchbohrt, schon den Eid geleistet hatte, daß sie nichts besäße, außer ein paar wertlosen Habseligkeiten, deren sie für ihr Kind und sich dringend bedürfe ... Und immer wieder hatte ihr der Mann hinter dem Tisch, auf dem das Kruzifix zwischen zwei brennenden Kerzen stand, mit

drohender Miene und Stimme zugerufen: „Sie sind sich der Bedeutung des Eides bewußt? Ueberlegen Sie wohl!“ ... Und jedes seiner Worte war ein Hammerschlag, unter dem sie zusammengebrochen wäre, wenn nicht Hermann Giesebrecht sie gestützt und ihre Hand noch einmal gedrückt hätte, bevor sie sie zum Schwure hob ... Wenn sie ihnen nur helfen könnte, wenn sie nur wenigstens denen, die mühselig die paar Groschen zusammengespart hatten, verlorenes Hab und Gut ersetzen könnte! ... der alten Crüsemann, dem kleinen Fräulein Riese, der Pine, dieser treuen, gütigen Frau, die heiter und guter Dinge und immer bemüht war, ihre Sorgen zu verscheuchen, und all den Namenlosen, die sie nicht kannte, und die sich nun heimlich verbluteten. Ach du lieber Himmel! Die Pine war fröhlich und vergnügt und trieb mit Carlemännchen tollen Spaß; aber Lotte Hagedorn sah nicht die bitteren Tränen, die diese alte Frau in schlaflosen Nächten um den Raub vergoß, den man auch an ihr begangen hatte ... Und ganz seltsame, ganz eigenartige Gedanken, die sie sich niemals zugetraut hätte, flogen Lotte wie wilde Vögel durch den Kopf ... Sie möchte, um ihnen allen, die zu Boden geworfen, verzweiflungsvoll in die Zukunft starren ... um denen allen das Verlorene ersetzen zu können, möchte sie die Geliebte eines großen Herrn, eines Kaisers oder Königs werden und würde dann alle Schätze, die er ihr zu Füßen legte, hingeben, um stilles Leid in stilles Glück zu wandeln ... Sie ging, wie es ihre Gewohnheit war, mit den Händen auf dem Rücken weiter. Ein Strohhalm trieb langsam im Wasser vorüber ... sie sah ihm lange nach, und sie verglich ihn mit ihrer Zukunft. Wird er in einem sicheren Winkel Unterschlupf finden, wird er immer weiter und weiter getrieben werden? von eilenden Flüssen in reißende Ströme, bis er endlich im großen unendlichen Meer versinkt? ... Und dann trug der Wind ihre Gedanken über Bäume und Gebüsche, über in der Sonne leuchtende Kirchturmspitzen, über laute Plätze und geschäftige

Straßen, durch schattige Gassen und düstere Winkel, fort über das Dächermeer, zu dem, den sie liebte und dem anzugehören sie versprochen hatte. Und plötzlich hörte sie ihren Namen rufen:

„Lotte!"

Sie sah niemand. Sie hatte sich getäuscht. Und dann rief's wieder, immer näher und näher:

„Lotte!"

Und der, an den sie gedacht, nach dem sie sich gesehnt, stand vor ihr. Anselm Danieli gab ihr die Hand. Sie hatten sich das letztemal auf dem Kirchhof gesehen. Er hatte vermieden, sich ihr in diesen Tagen zu nähern. Er wußte sie ja in gutem Schutz, im Schutze der Mutter, im Schutze des treuen Giesebrecht. Nun hatte ihn die Sehnsucht doch hinaus getrieben.

„Lotte!" wiederholte er noch einmal, und ihr klang dieses eine Wort wie eine süße, schöne Melodie. Sie gingen eine Weile stumm nebeneinander.

„Wie fühlst du dich hier draußen?"

„Ich hoffe hier das zu finden, was ich suche, was ich brauche, um weiter leben zu können: Ruhe!"

„Vielleicht zu viel Ruhe!... Du hast zu viel Zeit zum Nachdenken... Du bist hier ja ganz einsam!"

„Mama und Marie mit den Kindern waren gestern hier... Und Onkel Giesebrecht kommt täglich."

„Lotte! ich habe dir einen Auftrag meines Vaters auszurichten: einen Vorschlag... eine Bitte!... In der zweiten Etage der Königstraße steht doch die Wohnung leer. Komm zu uns!... komm bald!... es würde alles für dich hergerichtet werden."

„Danke deinem Vater herzlich, aber... das geht nicht!"

„Ueberlege dir's!"

„Da ist nichts zu überlegen... Sieh, Anselm! ich bin dort geboren, ich habe dort viel Schönes erlebt... die Erinnerungen würden mich erdrücken, und dann..."

Er sah sie fragend an, sie aber ging stumm neben ihm.

„Mein Vater wird das Haus in der Bendlerstraße zurückkaufen ... um denselben Preis, für den er's damals verkauft hatte ... es wird bestimmt bis zum ersten Mai fertig sein ... er will's kaufen für mich und ... für dich!"

Sie blickte in die Ferne und dann sagte sie:

„Ach! das liegt nun wieder weit! so weit!"

„Wie?" rief er bestürzt.

„Sieh, lieber Junge! ... die Freiheit, nach der ich mich mit allen Kräften gesehnt habe ... und ... und die ich nun erreichte ... diese Freiheit ist mir eine Fessel, an der ich noch lange schlepen werde ..."

„Ich verstehe dich gar nicht, Lotte?"

„Du wirst doch selbst einsehen, daß nach alledem, was geschehen ist, ich eine lange Zeit ... doch mindestens ein Jahr vergehen lassen muß, bevor wir an unsere Verbindung denken können ... Mein Herz — das weißt du — strebt zu dir und gehört dir ... aber du wirst doch selbst nicht wollen, daß die Welt, unvernünftig und ungerecht und unbarmherzig, wie sie nun einmal ist, mit Steinen nach mir würfe, wenn ich b a l d deine Frau werden würde! Kein Mensch lebt ohne Zwang, ohne Rücksichten zu nehmen ... auch wir, namentlich wir, können uns dem nicht entziehen ... Du kannst es mir schon glauben, lieber Junge, es wird auch mir schwer genug ... Wir haben jetzt Mitte November ... in einem Jahre ist viel vergessen ... Hoffentlich auch wir! Und dann, Anselm, dann ... hier hast du meine Hand und mein Wort!"

Anselm ergriff ihre Hände. Dann gingen sie weiter am Bette des Flusses; langsam und träge schlich er dahin, nur hier und da quallten und murmelten ein paar winzige Wellen, aber der wolkenlose strahlende Himmel warf auch über dieses trübe Wasser einen blauen, wundervollen Schein.

„Du darfst nicht so allein sein, Lotte! ... Du mußt jemand um dich haben ... Und wenn's nicht Menschen sind, müssen's Bücher und Zeitungen sein. Ich werde sie dir täglich hinausbringen."

„Nicht bringen! ... schicken! ... Du darfst nur sehr selten zu mir kommen. Deswegen kann ich auch nicht in die Königstraße ziehen. Ich habe nichts zu verlieren als meinen Ruf ... Du hast mich zu lieb, um ihn gefährden zu wollen."

„Du schickst mich also in die Verbannung?"

„In der wirst du nicht leben, aber ich!"

„Du hast es ja selbst so gewollt!"

„Das Schicksal hat's gewollt! Schreib mir, so oft du willst ... ich lasse dich nie auf Antwort warten ... Sieh, mein lieber, guter Junge," sie zwang ihn, stehenzubleiben, und sie sah ihm tief in die Augen, „wenn ich so könnte, wie ich wollte: ich würde jetzt deinen Kopf nehmen und würde dich küssen und würde mit dir gehen, wohin du willst, für immer! für immer! ... Gedulde dich: übers Jahr ist auch deine Kammer voll Sonne!"

„Uebers Jahr! Uebers Jahr! Was mag alles in einem Jahre geschehen!"

Er ging in Trauer und seltsam bebender Angst von ihr und ließ sie zurück in wohltuender Ruhe. Sie hatte ihm mit schwerem Herzen gesagt, was sie sagen mußte ... sie waren jung, sie liebten sich, sie strebten mit allen Sinnen zueinander ... sie hatte nur ihre Pflicht getan ... sie mußte es ihm sagen ... sie hatte keine Wahl.

„Was mag alles in einem Jahre geschehen!" Ja, wer in die Zukunft blicken könnte! ...

Aber das Leben, das harte, grausame Leben peitschte sie allzubald aus ihrer Ruhe. Immer wieder brachte ihr der Briefträger Zustellungen, die sie unterschreiben mußte, und immer wieder fror sie's beim Anblick der großen, gelben Kuverts mit

der Adresse „An die verwitwete Frau Charlotte von Hagedorn". Und immer wieder mußte sie auf dem kalten Flur des Gerichtsgebäudes warten und die bohrenden Blicke der Frauen und die frechen Blicke der Männer ertragen und mußte immer wieder in einem düsteren Saale erklären, daß sie nicht wisse, wo dieses oder jenes Wertobjekt geblieben sei. Nein, sie konnte keine Ruhe finden; sie brauchte ja nur die Zeitungen zu öffnen, die ihr Anselm regelmäßig schickte, und ihre Augen fielen auf ihren Namen: auf die Bekanntmachungen des Konkursverwalters mit all den Prüfungsterminen in Sachen Christian Hagedorn und Söhne, auf die Ankündigung der Auktion, in der „an den Meistbietenden gegen Barzahlung" verkauft werden sollten: „vollständige Empire- und Rokokoeinrichtungen, Boulekommoden, Marqueterien, Mosaiken, venezianische Glaskronen, französische Gobelins, Marmorstatuen, gotische Kirchenstühle, achtzehn große Smyrnateppiche, Oelgemälde von Claude Lorrain, Meissonier und Rosa Bonheur, Goldgeschirre, drei Viktorias, drei Landauer, Gigs, Tandems und Jagdwagen usw. usw."

Und Lottens Gedanken durchflogen noch einmal — zum letzten Male — alle diese mit sinnloser Pracht vollgepfropften Säle, in denen sie sich stets vorgekommen war wie eine Reisende, die vom Kastellan durch ein Schloß geführt wird...

Die Mutter und Marie sprachen oft vor. Hermann Giesebrecht kam täglich; er brachte ihr Wein, Früchte und Schokolade und für Carlemännchen das schwer entbehrte Spielzeug. Aber was mehr wert war: er brachte ihr neuen Lebensmut. Wenn sie ihm klagte, wie sie das Gericht unablässig peinige, tröstete er sie, daß das wohl nun ein für allemal ein Ende habe. Er verschwieg ihr aber, daß es ihm und namentlich Christiani in stundenlangen Unterredungen endlich gelungen war, den Untersuchungsrichter von ihrer vollständigen Schuldlosigkeit und Unkenntnis der ganzen Angelegenheit zu überzeugen.

„Weißt du nicht, wie ich Geld verdienen kann?" fragte ihn Lotte.

„Ich stehe zu deiner Verfügung."

„Ach nein! ich komme schon aus mit dem, was mir Mama gibt. Aber ich habe Schulden, die mir auf der Seele brennen: Fräulein Riese ... die Crüsemann ... die Pine."

„Die Angelegenheit der Riese ist durch meine Schwester schon geordnet worden, der Crüsemann habe ich den Verlust ersetzt ... es war nicht so viel ... ich konnt's schon verschmerzen ..."

„Ich danke dir tausendmal; aber die Pine! sie hat fünfhundert Taler, ihre ganzen Ersparnisse, verloren ... die muß ich ihr, koste es, was es wolle, wiedergeben ... Sag mir nur, Onkel Hermann, wie verdiene ich Geld?"

„Tja! Welchen Beruf möchtest Du denn ergreifen?"

„Jeden!"

„Ich werde mal mit David Danieli sprechen."

„Nein! nein! das nicht! Er würde mich ja doch nur scheinbar beschäftigen und mich tatsächlich nur unterstützen ... Und daß das nicht möglich ist, wirst du ja einsehen."

Die warme Novembersonne lachte durch die niedrigen Fenster. Giesebrecht saß auf dem schwarzen Ledersofa, Lotte stand am Mitteltisch, den Herr Kunst- und Handelsgärtner Straube zum Aerger seiner Gemahlin täglich mit frischen Blumen schmückte. Im Nebenzimmer rumorte Carlemännchen und interessierte sich in einem unbewachten Augenblick lebhaft für den inneren Organismus des Schaukelpferdes, das Hermann Giesebrecht, der Vormund, seinem Mündel zu seinem zweiten Jubiläumstage verehrt hatte.

Nach einer kurzen Pause sagte Lotte plötzlich lebhaft:

„Ich habe, als du mich aus dem Friedhof führtest, nicht darauf geachtet: wie weit ist denn das Waisenhaus dieser Frau Arendt, die mich damals so gütig grüßte, im Bau? ... Es

muß ja, wie ich aus dem Streit des Vaters mit Danieli entnahm, dem Kirchhof ungefähr gegenüberliegen?"

„Ganz recht! ... nicht an der Straße ... in einem großen schönen Garten liegt's ... Hitzig arbeitet mit Dampf ... Wie ich höre, soll es am fünfzehnten März, dem Geburtstage der verstorbenen Tochter, eröffnet werden."

„Ich werde noch heute zu Frau Arendt gehen und sie fragen, ob sie mir nicht irgendeine Stellung dort geben kann."

„Möchtest du nicht lieber erst Exzellenz Schlüter, ihren Vertrauten, fragen?"

„Schlüter ist nicht hier. Er hat mir aus Rom einen sehr gütigen und freundschaftlichen Brief geschrieben. Er bleibt noch einige Wochen fort. Ich will nichts versäumen. Wo wohnt Frau Arendt?"

„Schellingstraße 16. Soll ich dich begleiten?"

„Ich danke dir. Ich werde allein zu ihr gehen. Wer so gütig aussieht wie sie, wird mich schon verstehen und wird's mir leicht machen."

Am Spätnachmittag desselben Tages stieg Lotte Hagedorn die dunkle Wendeltreppe hinauf bis zur zweiten Etage. Das Mädchen, das ihr öffnete, fragte sie:

„Wem darf ich melden?"

„Ich habe keine Karte bei mir. Sagen Sie bitte ‚Frau Hagedorn'."

Minna ließ sie in einem Zimmer warten, von dessen dunkler Tapete sich das lebensgroße, wohl aus früheren Jahren stammende Porträt der Frau Arendt in wundervoller Aehnlichkeit abhob. Und an der Wand hing eine altmodische Mahagoni-Etagere mit in Goldschnitt gebundenen Büchern. Die Vorhänge waren herabgelassen. In dem Raume herrschte eine tiefe feierliche Stille; es roch so wie nach längst verwelkten

Blumen, und Lotte hatte die Empfindung, als ob seit Jahren kein Mensch mehr die Schwelle überschritten hätte ... Wer ihr das wohl vor sechs Wochen gesagt hätte, daß sie heute in einer fremden Wohnung stehen würde, um einer fremden Frau ihre Bitte vorzutragen! ...

„Darf ich bitten?" klang aus der langsam geöffneten Tür eine leise, zarte Stimme. Frau Arendt führte die Wartende in den Eckſalon, dem ein paar silberne, hohe Moderateurlampen gedämpftes Licht spendeten. Frau Arendt setzte sich am Kamin in einem rotsammetnen Sessel, Lotte nahm ihr gegenüber Platz, der dritte Lehnstuhl war verhängt. Auf dem Tisch lag Schefers Laienbrevier ... Und auch hier hatte Lotte das Gefühl, als ob seit langer, langer Zeit nie mehr ein lautes Wort in diesem Raum gesprochen worden war, gleichsam, als ob man jemand nicht in seinem tiefen Schlummer stören wollte ...

„Sie haben viel Leid erlitten, Frau Hagedorn!" begann die Greisin, die ihre wundervollen, tiefblauen Augen auf Lotten richtete, „viel Leid! ... es gibt in jedes Menschen Leben eine Stunde tiefster Verzweiflung ... auch Sie werden wieder Frieden finden ... Sie sind ja noch so jung!" Und dann nach einer Pause: „Womit, Frau Hagedorn, kann ich Ihnen dienen?"

Ueber die Befangenheit, in der Lotte ihr Gesuch vortrug, half ihr Frau Arendt liebenswürdig und mit feinem weiblichen Takt hinweg.

„Es werden in der ‚Marie und Cornelie Arendt-Stiftung' ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses vorläufig hundert Waisenkinder aufgenommen. Mein Freund Schlüter — oder richtiger — unser gemeinsamer Freund hat mir mit seinem Rat zur Seite gestanden. Sie wünschen eine Stellung in dem Hause zu haben. Die Hauptleitung wird in den Händen des Fräuleins Antonie Brüninger liegen. Ich erfülle damit eine Pflicht nie erlöschender Dankbarkeit. Aber in dem vielköpfigen Personal, das der große Apparat verlangt, denke ich

mir, daß es auch für Sie eine passende Stellung geben wird. Ich denke mir so ungefähr, daß Sie neben Fräulein Brüninger stehen, und daß Sie sich mit ihr, die wirklich ein ganz ungewöhnlich prachtvoller Mensch ist, gut verständigen werden ... daran zweifle ich nicht."

Frau Arendt rückte den Schirm zurecht, da das Lampenlicht sie zu blenden schien, und fuhr dann fort:

„Ueber die Bedingungen würden wir uns wohl einigen ... Das Gehalt würde Sie aller Sorgen entheben."

„Ich danke Ihnen tausendmal, Frau Arendt!"

„Nun habe ich aber noch eine sehr ernste Frage an Sie zu richten. Es ist ja eine herrliche Aufgabe, aus diesen Kindern Menschen zu formen, die den Kampf mit dem Leben aufnehmen können, all diese junge Saat zur Reife zu bringen. Aber es ist auch ein ernstes, entsagungs- und verantwortungsvolles Amt, das Geduld und Liebe fordert ... Fühlen Sie sich dem auch gewachsen? werden Sie sich dort auch heimisch fühlen? ... eine Frau wie Sie, vor der das Leben im hellsten Glanze lag ... die nur die Sonnenseite kannte ... werden Sie auch ...?"

„Ich habe mit der Vergangenheit nichts mehr zu tun, ich traue mir Willenskraft genug zu, daß sie mich nie mehr beschäftigt und belästigt."

„Nehmen Sie also hiermit mein Wort, Frau Hagedorn, daß Sie am fünfzehnten März 1871 in das Stiftungshaus eintreten können."

„Darf ich mir eine Frage erlauben, warum Sie erst so spät auf mich zählen? ... Mein Onkel Giesebrecht glaubte gehört zu haben, daß das Haus schon in zwei Monaten eröffnet würde?"

„Ihr Gewährsmann ist falsch berichtet worden. In zwei Monaten sind wir ja erst mit dem Rohbau fertig."

„Oh! das ist schade," sagte Lotte leise, und ihre Stimme zitterte ein wenig. „Ich hatte auf eine Anstellung schon mit

Beginn des nächsten Jahres gerechnet. Ich will ganz offen mit Ihnen sprechen, Frau Arendt ... ich hatte gehofft, sechs bis acht Monate mich bei Ihnen nützlich machen zu können ... für länger habe ich wahrscheinlich kein Verfügungsrecht mehr über mich!"

Lotte stand auf ... sie war sehr bleich geworden ... ihre Hoffnung, sich bis zu ihrer Verheiratung mit Anselm auf eigene Füße zu stellen und der Pine ihre Spargroschen ersetzen zu können, war zunichte.

Frau Arendt sah Lotte an; sie fühlte, wie schwer diese schöne, junge Frau litt, und sie wollte sie nicht so hoffnungsarm gehen lassen.

„Frau Hagedorn! ich will Ihnen einen anderen Vorschlag machen. Meine Augen werden immer schwächer. Ich kann nur noch wenig lesen. Mein Schlüter hat doch viel zu tun, um mir so oft wie ... früher diesen Liebesdienst zu erweisen. Und Fräulein Brüninger, die dann seine Stelle vertrat, ist jetzt zu sehr mit ihrer Aussteuer beschäftigt. Sie wird den zukünftigen Arzt meines Waisenhauses heiraten und bald Frau Doktor Schlössing sein. Schlüter hat mir viel Liebes und Schönes von Ihnen erzählt ... das genügt mir. Wollen Sie vielleicht dreimal wöchentlich von fünf bis sieben zu mir kommen und mir vorlesen ... vielleicht könnten wir auch bei schönem Wetter vormittags spazieren gehen? ... Ueberlassen Sie mir nur die Bedingungen ... Sie werden zufrieden sein."

„Frau Arendt, ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll! Ich weiß auch nicht, wie ich mir so schnell Ihr Vertrauen erringen konnte ..."

Frau Arendt sah Lotten wieder lange an. Und dann sagte sie leise, ganz leise, und ihre Stimme klang wie aus weiter, weiter Ferne:

„Sie ... Sie ... Sie haben im Gesicht, in der Gestalt, in der Haltung, selbst in Ihrer Stimme viel ... sehr viel

Aehnlichkeit mit meiner ... verstorbenen Tochter Cornelie. Sie werden ihr auch in allem, was gut und schön und rein in ihr war, ähneln. Geben Sie mir die Hand, Frau Hagedorn ... ich glaube, ich werde Sie liebgewinnen!"

Lotte beugte sich über die ihr dargebotenee Hand und küßte sie. In banger Angst war sie die dunkle Wendeltreppe hinaufgestiegen; in tiefer Freude schritt sie die Stufen herunter. Sie fühlte wieder Boden unter den Füßen; sie fühlte, daß sie während des Jahres, bis sie Anselms Frau werden könnte, niemand zur Last zu fallen brauchte, sie nahm das Bewußtsein mit, daß es ihr nach und nach möglich sein würde, das Alter ihrer treuen Dienerin vor Not zu schützen, und es war ihr vergönnt gewesen, in ein schönes, gütiges Frauenherz zu blicken, in ein Herz, das in seiner durchsichtigen Klarheit einem stillen Gebirgssee glich, aus dessen tiefem Grunde strahlendes Gold glänzt und leuchtet.

Lotte Hagedorn hatte es glücklich getroffen mit Frau Arendt und ebenso Frau Arendt mit Lotte Hagedorn. Trotz des Altersunterschiedes verstanden sie sich, die beinahe Siebzigjährige, die nichts mehr vom Leben erwartete, nichts mehr erhoffte, die auf alles Glück verzichtete, und die Jugendliche, die trotz der Wärme, die über sie dahingebraust waren, dennoch in eine wenn auch noch ferne, aber sonnige Zukunft blickte, die leidenschaftlich vom Leben verlangte, daß es wieder gut machen möge, was es an ihr gesündigt hatte. Lotte hatte auf einem weiten, einsamen Spazierwege Frau Arendt ihr schwerbeladenes Herz ausgeschüttet; sie hatte ihr erzählt, wie sie nur gezwungen in diese unselige Ehe getreten war, und daß sie den anderen, den sie von je geliebt, in einem Jahre heiraten wollte. Frau Arendt war ihr mit herzlicher Teilnahme gefolgt und hatte dann langsam in schmerzvoller Rück-

erinnerung den Schleier gelüftet, der vor aller Welt über ihres Kindes Ende gebreitet war. So hatte sie das Verständnis des Leides, das sie erfahren, genähert, und sie gewannen sich lieb. Ja, Lotte Hagedorn hatte es glücklich getroffen...

Und endlich, nach einem vierwöchigen Frühlingswetter, dessen sich „die ältesten Leute im Dezember nicht entsinnen konnten", war der Winter in Alt-Berlin eingekehrt, so der richtige Winter, wie man ihn um die Weihnachtszeit doch wahrhaftig verlangen kann: mit weiß gepuderten Dächern und Balkonen, Bäumen und Kirchen, Monumenten und Brücken, mit Schneetreiben, Eisbahn auf der Rousseau-Insel, Schlittenfahrt mit Schellengeläute durch den Tiergarten, dessen Geäst einem riesigen Brüsseler Spitzentuch glich, mit Tannenbäumen, Knarren, Mähschäfchen und schmalzigen Pfannkuchen, fallenden Droschkenpferden, beladenen Postwagen, mit eisblumengeätzten Schaufenstern und all den eilenden, Freude erwartenden und Freude spendenden Menschen. Das Schloß hatte keine Kosten gescheut und sich in einen riesigen, weiten Hermelinmantel gehüllt, der Alte Fritz hatte sich eine Pudelmütze über die Ohren gezogen, und die Viktoria auf dem Brandenburgerr Tor trug eine selbst für Siegesgöttinnen ungewöhnlich lange Allongeperücke.

Hermann Giesebrecht saß auf dem Tritt am Fenster seines gut gewärmten Eckzimmers und sah hinunter auf das geschäftige fröhlige Treiben, auf die Budenstadt, in der gar nicht hübsche, schreiende Weiber neben glühenden Kohlenbecken saßen und ihre Herrlichkeiten feilboten, und in der brüllende Männer die Arme wie ein paar Windmühlenflügel zusammenschlugen, um sich gegen die ein bißchen deutliche Kälte zu schützen. Und sah auf den grünen Tannenwald, in den die Kauflust schon starke Lücken gerissen hatte. Auch er hatte heute, am Weihnachtstage, eine Tanne gekauft und sie mit Lichtern, Zuckerwerk, Schnee vorspiegelnder Watte, vergoldeten Aepfeln und Nüssen geschmückt.

Und der illustre Gast, für den all diese Zauberpracht bestimmt, war ein junger Mann, der für vier Uhr sein Erscheinen in Begleitung zweier Damen zugesagt hatte: das Carlemännchen. Lotte hatte sich lange dagegen gewehrt, den heiligen Abend bei Giesebrecht zu verbringen, und auch ihm war's nicht ganz geheuer, ob nicht in dieser schönsten Stunde des Jahres allzu frische Wunden aufbrechen und ob nicht Erinnerungen sie überwältigen würden. Bis sie dann endlich nachgegeben hatte. Anselm Danieli hatte auch zugesagt. Frau Crüsemann mit den falschen Dativen hatte nach heftigen Meinungsverschiedenheiten mit der Fischhändlerin einen Goliathkarpfen erstanden, und sie hatte sich schon seit einigen Stunden in die Küche zurückgezogen, um das Riesenvieh, da es unbegreiflicherweise beim „Kolonialfritzen um der Ecke rum" weder Nektar noch Ambrosia gab, wenigstens mit einer polnischen Sauce, mit Speispfefferkuchen, Rosinen und Mandeln gar lieblich und schmackhaft zu würzen. Da Giesebrecht aus Erfahrung wußte, daß in solchen Situationen nicht gut Kirschen essen war mit Madame Crüsemann, bummelte er hinüber zu Stehely, wo er denn auch richtig in der Ofenecke des überhitzten dunklen Hinterzimmers seinen alten Freund David Danieli traf und mit ihm die ewige Schachpartie remis spielte. Endlich mahnte er zum Aufbruch, da er in einer halben Stunde seine Gäste erwarte. Als er aus der schwelenden Hitze in die kalte Winterluft trat, überfiel ihn ein jäher Schwindel, der sich dann aber bald wieder verlor. Langsam schritten die Freunde dem Eckhause in der Taubenstraße zu.

„Ich wollte dich schon immer fragen . . .," begann Giesebrecht.

„Sprich jetzt nicht," mahnte Danieli.

„Ach was! ‚nach mir die Sintflut!' sagte die Crelinger da drüben immer als Pompadour; ich wollte dich schon immer nach meinem lieben Schwager fragen! Ich komme ja oft zu

meiner Schwester, aber immer nur zu Stunden, wo ich ihn nicht zu Hause weiß."

„Der ist ja nie zu Haus."

„Wo steckt er denn?"

„Bei Josty und bei Kranzler; er nimmt noch immer in kohlschwarzer Livree Beileidsbezeigungen entgegen."

„Sehr einträgliches Geschäft! Im Ernst: was macht er denn eigentlich?"

„Dummheiten!"

„Er hat in seinem ganzen Leben nichts anderes getan."

„Gebrannte Kinder pflegen ja das Feuer zu scheuen. Er macht, wie immer, auch hierin eine Ausnahme. Ja, ja, Hermann, mein Rabe: die Katze läßt das Mausen nicht."

„Wie soll ich das verstehen?"

„Hat sich noch nicht genug die Pfoten verbrannt. Spekuliert wieder."

„Ach herrjeh! ... Wieder bei den Gaunern da Ecke Burg- und Königstraße?"

„On revient toujours ..."

„Dieser Kapitalesel!"

„Ja, weiß es Gott, das ist er! Will mit'm Kopf durch die Wand. Aber die Wand ist immer härter als sein Schädel. Und so wird er — ich wette tausend gegen eins — sein Geld verjuxen und wird mal deine gute Minna in bitterer Sorge zurücklassen."

„Soll ich ihn warnen? eindringlich warnen?"

„Eher kannst du deinem Carlemännchen die Gefahr des Börsenspiels begreiflich machen als seinem Großvater."

Giesebrecht blieb stehen, um ein bißchen Atem zu schöpfen, dann sah er seinen alten Freund listig lächelnd an:

„Na, David! und deine alttestamentarische Rache, die du ihm geschworen hast? Wie steht's denn mit der?"

„Die wird ein anderer für mich nehmen!"

„He?"

„Das Schicksal!"

Sie schlenderten weiter über den Gendarmenmarkt mitten durch die Tannen, die harzigen Duft ausströmten.

„Du hast das Haus in der Bendlerstraße zurückgekauft? Läßt du es denn fertig bauen?"

„Natürlich! Für Anselm und Lotten ... Sonst hätt' ich's wahrhaftig nicht getan."

„Warum nicht?"

„Weil, mein guter Hermann, ich befürchte, daß wir schweren oder wenigstens sehr unsicheren Zeiten entgegengehen!"

„Nanu?"

„Weil ich mich — ich glaube, ich sagte dir's schon damals im Sommer auf der Bank im Tiergarten — weil ich mich von dem Gedanken nicht losreißen kann, daß sich da an der Seine bald ein Gewitter zusammenzieht, daß sich am Ende über dem Rhein entladen könnte."

„Du bist und bleibst 'ne alte Unke!"

„Tja! das ist nun Ansichtssache ... Wer weiß, wie's übers Jahr in der Welt aussieht?"

Sie waren vor Giesebrechts Eckhaus angelangt.

„Mein guter David! Das wirst du einsehen, daß wir das hier an der Taubenstraße unmöglich abwarten können. Ueberdies habe ich kalte Pedale. Kommst du mit hinauf? Karpfen und dann Hase?"

„Karpfen ginge ... Hase geht nicht ... Lassen wir's aufs nächstemal ... vielleicht gibt's da ein stubenreineres Essen bei dir!"

„Addio, Alterchen, vergnügte Feiertage!"

„Adjes, Hermann! ... und rauche nicht so viel!" ...

Mit dem Glockenschlage vier Uhr traf die Karawane aus Bellevue bei Giesebrecht ein. Zunächst war die Hauptperson des Festes sehr ungnädig, weil es den jungen Mann ganz schau-

derhaft an seinen ein bißchen abstehenden Gehörorganen fror. Aber über dieses Ungemach siegte seine im Grunde doch fröhliche Natur. Nach strategischem, vom Wirt entworfenen Plan wurde Herr Christian Hagedorn (der auf seinen jungen Adel sehr geringen Wert zu legen schien) von Pine in der Küche aufgehalten, bis ihn der große Augenblick des Aufbaus ins Eckzimmer rief. Und plötzlich war der ganze Raum erfüllt von Lichterglanz und Kinderjubel, von Wachsgeruch und Blumenduft. Carlemännchen rasselte heftig mit dem Säbel und entlockte der Trompete unfreundliche Töne, wie er denn überhaupt für möglichst geräuschvolle Beschäftigungen, die ihn bei seinen Nachbarn sehr beliebt machten, eine immer wachsende geniale Begabung offenbarte. Für alle seine Gäste hatte Hermann Giesebrecht gesorgt, und aus den Kleinigkeiten, die er Anselm und Lotten gab, sprach das feine und zarte Empfinden des Mannes ... Und die beiden reiferen Jahrgänge, die Damen Pine Neumann und Auguste Crüsemann, standen ratlos vor all der Pracht, die ihnen Knecht Ruprecht in allerhand Handschuhen, Schürzen, Kleidern (an intimere Bekleidungsstücke hatte sich der edle Spender nicht gewagt) und mit Kuchen und Aepfeln beladenen Schüsseln auf den Weihnachtstisch gezaubert hatte. Lotte hielt sich tapfer. Und als die Glocken von der Französischen und der Neuen Kirche das „Friede auf Erden" anstimmten und fernere antworteten, als sie zu ernster Einkehr und froher Zuversicht riefen, als ein feierliches und gewaltiges Rauschen und Brausen zum sternenklaren Winterhimmel emporstieg ... in diesem Augenblick empfand Lotte ein lange schmerzlich Entbehrtes: das Gefühl der Ruhe, des Friedens, und unwillkürlich reichte sie beiden Männern die Hand, dem, den sie liebte, und dem, den sie lieb hatte ... Und die Glocken läuteten ...

Und endlich wurde Carlemännchen, natürlich unter lebhaftem Protest seinerseits und unter der Vorspiegelung, daß seiner zu

Hause noch viel größere Freuden warten, in einer alten Rosenbergschen Droschke verstaut, für deren klapprigen Schimmel sich Herr Christian Hagedorn sofort lebhaft interessierte. Pine erzählte ihm zur Bereicherung seiner hippologischen Kenntnisse eine lange Geschichte, daß das Roß vom vielen Schnee so weiß geworden wäre, und nach der beruhigenden Versicherung, daß er zum nächsten Weihnachten auch ein so großes Hottehüh bekäme, auf dem er galoppieren könnte, schlief der zukünftige Herrenreiter mit der Trompete in der rechten und mit einem rosa Pfefferkuchenherz in der linken Hand ein. Lotte bestellte Pinen für halb zehn Uhr nach dem Großen Stern; sie würde mit der letzten Pferdebahn kommen, und Pine sollte sie dann nach Hause bringen.

Frau Crüsemann wurde für den Karpfen von Giesebrecht in den erblichen Adelsstand erhoben und für den Hasenbraten mit dem Orden Pour le mérite ausgezeichnet. Lotte erzählte bei Tisch viel von Frau Arendt, zu der sie ihr Glücksstern geführt habe, von ihrer Herzensgüte, ihrer Vorurteilslosigkeit, ihrem Wissensdurst; sie müsse ihr jetzt das neueste Buch von Renan „Saint Paul et sa mission" vorlesen. Dann schilderte sie die Reize des winterlichen Tiergartens und ihre neu erwachende Liebe zur Natur, und Giesebrecht lauschte mit innigstem Wohlbehagen diesen Worten, die ihm die Hoffnung gaben, daß sie sich doch dem Leben zuwende und Vergangenes vergessen würde.

Hermann Giesebrecht stand auf und blickte hinunter auf den großen, glitzernden Platz. Von hüben und drüben grüßten die Weihnachtsbäume an den erhellten Fenstern.

Lotte und Anselm waren am Tisch sitzengeblieben. Die Kerzen am Baum waren herabgebrannt; ein Zweig knisterte, glühte ein wenig auf und verlosch. Nur die alte Messinglampe warf ihr spärliches Licht über den altväterischen Raum.

„Und, Anselm, was tust du?" fragte Lotte.

„Ich denke an dich!"

„Arbeitest du nicht?"

„Nein!"

„Warum nicht?"

„Ich kann nicht!"

„Weshalb nicht?"

„Weil alle meine Gedanken bei dir sind ... nur bei dir!"

Es trat eine lange Pause ein. Vom Hofe herauf klang hell und unschuldig das „Stille Nacht, heilige Nacht!" der kleinen Kurrendekinder.

„Mein lieber Junge!" sagte Lotte endlich, und Giesebrecht, der noch am Fenster stand, drehte sich absichtlich nicht um, „ich will nicht, daß deine Liebe zu mir dich hindert, weiter zu kommen; ich will, daß sie dich fördert, und ich hoffe, daß sie dich mutig und stark und schaffensfreudig macht!"

„Lotte! ich vergehe ja in Sehnsucht nach dir! Gestatte mir doch, daß ich zu dir komme, damit ich dich sehen kann! Dann werde ich auch innerlich wieder ruhiger sein, sammlungsfähiger und erfindungsreicher und werde wieder arbeiten können ...

Ich bitte dich: gestatte es mir doch!"

„Nein! Du kennst meine Gründe!"

„Lotte!" flehte er noch einmal.

„Nein!"

Sie stand auf.

„Bist du mir böse? ... danke mir lieber: ich habe dich g e w e c k t!"

Brannte die Lampe plötzlich so trübe? oder huschte ein Schatten durch das Zimmer? ... Giesebrecht wußte es nicht zu deuten ... aber sein müdes Herz klopfte rascher.

„Es ist spät geworden," sagte Lotte, „ich muß nach Hause."

Giesebrecht und Anselm begleiteten Lotten bis zur nächsten Omnibus-Haltestelle.

„Laß dich recht, recht bald bei mir sehen, Onkel Hermann ... und Dank für den schönen Abend ... Gute Nacht, lieber Anselm!"

Und das schwerfällige Gefährt, das Lotten bis zum Brandenburger Tor bringen sollte, verschwand hinter dem Schauspielhause.

„Ich begleite dich noch," sagte Hermann Giesebrecht zu Danieli, „mir tut das viele Sitzen in der heißen Zimmerluft nicht gut."

Sie gingen langsam und schweigend durch die Markgrafenstraße und bogen dann in die Jägerstraße ein. Drüben lag das Unglückshaus; sämtliche Jalousien in beiden Etagen waren geschlossen und über den Büros leuchtete noch im Laternenschein „Christian Hagedorn und Söhne Bankgeschäft".

„Donnerwetter!" sagte endlich Giesebrecht, „sie ist ein forsches Frauenzimmer: was sie anfaßt, hat Hand und Fuß ... sie kann, was sie will ... ja, die läßt sich nicht vom Leben unterkriegen .... geht mir nichts, dir nichts zu Frau Arendt ... macht sich unabhängig von ihrem Vater ...," und da Anselm schwieg, sagte Giesebrecht: „Bist du verstimmt? ... Sieh mal, Jungchen, sie hatte recht ... vollständig recht ... du weißt ja, wie gut sie es mit dir meint! ... Du liebst sie ... wer könnte dir's verdenken! ... und du wirst wieder geliebt und dafür müßtest du dem lieben Gott auf den Knien danken ... aber du mußt sie dir auch verdienen! ... Du hast trotz deiner Jugend schon viel erlebt und erduldet ... Du hast sie jahrelang als die Frau des anderen gesehen ... es tut weh — ich kann's dir nachfühlen — verzichten zu müssen. Aber so tiefe Schmerzen hätten dich stählen sollen ... Weil Lotte so hohe Ansprüche an sich selber stellt, stellt sie sie auch an den, den sie liebt ... an dich! ... sie will einen Mann, zu dem sie hinaufschauen, auf den sie stolz sein kann ... sie will nicht, daß du neben ihr stehst ... Du sollst über ihr stehen ... Arbeite!

Anselm, arbeite!... Du hast so viel Talent, laß es nicht verkümmern!"

Er blieb einen Augenblick stehen, weil ihn wohl die scharfe Winterluft bedrängte.

„Ich kenne ein Gedicht... wenn ich nicht irre, ist's von Geibel... das ist wie für dich geschrieben:

„Kannst du ringend doch gestalten,
Was der Geist dir reichlich gibt,
Kannst im Lied die Liebe halten,
Selig ist, wer schafft und liebt."

Du willst doch nicht immer nur der Sohn deines wohlhabenden Vaters sein?... Du willst doch selbst jemand sein? He?"

„Ach, lieber Onkel Hermann..."

„Na, was zwickt und zwackt dich denn?"

„Ich fürchte... ich kann's dir nicht erklären... Du wirst mich auch nicht verstehen... ich habe Furcht, daß sie mir wieder entschwindet, daß sie übers Jahr ebensowenig mir gehören wird wie heute!"

„Ja, Schockschwerenot, wie begründest du das? Lotte hat jetzt das Recht, über sich selbst zu bestimmen... Zum zweiten Male kann dir mein Schwager nicht in die Quere kommen... Oder bist du am Ende so von Gott verlassen, sie könnte sich von dir wenden?..."

„Das nicht! das gewiß nicht! Aber ich habe das Gefühl, daß urplötzlich Verhältnisse eintreten könnten, die uns auseinanderreißen, ungeahnte, unberechenbare Dinge..."

Ja, Kreuzmillionen! hörte er da nicht seinen alten David krächzen, der immer vom herannahenden Kriege faselte?...

„Lieber Onkel Giesebrecht! wer schon einmal das Glück so nahe vor sich sah, wie ich's gesehen habe... der blickt mit mißtrauischen Blicken in die Zukunft, der lebt in der immerwährenden Angst, daß es ihn zum zweiten Male betrügen könnte!"

„Weißt du, was das ist, was du da sagst? Nimm mir's nicht übel, mein Junge! Das ist, um mich mal in unserer weniger schönen als verständlichen Heimatssprache auszudrücken ... das ist Quatsch! Mit ‚Ahnungen' und ‚urplötzlichen Verhältnissen' und Fatalismus bleibe mir gefälligst vom Leibe! ... Und das sagt ein Mensch, vor dem die ganze Welt im Sonnenschein liegt, ein Mensch, der diesen unermeßlichen Schatz, der eine Lotte Hagedorn in spätestens einem Jahr sein eigen nennen wird!"

Giesebrecht blieb stehen; er packte Anselm an der Brusttasche des Mantels und sagte in tiefer Erregung:

„Anselm Danieli! weißt du denn, wie reich du bist? Wäre ich an deiner Stelle ... Monat um Monat und Tag um Tag und Stunde um Stunde würde ich, anstatt mich ‚zu fürchten', diesem Glück entgegenjubeln, bis ich es endlich an mich reißen könnte, um es nie mehr zu verlieren, nie mehr!"

Der Schloßplatz lag vor ihnen in blendender Weiße; von der Kuppel des Schlosses, das in tiefem Frieden schlummerte, schlug es Elf. In die Breite- und die Brüderstraße fuhren ein paar Schlitten mit leisem Geklingel durch den knirschenden Schnee. Der Himmel glich einer silberbestickten Decke. Der Große Kurfürst ritt, ungebeugt unter der Last seines Schneepanzers, stolz durch die helle, strahlende Weihenacht ... Und „Friede auf Erden!" ...

Vor dem Hause Königstraße Nummer elf blieben sie stehen.

„Anselm!" sagte Hermann Giesebrecht, „ich werde nicht mehr lange leben ..."

„Aber um Gottes willen, Onkel Hermann ..."

„Still! still! sag's niemandem; ich weiß es ... ich fühl's ... Gib mir die Hand, Anselm; versprich mir, daß du von jetzt an alles Träumerische, was in dir steckt, bekämpfen wirst in ernster Arbeit, und daß du sie mehr lieben wirst als dich selbst!"

Anselm Danieli reichte ihm die Hand und drückte sie in tiefer Dankbarkeit:

„Ja, Onkel Hermann! sie und du ... Ihr habt mich heute g e w e c k t! ... Von morgen an werde ich wieder a r b e i t e n!"

„Gute Nacht, mein Junge!"

„Gute Nacht!"

Langsam und in krause Gedanken ganz versponnen, ging Hermann Giesebrecht heimwärts. Und ein wehmütiges und verzichtendes Lächeln flog einmal über sein Gesicht ...

Sie hat Anselm Danieli verboten, zu ihr zu kommen? ... sie fürchtet für ihren Ruf ... mit Recht! ... sie hat nichts weiter zu verlieren ... aber fürchtet sie nicht noch mehr für sich selbst? ... hat sie dieses Verbot nicht aufgerichtet als Schutzwehr gegen sich? ... fürchtet sie nicht, daß doch einmal die Flammen über ihr und ihm zusammenschlagen könnten? ... Ja, ja! ... ein Frauenherz ist und bleibt doch immer ein unergründliches Rätsel ... Und erst in später Nacht nahm der Traumgott den müden Hermann Giesebrecht an die Hand und führte ihn in sein schönes, trügerisches, gar so wunderliches Reich ...

Die letzten Tage des Jahres 1869, in denen die Menschen ungewiß zwischen Feier- und Werktagsstimmung schwanken, schwanden dahin und mit ihnen die Tannen, die schon ein bißchen zu nadeln anfingen, und die Pyramiden, die gottserbärmlich im eisigen Winde zitterten. In den Neujahrskartenbuden wurden die innigen, sinnigen, minnigen Wünsche für 1870 verkauft. Am Silvesterabend wurde sehr viel Haarweh verbürgender Punsch getrunken, die Küchendragoner prophezeiten sich aus dem gegossenen Blei die himmelblaueste Zukunft, und mit dem Schlage Zwölf Uhr, als die Glocken von allen Türmen läuteten, rissen die Menschen die Fenster auf und schrien aus Leibeskräften hinaus in die kalte, sternenhelle Nacht: „Prosit Neujahr!" Und

jeder von ihnen wünschte dem anderen Gutes, sich aber merkwürdigerweise das Beste, und keiner von ihnen wußte, was ihm das Jahr 1870 mit seiner Freud, seinem Leid, seinen Geheimnissen und Dunkelheiten, seinen Rätseln und Wirrungen bringen würde, dieses neue Jahr, das vor ihnen lag wie ein verschlossenes Buch, dessen Siegel sie nicht lösen, in dessen Blättern sie nicht lesen konnten.

Als Hermann Giesebrecht, der den Abend draußen in Bellevue bei Lotte Hagedorn verbracht hatte, nach Hause ging, tönte von irgendwoher aus einer Weißbierkneipe das auf einem Piano mißhandelte „Friede auf Erden" zu ihm hinüber. Und als er durch das Gewinkel der Straßen von Alt-Berlin ging, dachte auch er sich, was wohl das neue Jahr denen, die er lieb hatte, an Glück und Schmerz aufgespart haben möge? ... Lotten und Anselm? ... seiner Schwester? ... seinem David? ... sich selbst? Und ob es ihm wohl noch einmal vergönnt sei, die Glocken zu hören, die die nächste Jahreswende künden würden? ...

Und am ersten Januar 1870 nach dem „großen Wecken", das von der Kuppel des alten Königsschlosses erscholl, waren die Vertreter der Großmächte in ihren hohen Galakutschen mit den silberstrotzenden Lakaien und Vorreitern zur Neujahrscour gefahren, und der französische Geschäftsträger, der Botschafter Graf Vincent Benedetti, hatte sich, wie alle seine Kollegen, vor dem ehrwürdigen König verneigt und die herzlichsten Glückwünsche seines Souveräns an den Stufen des Thrones niedergelegt ... Und „Friede auf Erden!" ...

Zwischen Schneegestöber und Sonnenschein, zwischen Frost- und Tauwetter flossen die Januartage dahin mit ihren immer wiederkehrenden Winterfreuden, den Subskriptions-, Architekten- und Juristenbällen, mit den musikalischen Soireen im Königlichen Palais, dem Ordensfest im Weißen Saal, der Italienischen Oper bei Kroll, den Maskeraden im Viktoriatheater, der Weihnachtskrippe in der Akademie, dem Gropiusschen Dio-

rama, den Konzerten von Bülow und Taussig, von Ole Bull und Carlotta Patti, den Vorlesungen von Palleske und den Bellachinischen Zaubereien ... Der Himmel über Alt-Berlin hing voller Geigen ... alle Welt war sorglos und schlürfte das Leben in vollen Zügen ... nur einer, abhold all diesen Freuden und Genüssen, war unsichtbar und kroch nicht aus seinem Gehäuse; einer, der in die Zukunft blickte, der in seiner eisernen Faust die Schicksalsfäden der Welt hielt, der Wache hielt vor seines Vaterlandes Kraft und Ehre ...

Für Lotte Hagedorn hatte das Jahr nicht glücklich begonnen. Frau Arendt hatte auf Schlüters dringenden Rat Berlin auf unbestimmte Zeit verlassen müssen, um sich in Begleitung des Fräulein Toni Brüninger in Wiesbaden zu erholen. So fielen die Lotten schon so lieb gewordenen Stunden fort, die sie mit der immer gütigen, verständnisvollen Frau verplaudern durfte, und deren Abwesenheit riß eine empfindliche Lücke in ihr einsames und leeres Leben. Die tiefe um sie herrschende Stille wurde nur unterbrochen von den ihr immer herzlich willkommenen Besuchen Giesebrechts. Der stand ihr treu zur Seite und half ihr mit den sinnigsten Aufmerksamkeiten und mit immer (wenigstens scheinbar) guter Laune über grämliche und nachdenkliche Stunden. Wenn Carlemännchen jubelnd in den schmalen Hausflur rannte, dann wußte sie schon, was sie zu erwarten habe. Dann kluckerte und trillerte die alte schrille Glocke ganz anders, als wenn ein Kunde in den kleinen Blumenladen wollte. Und Hermann Giesebrecht glich dann, wenn er in die Türe trat, ganz dem Knecht Ruprecht: beschneit und mit Paketen beladen. Dann durchströmte Lotten immer wieder das beruhigende Gefühl, daß da ein Mensch wäre, ein uneigennütziger, selbstloser, echter Freund, auf den sie sich verlassen könnte, vielleicht mehr als auf sich selbst ... Und auch Carlemännchens ungeteilte Sympathie hatte er sich gewonnen: dieser merkwürdige Onkel, der immer neues Spielzeug heranschleppte. Und

das war doch sehr notwendig, denn von dem Weihnachtssäbel existierte nur noch ein Bruch- und von der Trompete nur noch das Mundstück.

Und ebenso tiefe Freude bereitete Lotten der tägliche Blumengruß, den ihr Anselm sandte. Immer mit einem lieben treuen Wort und immer mit dem innigen Dank, daß sie ihm den richtigen Weg, den Weg der Arbeit, gewiesen habe. Und daß er die so bittere Trennung, die sie verlangt, in Geduld und Hoffnung ertrüge, daß das Requiem wüchse und wohl auch blühen möge, und daß sich seine Kunst und seine Liebe in geschwisterlicher Harmonie verbunden hätten. Lotte hatte ihm immer geantwortet, daß sie in dem Bewußtsein, ihn strebend zu wissen, glücklich sei, und daß der Aufstieg zum Gipfel wohl schwer, aber daß die Aussicht von der Höhe alle Mühe vergessen lassen werde. Und Hermann Giesebrecht fühlte mit stolzer Freude, daß der junge Mensch, der Felix Mendelssohn so ähnelte, nicht mehr von „Ahnungen" und „urplötzlichen Verhältnissen" geplagt würde, sondern, mit hellem Blick dem Leben zugewendet, dem heiß ersehnten Ziele zustrebe. Und dann murmelte er vor sich hin: „Selig ist, der schafft und liebt!" Aber mit der Trennung, die sie verlangt hatte, und die sie ebenso schwer trug wie er selbst — denn sie strebte zu ihm mit der vollen Kraft ihrer Jugend, und sie liebte ihn mit allen Sinnen — mit dieser Trennung hatte sie noch mehr erreicht. Hatte erreicht, daß sich eines, was so nahe an ihrem Wege lauerte, nicht an sie herangewagt hatte: die Verleumdung!

Lotte Hagedorn war es zur lieben Gewohnheit geworden, Anselms Blumengrüße aufzubewahren, und dann kam sie auf die wohl noch aus ihrer himmelblauen Mädchenzeit stammende Idee, sie zu trocknen. Herr Kunst- und Handelsgärtner Gotthold Straube, ihr heimlicher Verehrer, hatte sie in der fachgemäßen Behandlung unterrichtet, und eines Tages verehrte sie Giesebrecht einen selbstgefertigten Lampenschirm, ein reizendes

Ding, das zwischen durchsichtigem Oelpapier den ganzen Farbenzauber der Blumen festhielt. Giesebrecht war entzückt. Auf ihrem Lieblingsspaziergange am Ufer der Spree sagte Lotte:

„Onkel Hermann! ich muß mir etwas verdienen. Ich habe für die Pine erst fünfzig Taler zurücklegen können. Frau Arendt ist auf lange Zeit fort; ich kann auf ihr Honorar nicht rechnen. Glaubst du nicht, daß ich für solche Lampenschirme Abnehmer finde?"

„Wollen sehen, was sich machen läßt."

„Noch ist ja alles winterlich, aber ich denke mir, wenn wieder der Frühling kommt und die Felder blühen, dann möchte ich mit der Pine Blumen pflücken, so viel als möglich, und möchte Lampenschirme anfertigen, die mir vielleicht ein großes Geschäft abkaufen würde."

Unter ihren Schritten knisterte der gefrorene Boden, ein paar frierende Sperlinge flogen auf, und die blutrote Sonnenscheibe ging langsam im grauen Nebel unter.

„Ich kenne in Neuyork", sagte Giesebrecht lächelnd, „den Inhaber des elegantesten Luxuspapiergeschäftes. Dem schicke ich deinen mir soeben verehrten Schirm, und ich bin fest überzeugt, daß er sofort eine große und lohnende Bestellung machen wird."

„Wenn ich dich nicht hätte! Du schaffst immer Rat, du hilfst mir immer, du räumst mir alles aus dem Wege! ... Ich weiß nicht, wie ich's dir jemals danken soll," und sie sah ihm gütig in die Augen.

„Keine Ursache, Kind! keine Ursache ... ich möchte eine hohe Wette darauf eingehen, daß du bald alle Hände voll zu tun haben wirst."

Sie gingen langsam weiter; sie hatte ihren Arm in seinen gelegt, und jedes hing seinen Gedanken nach. Dann blieb er stehen und rang einen kurzen Augenblick mit dem Atem.

„Lotte! ich möchte dich mal etwas fragen: wann willst du Anselms Frau werden?"

„Ende des Jahres ... warum fragst du?"

„Je nun! 's ist lang für ihn!"

„Und ... für mich!"

„Kürze die Frist!"

„Warum?"

„Ich ... ich ... ich möchte dich noch glücklich sehen."

Das Wort war ihm wider Willen entschlüpft. Er verfärbte sich und tat ein paar schwere Atemzüge. Sie starrte ihn entsetzt an. Aber dann war der Anfall schnell vorüber. Er war wieder heiter und guter Dinge.

„Ich bringe dich nach Hause ... sträube dich nicht!"

„Da müßte ich doch der größte Esel sein, wenn ich mich gegen eine solche Begleitung wehren wollte." Und er lachte herzlich auf.

Vor Giesebrechts Wohnhaus trafen sie David Danieli.

„Ja, das glaube ich!" scherzte er, „läßt sich der alte Schwerenöter von einer so schönen, jungen Frau nach Hause führen ... Ich wollte übrigens gerade zu dir. Du hast dich ein paar Tage nicht mehr bei Stehely sehen lassen. Na, ich komme noch ein bißchen mit hinauf."

Lotte, die ihren Onkel nun in so gutem Schutze wußte, verabschiedete sich. Sie ging nach der Behrenstraße zum Geheimrat Schlüter und bat ihn, doch wenn irgend möglich noch heute Giesebrecht, scheinbar ganz zufällig, zu besuchen.

Giesebrecht nahm seinen Lieblingsplatz am Fenster ein, Danieli ging seiner Gewohnheit gemäß mit den Händen auf dem Rücken im Zimmer umher. Die alte Messinglampe spendete ihr treues Licht.

„Wie geht's denn Anselm?"

„Er arbeitet. Vom Morgen bis in die späte Nacht."

„Er läßt sich gar nicht mehr bei mir sehen. Na, und wie geht's dir?"

„Schlecht!"
„Warum denn, Alter?"
„Ich habe Angst!"
„Wovor?"
„Vor der nächsten Zukunft!"
„Ach," lachte Giesebrecht, „hinc illae lacrimae!"
„Holländisch oder Russisch verstehe ich nicht... Ja, spotte nur!... mein Lieber!" und der Klang seiner Stimme wurde immer rauher und immer ernster, „die Wolken am politischen Himmel ballen sich immer mehr zusammen. Wer seine Ohren hat, hört es schon jenseits des Rheins donnern."
„Bist und bleibst ein unverbesserlicher Schwarzseher... Jetzt begreife ich auch manches, begreife ich Anselm mit seinen ‚Ahnungen' und ‚urplötzlichen Verhältnissen' und seinem ganz sinnlosen Fatalismus. Das mit dem Kriege, der nur in deinem Kopf naht... das hast du ihm jedenfalls so lange vorerzählt, bis er's geglaubt hat. Ja, so etwas färbt ab! Na, davon hab' ich ihn ja glücklich losgeeist."
„Nur in meinem Kopf? Ja, Mensch, liest du denn nicht die Zeitungen? Daß der spanische Staatsrat Salazar in außerordentlicher Sendung mit einem Brief von Prim bei Bismarck war? Daß Bismarck gestern, am dritten März, mit großer Wärme dafür eingetreten ist, daß der Prinz von Hohenzollern die spanische Krone annimmt?... Weißt du nicht, daß Frankreich dann entschlossen ist, uns einen Knüppel zwischen die Füße zu werfen?"
„Der langen Rede kurzer Sinn?"
„Krieg! Krieg bis aufs Messer!"
„Ach du! mit deinem Sanguinismus!"
„Und du mit deinem Phlegma!"
„Wir wollen uns nicht streiten, David! Wollen's abwarten ...die Zeit wird entscheiden, wer von uns beiden recht hat!"
„Ich!"

Und David Danieli schlug in einer Erregung, die Giesebrecht an ihm nicht kannte, und die ihn stutzig machte, die Türe hinter sich zu.

So ganz aus der Luft gegriffen kann's doch nicht sein, was der alte David da orakelt ... Dazu denkt er zu klar und denkt zu weit ... Er will doch mal gleich die Zeitungen — namentlich die französischen — durchstöbern, um sich selbst ein Bild von der politischen Situation zu machen. Als er sich den Hut aufgesetzt hatte, um zu Stehely zu gehen, meldete Frau Crüsemann, daß der „Jeheimrat aus de Behrenstraße" da wäre. Jeden Zweifel an der Ankündigung der Oberkonfusionsrätin widerlegte der eintretende Arzt.

„Guten Abend, Herr Giesebrecht! Sie werden sich gewiß wundern ..."

„Allerdings, Exzellenz ..."

„... ich war hier ganz in der Nähe zu einer Konsultation, und da wollte ich gleich das Notwendige mit dem Angenehmen verbinden."

„Sehr liebenswürdig! Aber wollen Exzellenz nicht Platz nehmen? ..."

„Dazu habe ich keine Zeit ... Ich muß Ihnen Vorwürfe machen, daß Sie sich so lange nicht bei mir sehen ließen ... Na, wie steht's? wie fühlen Sie sich?"

„Tja!" lachte Giesebrecht und zeigte auf sein Herz, „das Ding da und ich befinden uns manchmal in recht lebhafter Meinungsverschiedenheit."

Die Untersuchung dauerte lange. Nicht eine Muskel in Schlüters Gesicht verriet das Ergebnis.

„Sie haben wohl sehr viel geraucht?"

„Immer! ... ganze Plantagen sind mir zum Opfer gefallen."

„Das müssen Sie unterlassen. Ich weiß, daß es schwer ist ... aber Sie müssen es tun ... Sie können dadurch Ihr

Leben sehr verlängern ... Das sind Sie sich schuldig und auch der unglücklichen Frau Lotte, die Sie liebt und verehrt und auf Sie rechnet. Also von heute an keine Zigarre mehr!"

„W i e meinen Exzellenz?" und Giesebrecht machte Augen von der ungefähren Größe eines Suppentellers.

„Herr Giesebrecht! Die Zigarre war Ihre Geliebte ... wenden Sie ihr von heute an treulos den Rücken ... denn sie ist Ihr größter Feind!"

Hermann Giesebrecht war ganz ratlos.

„Tja, Exzellenz, mit wem soll ich mich denn da in meiner Einsamkeit unterhalten?"

„Mit der Erinnerung, Herr Giesebrecht, und mit dem Ausblick in eine schöne und lange Zukunft."

Er sah den berühmten Arzt an, an dessen Worte er glaubte wie ans Evangelium. Dann sagte er mit beinahe schelmischem Lächeln:

„Heimlich, ganz heimtückisch soll ich meiner Geliebten den Rücken kehren? Das tut doch kein leidlich anständiger Mensch! ... Darf ich nicht wenigstens heute abend von ihr Abschied nehmen?"

„Wenn Sie mir Ihr Wort geben, daß es die letzte ist ..."

„Mein Wort, Exzellenz!"

„Guten Abend, lieber Herr Giesebrecht!"

„Guten Abend, Exzellenz! und tausend Dank für Ihren Besuch!"

Schlüter stieg langsam die Treppe hinunter und wußte, daß er einen verlorenen Mann verlassen habe, einen Mann, dessen tiefe Herzensgüte und vornehme Gesinnung er immer geschätzt hatte.

Hermann Giesebrecht ahnte nicht, daß unten in Schlüters altem Doktorwagen Lotte Hagedorn angstvoll gewartet hatte und nun in unsäglicher Trauer das Todesurteil hörte, das der

Arzt — wenn auch in schonungsvollsten Worten — über den treuesten Freund fällte.

Hermann Giesebrecht ahnte nichts davon. Er klingelte Frau Crüsemann: sie möge doch eine Flasche besten Rheinweins von unten aus der Rähmelschen Weinstube heraufholen. Dann ging er an seinen Zigarrenschrank, der noch gefüllt war mit all den herrlichen Sorten, die er sich mal in der Havanna ausgesucht hatte. Er wählte lange, welcher er die Ehre erweisen sollte, bis er sich endlich für eine große Cabanas entschied. Mit großer Feierlichkeit steckte er sie an, tat mit innigem Behagen ein paar Züge und blickte in den aufflatternden, bläulichen Rauch. Er war sich bewußt, welchen Einschnitt in sein einsames Leben das Versprechen bedeute, das er dem Arzt gegeben hatte, und das zu halten er fest entschlossen war. Das Oel in der alten Messinglampe tropfte sacht und eintönig, er blickte in die zur Decke emporwirbelnden Rauchwolken, wie sie sich kräuselten, trennten und sich in zarten, durchsichtigen Schleiern wieder vereinigten. Der einsame Zecher träumte vor sich hin, und sein Leben zog an ihm vorüber. Sein Leben mit seinem Auf und Ab, mit Sorg und Leid, mit den Torheiten und Freuden der heiteren Jugendzeit, mit dem Ernst und Kampf ums Dasein, mit seinen gaukelnden Verheißungen und seinem treulosen Wortbruch; er hörte allerhand Stimmen aus längst verklungenen Tagen und sah Gesichter, die ihm zulächelten. Und er dachte an Menschen, die einst seinen Lebensweg gekreuzt, mit denen er eine Strecke marschiert, und die er dann im Dickicht verloren hatte ... Und dachte an die schöne Frau, die er liebte, ganz heimlich liebte, und deren reines, tiefes, nach langen Wirrungen wohlverdientes Glück er noch erleben möchte. Und dann starrte er ins Licht. Die alte Lampe schwelte. Er tat noch einen Zug, den allerletzten ... das Feuer glimmte nur noch schwach und erlosch und übrig blieb nur ein Häuflein Asche ... Und Hermann Giesebrecht starrte lange, lange in die tiefe Dunkelheit ...

Langsam glitt der März in den April hinüber. Die Abende wurden länger, die Luft lichter, das Untergebüsch im Tiergarten trieb frisches Grün; Veilchen, Primeln und Schneeglocken lugten hervor, in den Zweigen begann's sich zu regen und zu tirilieren, und über Felder und Wiesen wob sich ein zarter, grüner Schleier. Der Frühling kam mit seinen süßen Verheißungen und beglückenden Hoffnungen, mit seiner leuchtenden Schönheit, mit seinem geheimnisvollen Zauber, der die Menschen befreit und ihnen die Erdenschwere leichter tragen hilft. Auch Lotte atmete freier. Ihre schwerste Sorge milderte sich. In ihres Freundes Giesebrecht Befinden war eine entschiedene Besserung eingetreten, die auch Schlüter feststellte. Giesebrecht kam täglich zu ihr, und die weiten Spaziergänge, die er mit ihr in der frischen, erquickenden Luft unternahm, taten ihm sichtlich wohl. Und eines Tages überraschte er sie mit der Nachricht, daß das Neuyorker Haus ihm einen ganz entzückten Brief geschrieben habe: die „Künstlerin" möge so viel Lampenschirme hinüberschicken, als ihr nur irgend möglich wäre: Dutzende, Hunderte, der für drüben ganz neue Artikel würde reißenden Absatz finden. Lotte griff freudig sofort mit beiden Händen zu; der bewilligte, geradezu glänzende Preis überhob sie bis zum Ende des Jahres, das ihrem Leben die heiß ersehnte Wendung endlich bringen sollte, aller materiellen Sorgen. Sie besprach den Plan mit Giesebrecht, und der riet ihr, da sie diese großen Bestellungen doch unmöglich allein ausführen könne, sich ein paar junge Mädchen anzulernen, die er ihr auch dann schnell besorgte. Herr Straube, der für seine immer freundliche und anspruchslose Mieterin durchs Feuer ging, lieferte aus seinen aufgespeicherten Vorräten lange Tische zum Sortieren, Ausbreiten und Kleben der Blumen und Gräser, die ihr mit täglich wachsender Freigebigkeit die nahen Felder und Wiesen lieferten. Und auch Carlemännchen stellte seinen Mann bei diesen Exkursionen, an denen er sich allerdings mehr geräuschvoll als nutzbringend beteiligte ...

Aber auch sonst lächelte ihr nur Freundliches und Friedliches. Frau Arendt war zurückgekehrt, und wenn Lotte Hagedorn auch den ihr so lieben Verkehr einschränken mußte, um ihre neuen Pflichten zu erfüllen ... sie fand doch immer Zeit, die gütige Freundin zu besuchen, ihr ihr Herz auszuschütten und ihren Rat zu erbitten.

Und Anselms tägliche Blumengrüße beglückten sie. Aus seinen begleitenden Worten klang ihr so viel tiefe Liebe, so innige Treue und ein so ernstes Versenken in die blüten- und früchtetragende Arbeit entgegen! und sie entschädigte ihn dafür mit ihren Antworten königlich ... Sie selbst hob die über ihn seit Monaten verhängte Quarantäne auf und erlaubte ihm, sie ab und zu auf ihren Blumenausflügen zu begleiten, von denen sie jedesmal erfrischt und stolz in ihr kleines Heim zurückkehrte. Stolz auf sich selbst, daß sie ihm den Weg gewiesen hatte, stolz auf ihn, daß er diesen Weg unverdrossen vorwärts schritt. Die Arbeit mit ihrem erwachenden Ehrgeiz und wachsenden Selbstvertrauen hatte ihn verwandelt: alles, was brach in ihm lag, hatte sie zur Reife gedeihen lassen, alles, was träumerisch in ihm schlummerte, hatte sie zur Tatkraft wachgeküßt. Aus dem Jüngling, der sie nur liebte und anbetete, war ein Mann geworden, dem sie sich anvertrauen konnte, und mit dem sie durch das Leben wie durch eine sonnenüberflutete blumenüberschüttete Wiese schreiten wollte ...

Nur ein einziger Schatten fiel über das helle Licht, das ihre trübe Vergangenheit durchdrang: ihr Elternhaus! Sie sah ihre Mutter schwer leiden. Ja wahrhaftig! leicht machte der Herr Kommissionsrat ihr das Leben nicht. Seine Launen wurden immer unleidlicher, die unbedingte Unterjochung unter seinen Willen, die er verlangte, immer unerträglicher. Die Familienessen an den Sonntagen hätten längst aufgehört, der „Stall" in der Wilhelmstraße war verwaist; die verliebte Porzellangruppe unter dem Glassturz langweilte sich schändlich, und der

Apotheke im Kachelofen, die wegen mangelnder Beteiligung des Publikums Konkurs anmelden mußte, entströmte nicht mehr der liebliche Kognakduft, denn das kleine bucklige Fräulein Riese war entlassen. Frau Minna saß wohl noch wie früher an ihrem Fenster. Aber weder der Mohr des Prinzen Karl noch die Galakutschen der Botschafter, ja: nicht einmal der bildschöne Graf Perponcher in seiner Kürassieruniform interessierten sie. Sie saß und grübelte und härmte sich und konnte doch nichts ändern. Das Schicksal hatte grausam auf ihren Liebling gehämmert, ihr Bruder Hermann, der ihr unermüdlich die bangen Sorgen fortplaudern wollte, war ein kranker Mann, und ihr Lebensgefährte verbitterte ihr jede Stunde. Der schimpfte nach wie vor bei Kranzler, räsonierte bei Josty, klatschte bei Spargnapani und bevorzugte d'Heureuse, wo er mit holden Mägdelein Unterredungen hatte, in deren Folge er sich dann auf mehrere Stunden in irgendeiner Nebengasse der Außenwelt entzog. Mit innerer Ruhe konnte sie nur an Christianis denken, deren Ehe sich glücklicher gestaltet hatte.

„Gott, Muttchen," hatte Marie mit ihrer leisen, immer umflorten Stimme erst gestern gesagt, „seitdem die Geschichte damals mit Hagedorn passierte, sehe ich meinen Mann mit ganz anderen Augen an. Ich hab's noch nicht leicht, denn er ist streng. Aber ich kann mich auf ihn verlassen ... ich denke doch: es wird noch alles gut werden." Und ihre Augen, die heimlich wohl viel geweint hatten, leuchteten in der beseligenden Hoffnung auf ein wenn auch spätes, aber sicheres Glück. „Der Prozeß gegen die Schwieglers beginnt übermorgen. Ich will dir's anvertrauen: mein Mann hat alles getan, was nur in seiner Macht stand, daß Lotte nicht hineingezogen wird in diese schreckliche Sache. Ihr Name wird nicht genannt werden. Ist das nicht gut von ihm? Ist's nicht edel?"

Ja! in den Frieden, den Lotte Hagedorn sich so mühsam erkauft hatte, und für den sie so dankbar war, warf der nun

Anfang Mai beginnende Prozeß gegen die Schwieglers einen grellen, schmerzenden Schein, und wenn auch auf Christianis Fürsprache in den Verhandlungsberichten, die das Publikum von Alt-Berlin mit Gier verschlang, ihr Name nicht genannt wurde: in diesen qualvollen vierzehn Tagen wurde sie noch einmal gepeischt durch all die Erinnerungen an die scheinbar glänzendste und innerlich bettelarmste Zeit ihres Lebens. Da tauchten wieder all die Namen, Gestalten und Erlebnisse auf, da sah sie all diese haßerfüllten Augen, da hörte sie all die zornbebenden, wutentflammten und verzweifelten Stimmen der Hunderte Zeugen, die vor dem Richtertisch insgesamt gegen den Mann ihre furchtbaren Anklagen schleuderten, dessen Namen sie heute noch trug. Sie hatte sich während dieser traurigen Wochen abgeschlossen gegen alle, die ihr nahestanden, die in immer erneuten Versuchen ihr über dieses Martyrium hinweghelfen wollten, ihre Mutter und Schwester, Giesebrecht und die Danielis, Frau Arendt und Schlüter hatten immer wieder bei ihr angeklopft, und immer wieder hatte sie ihnen nicht geöffnet. Sie schämte sich, schämte sich selbst vor ihren Wirten, seitdem sie eines Abends, als sie durch den schmalen Hausflur ging, gehört hatte, wie im Laden Frau Straube ihrem Manne den Verhandlungsbericht vorlas. Sie saß in ihrem Hinterzimmer, gebeugt über die Lampenschirme, die sich unter der Mithilfe der jungen Helferinnen schon auf den Gestellen auftapelten. Dann noch die letzten Zuckungen: die flammende Anklage, die hitzige Verteidigung, das vernichtende Urteil, bis sich endlich der Vorhang senkte über diese Tragödie, in der sie niemals die kleinste Rolle gespielt, und von der sie sich mit Grauen und Entsetzen abwandte ...

Hermann Giesebrecht, der sich körperlich wohlfühlte, war schon seit Wochen der gefürchtetste Zeitungstiger bei Stehely geworden. Sein alter David hatte ihm doch mit seinen Prophezeiungen einen Floh ins Ohr gesetzt. Die Lektüre der Pariser

Blätter überzeugte ihn täglich mehr, daß die ihm zuerst so unglaubhaft erscheinenden Weissagungen Danielis sehr berechtigt waren, und auch er fühlte jetzt, daß das Gewitter sich an der Seine zusammenballte, und daß es sich in einem furchtbaren Völkerringen zwischen denen da drüben und Deutschland entladen müßte. Auch Danieli stellte sich täglich ein. Aber die Freunde spielten nicht mehr Schach. Die große Schachpartie, die wohl binnen kurzem in der Weltgeschichte gespielt werden würde, nahm ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch und hielt sie, wie die ganze Stadt, in immer wachsender atemloser Spannung. Während in dem Stehelyschen Vorderzimmer unter den Bildern der preußischen Könige in heftigster Erregung politisiert, Schlachten geschlagen und der französische Thron gestürzt wurde, saßen Giesebrecht und Danieli in dem düsteren, nach dem Hofe gelegenen Lesezimmer, in dem nur das Rascheln eines Zeitungsblattes und das Singen der offenen Gasflammen die heimliche Stille unterbrach. Und wenn sie sich die Köpfe heiß gelesen hatten, dann tauschten sie auf ihrem Abendbummel rings um den Gendarmenmarkt ihre Meinungen aus: daß das Gespenst des Krieges immer näher rücke und seinen Riesenschatten über die Erde würfe. Die Berufung des Herzogs Agenor von Gramont zum Leiter der auswärtigen Angelegenheiten hatten alle politischen Kreise Berlins als einen Faustschlag empfunden; denn dieser Mann, den Bismarck 1866 „den größten Dummkopf von Europa" genannt hatte, war der erbittertste Gegner Preußens, war Bismarcks Todfeind!

Glühende Junitage wichen kühlen Nächten, die den erfrischenden Morgen weckten. Lotte Hagedorn kam jetzt oft in die Stadt, um sich nach Giesebrechts immer gleich gutem Befinden zu erkundigen und die Lampenschirme abzuliefern, die eine immer graziösere Kunstfertigkeit aufwiesen. Der Vermittler zahlte ihr im Namen seiner amerikanischen Auftraggeber die hübschen runden Summen aus, und Lotte, von allen materiellen Sorgen

befreit und völlig unabhängig von ihrem Vater, war glücklich, der alten Pine ihre Schuld allmählich abtragen zu können.

„Na, Kind!" sagte er, „wir haben jetzt Ende Juni ... in einem halben Jahre spätestens wirst du Lotte Danieli heißen ... ich muß mich wahrhaftig beizeiten um ein Hochzeitsgeschenk umsehen ... also! was willst du von mir haben?"

„Dein Bild, Onkel Hermann!" antwortete sie. Ihre Stimme zitterte seltsam, und sie schlug die Augen nieder.

„Ach du lieber Himmel! ... dieser Geschmack und diese Bescheidenheit! ... Ich habe noch so'n Daguerreotyp von mir: mit nackten Beinen, mit Botanisiertrommel und Schmetterlingsnetz ... Willst du das? Es ist zwar nicht mehr ganz ähnlich, aber wunderhübsch! ... Lieber gehe ich doch wahrhaftig unter die Linden zu Sürssen und lasse mir drei Backzähne ausreißen, als daß ich mich photographieren lasse ... nein, nein! daraus wird nichts!"

Sie aber bat ihn so herzlich, daß er ihr endlich die Erfüllung dieses „verrückten" Wunsches zusagte.

Und dann — es war am sechsten Juli — erlebte Lotte eine Stunde, strahlend und wundervoll, eine Stunde, die sie für vieles entschädigte, was ihr das Leben an Glück und Freude vorenthalten hatte. Anselm hatte ihr tags zuvor seinen Besuch für morgen vormittag angekündigt: er habe ihr sehr Wichtiges mitzuteilen. In unbezwingbarer Ungeduld harrte sie auf seine Ankunft. Sie war ihm entgegengegangen. Auf ihrem Lieblingswege an dem Ufer der Spree trafen sie sich. Erwartungsvoll sah sie ihm in die seltsam leuchtenden Augen.

„Lotte!" sagte er, „ich habe gestern meine Arbeit vollendet. Ich fühl's, daß sie mir gelungen ist. Das danke ich dir, Lotte, nur dir! ... Denn du hast mich geweckt!"

Sie ergriff seine beiden Hände.

„Ach, lieber Junge! mein lieber Junge!"

Sie war nicht fähig, mehr zu sagen. Aber aus diesen wenigen Worten brach alles hervor, was sie für ihn empfand: Achtung und Stolz und Liebe. Und dann schritten sie stumm und glücklich durch die sich von allen Seiten herandrängenden Blumen nebeneinander dahin ...

Immer bleierner und schwerer lastete die Hitze auf Alt-Berlin; nur mühsam drang die Sonne durch den dicken Dunst, der über dem Häusermeer lag. Unter den Linden wogten von morgens bis in die tiefe Nacht ungeheure Menschenmassen, die aus allen Gegendenden, aus dem vornehmen Westen, aus der geschäftigen City, aus den Fabriken vor dem Oranienburger Tor, aus den Arbeitervierteln der äußersten Peripherie dem Herzen der Stadt, den Linden, zuströmten. Ungeduld und Neugierde, Ruhelosigkeit und Erwartung duldeten niemand zu Hause. Ganz Berlin schien auf der Straße zu sein. Ein jeder fühlte, daß das Gewitter nahte, ein jeder sah in der Ferne das Zucken der Blitze, ein jeder hörte das Grollen des Donners, ein jeder sehnte sich, daß der Sturm losbrechen und endlich die Luft reinigen möge. Und abends, als alle Bureaus und Läden geschlossen wurden, als die Arbeit in allen Werkstätten und Fabriksälen ruhte, als die Gerichte feierten, als die nahe Landbevölkerung in die Stadt strömte, wuchsen und wuchsen die Menschenwogen ins Riesenhafte, und alle diese Hunderttausende vereinte das eine Ziel, die eine Sehnsucht nach dem erlösenden und befreienden Wort.

Auch Hermann Giesebrecht ließ sich vom Strome mitreißen und treiben und hatte Lotten, die ihm wieder eine Sendung Lampenschirme brachte, mitgenommen, um auch sie an dem erhabenen Schauspiel flammender patriotischer Begeisterung teilnehmen zu lassen. Aus dem chaotischen Gewühl, dem Getöse

der scharrenden Füße, dem unermeßlichen Gewirr der Stimmen, den energischen Befehlen der Schutzmänner, aus den verzweifelten Hilferufen der Weiber und dem dröhnenden Gepolter der Droschken, Equipagen und Omnibusse stiegen die grellen aufreizenden Schreie der Zeitungsverkäufer auf. Die Sonne ging unter in einer Feuersbrunst, der ganze Horizont schien in Blut getaucht.

„Extrablatt! Extrablatt! Det Neueste! det Allerneueste! ... Bismarch in Berlin ... Extrablatt! Extrablatt!"

Giesebrecht gelang es, eins zu erwischen. Er wollte es Lotten vorlesen, aber er wurde im Nu von der ihn umbrandenden Woge auf eine Bank des Mittelwegs gehoben. Tausende Augen starrten zu ihm empor. Lotte war entsetzt. Sie sah ihm die ungeheure Erregung an, die sich seiner bemächtigt hatte, und sie fürchtete für sein Leben. Er war sehr bleich geworden. Das Blatt flog in seinen flatternden Händen, und dann rief er mit weithin schallender Stimme:

„König Wilhelm ließ dem französischen Botschafter Benedetti erklären, daß er ihn nicht empfangen würde."

Schrankenloser, überquellender Jubel, der die Luft erzittern ließ, unterbrach ihn. Ein leises Flüstern ging durch die Wipfel der alten Lindenbäume, die sich im leichten Abendwinde wiegten.

„Der Ministerpräsident Graf Bismarck ist heute hier eingetroffen."

Ein Schauder durchrieselte die Tausende, als sie den Namen des Mannes hörten, in dessen eiserner Faust das Geschick jedes einzelnen, die Zukunft der ganzen Welt lag.

„In Paris herrscht wildeste Kriegsstimmung."

Und plötzlich schmetterte eine helle, durchdringende Stimme das eine Wort, das jauchzende, frohlockende Wort, nach dem sie sich alle als die einzige Züchtigung für die dem Vaterlande zu-

gedachte Demütigung gesehnt hatten, und dieses Wort hieß: „Krieg!"

Es pflanzte sich fort; es wuchs und wuchs, und aufgepeitschten Meereswogen gleich tobte und brüllte, zischte und peitschte dieses eine Wort: „Krieg!" Es war, als ob die Erde bebte.

Der Sturm wurde zum Orkan, und aus dem ungestümen und rasenden, dem brausenden und zügellosen Tumult, aus dem Flammenmeer der Empörung und Begeisterung stieg zum blutgefärbten Nachthimmel das eine Wort „Krieg!" ... Sie alle, die im Ueberfluß Lebenden und die in harter Arbeit Keuchenden, die Satten und die Hungrigen, die Nachdenklichen und die Gedankenlosen, die Trägen und die Emsigen hatte das eine Wort verbrüdert und geeint: „Krieg!"

Endlich gelang es Hermann Giesebrecht, an den sich Lotte geklammert hatte, aus diesem unübersehbaren Gewühl den Ausweg und eine Rosenbergsche Droschke zu finden, die die Charlottenburger Chaussee gewann. Die Feuersbrunst am Horizont war verblaßt. Millionen Sterne funkelten durch das Blättergewirr des Tiergartens. Es wurde stiller und stiller, und aus weiter, immer weiterer Ferne, sich immer mehr verlierend, hallte durch die weiche Sommernacht zu ihnen herüber das eine Wort: „Krieg!"

In den nächsten Tagen fühlte sich Giesebrecht wie gelähmt; er war nicht imstande, sein Eckzimmer zu verlassen. Und wie gerne hätte er mit eigenen Augen die Rückkehr des Königs von Ems gesehen, diesen Triumphzug, den die Bevölkerung von Alt-Berlin ihm und seinen Paladinen bereitete, wie gerne hätte er die jauchzende Begeisterung gehört, die ohne Beispiel war in der Weltgeschichte.

Am Abend des 17. Juli saß Giesebrecht am geöffneten Fenster und blickte hinunter auf das Gewühl, auf alle diese

Menschenmassen, die, da die Friedrichstraße gesperrt war, über den Gendarmenmarkt den „Linden" zuströmten. Die Sonne stand schon hinter dem Schauspielhause, und im Zimmer begann es langsam zu dämmern. Es klopfte an der Tür. David Danieli trat ein. Nach flüchtigem Gruß ging er, seiner Gewohnheit gemäß, mit den Händen auf dem Rücken, durch die Stube.

„Die Mobilmachung ist erfolgt," sagte er mit rauher, heiserer Stimme.

„Das weiß ich!" erwiderte Giesebrecht.

„Das weißt du? ... Weißt du auch, was das bedeutet?"

„Was es bedeutet? ..." fragte Giesebrecht und sah den alten Freund erstaunt an, „den Krieg!"

„Weißt du auch, was es für m i c h bedeutet?" rief er in immer wachsender Erregung, die er nicht mehr bemeistern konnte, „du freilich stehst allein! Du hast keinen Sohn! ... meine Frau ist nicht mehr ... ich habe nur den Anselm ...," und er schluchzte laut auf.

„Aber David! bist du denn ganz von Sinnen? ... Wart's doch um Gottes willen ab, ob er mit muß! ob er die Order, sich zu stellen, bekommt?"

„Ob er sie bekommt? Er h a t sie schon ... willst du sie sehen? ... lies! ... lies!" und mit zitternden Händen reichte er Hermann Giesebrecht das verhängnisvolle Papier.

Von unten herauf tönte „Deutschland, Deutschland über alles".

„Und wenn er ... und ... und wenn er ... nicht wiederkommt ... was dann? ... was dann? ..."

Der alte Mann hatte es hinausgeschrien, verzweifelt und fassungslos; sein ganzer Körper bebte.

Giesebrecht war aufgesprungen und hatte ihm die Hände auf die Schultern gelegt.

„Was dann? ... für wen hätte ich gearbeitet? für wen mich geplagt? ... für wen hätte ich denn gelebt?"

Giesebrecht war's, als ob ein großer, kalter, schwarzer Schatten durch das Zimmer schwebte.

Und immer leiser und immer hoffnungsloser klang's noch einmal ihm entgegen: „Was dann?"

Und immer flammender, immer begeisterter klang es hinauf zu den beiden Männern: „Deutschland über alles in der Welt!"

‚Grundgütiger Gott,' dachte sich Giesebrecht in tiefstem Mitleid, ‚was bedeutet das Schicksal des einzelnen, der am Wege stirbt, was kümmert's die Welt, wenn hoffnungsvolle, frische, junge Saat dahingemäht wird! was kümmert's die?' ...

Als David Danieli ihn endlich verlassen hatte, stand Hermann Giesebrecht noch lange am Fenstnr und sann und sann: ‚Und Lotte? ... wenn sie den Mann verlöre, den sie liebt und dem sie nach all den Kämpfen angehören will? ... wenn ich dann selbst nicht mehr wäre und sie nicht mehr stützen könnte ... was dann? ... Soll ich zu ihr? ... Jetzt gleich? ... soll ich's ihr sagen? ... Oder wird sie gefaßter sein, wenn sie's durch Anselm erfährt, wenn er zu ihr geht, um Abschied von ihr zu nehmen? ... auf wie lange? ... auf immer?' ... Er sann und sann ... und immer wieder klang von seinen Lippen die bange Frage: „Was dann?" und immer wieder hallte von den Wänden des in tiefer Dunkelheit liegenden Zimmers dieses grausige und qualvolle: „Was dann?" ...

Aber niemand gab Antwort ...

Anselm Danieli hatte am nächsten Morgen noch lange in der Glasgalerie gestanden und hatte hinuntergeblickt in den Hof mit seinem geschäftigen Alltagsleben. Der große quietschende Kran hob wie immer die Garnballen in die Speicher, in der Ecke lagerten wie stets die Weinfässer, dort drüben

duftete es nach Obst und Gemüsen; die Hühner pickten wie sonst nach Körnern, die Tauben flatterten und gurrten, und aus den Werkstätten drang der eintönige Klang eines eisernen Hammers. Hier in diesem von Rosen umrankten Fenster hatte er das letztemal mit Lotten gestanden ... Wann wird er all das da unten wiedersehen? ... Sein Vater weckte ihn aus seinen Träumereien und begleitete ihn nach der Kaserne. Schweigsam gingen Vater und Sohn nebeneinander her, in Gedanken ganz versponnen. David Danieli sah nur Gefahr und Tod vor sich, Anselm nur Ruhm und Leben. Der Alte klammerte sich noch an die allerdings so schwache Hoffnung, daß man seinen Sohn nicht nehmen würde, der Junge sehnte sich danach, mit ins Feld zu kommen. Auch ihn hatte, wie die ganze Jugend, der Taumel der Begeisterung mit fortgerissen, auch er wollte für sein Vaterland kämpfen und siegen. Die schwere Stunde des Abschieds von Lotte steht ihm noch bevor. Aber auch sie wird vorübergehen. Und wenn auch das so lange, so heiß ersehnte Glück, endlich vereinigt zu sein, weit in nebelhafter, ungewisser Ferne verschwindet ... besonnen und mutig und tapfer wird sie's tragen, statt seiner wird sein glücklich vollendetes Werk zu ihr sprechen. An die Möglichkeit, sie nie mehr wiederzusehen, dachte er nicht. Nur mit dem Eisernen Kreuz auf der Brust, mit eichenumwundenem Bajonett wird er mit dem siegreichen Heere in Berlin einziehen ... Lotte wird von der Tribüne herab ihm den Lorbeer zuwerfen, und er wird ihr danken und wird seinen Helm mit der Trophäe schmücken ... ja, so dachte Anselm Danieli ...

Der Kasernenhof in der Charlottenstraße war von Stellungspflichtigen überfüllt. Im Haupteingang wartete David Danieli, und unter all den Hunderten, die gleich ihm auf das Schicksal eines Sohnes oder Bruders, Gatten oder Vaters harrten, bemerkte er auch Marie Christiani. Zitternd sagte sie ihm, daß auch ihr Richard sich habe stellen müssen, und dem

Ton ihrer leisen Stimme, dem Blick ihrer warmen Augen entnahm er, daß sie trotz allem und allem doch ihren Mann liebe und nun seiner und ihrer Zukunft in namenloser Angst entgegenbangte.

Anselm Danielis Schicksal war entschieden. Er war als tauglich befunden worden und sollte sich morgen Abend zehn Uhr zur Abfahrt bereit halten.

Vom wolkenlosen Himmel strahlte und leuchtete die Sonne über die Linden mit ihren in hochgespannter Freude erregten Menschenmassen. Ueber Nacht war die Kleinindustrie emporgeschossen mit ihren Kinderfahnen, Kokarden, Schleifen, vergoldeten Lorbeerblättern und Kornblumensträußen. Aus allen Schaufenstern grüßten die Büsten des Königs und des Kronprinzen, die Droschken und Omnibusse waren mit Flaggen geschmückt; Alt-Berlin feierte ein Volksfest, nicht als ob die Truppen dem fürchterlichen Kampf entgegengingen, sondern von herrlichen Siegen schon zurückkehrten. Und plötzlich ertönte aus Hunderttausenden Kehlen ein brausender, jauchzender, wilder, die Luft erzitternder Aufschrei: in seiner altmodischen, von zwei schwerfällige Rappen gezogenen Kutsche fuhr Bismarck die Linden entlang zum König. Anselm Danieli sah ihn zum ersten Male, sah in diese eisernen, machtvollen Züge, und er fühlte, daß diesem Manne das deutsche Volk folgen müsse, daß dieser Titan Deutschland zu herrlichem Sieg und herrlicher Blüte führen würde ...

Anselm fand Lotten nicht zu Hause; sie würde wohl aber bald wiederkommen, meinte Herr Straube. Er hoffte sie auf ihrem Lieblingsweg zu finden; aber so weit er auch blickte, konnte er trotz der hellen Sommerluft ihre Silhouette nicht entdecken. Er wollte schon wieder in die Stadt zurückkehren, als sie ihm mit einem großen Strauß frischer Feldblumen entgegenkam. Und Anselms Herz klopfte doch stürmisch. In diesem Augenblick wurde es ihm klar, daß es vielleicht doch ein

Abschied sei fürs Leben, daß er, wenn's das Schicksal will, am Ende doch nicht wiederkehren würde, daß er zum letzten Mal diese Schönheit und Anmut sehen, zum letzten Male den Wohllaut dieser Stimme hören, zum letzten Male ihr die Hände drücken, zum letzten Male vielleicht in diese Augen blicken würde. Sie bat ihn, was sie noch nie getan hatte, ihr doch in ihr kleines Heim zu folgen. Er trat in das niedrige, so bescheidene Zimmer, und er sah voll Stolz und Bewunderung, mit welchem Ernst sie arbeitete, und mit welchem Verzicht auf jede Freude sie sich aus eigner Kraft ihr Leben gezimmert hatte.

Er zögerte noch, ihr die Wahrheit zu sagen; er wußte nicht, die richtigen Worte zu finden. Sie stand vor ihm, sie war noch bleicher als sonst.

„Anselm! du brauchst mir's nicht zu sagen. Ich ahne es. Du willst von mir Abschied nehmen. Mein lieber Junge! wir wollen's uns nicht zu schwer machen. Tu deine Pflicht! und dann wollen wir uns unseres Glückes freuen ... Und dein Werk?"

„Mein Vater hat's verwahrt."

„Er soll es mir geben. Ich werde versuchen, ob es mir gelingt, es hier aufführen zu lassen. Du sollst auf dem Felde der Ehre und auf dem Gebiet der Kunst die gleichen Lorbeeren ernten."

Er beugte sich über ihre Hand. Zärtlich streichelte sie ihm das Haar und sagte leise:

„Leb' wohl, Anselm!"

„Leb' wohl, Lotte!"

Er war schon zur Tür gegangen und sah sich noch einmal nach ihr um. Sie verlor die Herrschaft über sich selbst, sie stürzte ihm in die Arme, und lange hielten sie sich wortlos umschlungen.

Vor dem Bahnhof eine unübersehbare Menge; die Halle überfüllt von Tausenden, die gekommen sind, um Abschied zu nehmen. Nebeneinander stehen die endlos langen Züge zur Abfahrt bereit; die Lokomotiven sind mit Girlanden geziert. Aus allen Fenstern sehen die jungen Helden mit blumengeschmückten Helmen. Hüben und drüben Musikkorps. Feierlich und begeisternd rauscht die „Wacht am Rhein" durch die Halle. Tausende singen's, Tausende beten, Tausende schluchzen. Lotte Hagedorn steht mit Hermann Giesebrecht und David Danieli in dem lebensgefährlichen Gedränge neben Marie mit ihren Kindern. Die Schwestern wollen Abschied nehmen vom Liebsten, was sie besitzen. Lottens Augen wandern ruhelos und in flatternder Angst die langen Wagenreihen entlang; in jedes Fenster späht sie, in jedes Gesicht blickt sie. Sie sucht und sucht den einen, den sie liebt. Sie findet ihn nicht... Und plötzlich hört sie über den Tumult ihren Namen rufen:

„Lotte! Lotte!"

Sie folgt dem Schall, sie sieht ihn und einen Augenblick lehnt sie sich an Giesebrecht, weil ihr der Boden unter den Füßen schwankt. Dann aber drängt sie sich durch all die Menschenmassen und reicht ihm die Hand und ruft ihm fröhlich zu:

„Mein geliebter Junge!... auf Wiedersehen!"

Er sieht mit leuchtenden Augen auf sie hinunter: „Lotte! behalte mich lieb!" Sie fühlt's, daß es die letzten Worte sind, die er zu ihr gesprochen hat... „behalte mich lieb!"

Die Musik schmettert „Heil Dir im Siegerkranz". Aus allen Wagen rauscht es „Deutschland über alles!". Tausende Hände winken den letzten Gruß. Aus einem Fenster sieht Richard Christiani auf die Seinen. „Abfahrt!", ein greller Pfiff... und langsam, ganz langsam gleiten die Wagen... Marie winkt ihrem Manne heiter und lächelnd den Abschied zu... sie weiß, daß sie ihn wiedersehen wird... Giesebrecht hebt ihre beiden Kinder hoch über alle Köpfe, damit der Vater

sie noch einmal, vielleicht zum letzten Male, sehen kann ... Der weiße Dampf der Lokomotive erfüllt die Halle ... die Wagen rollen hinaus mit der teuren Last ... hinaus in den Krieg ... durch Not und Kampf zum Sieg! ... Die Wagen rollen und rollen und verschwinden endlich in der Nacht ... Und Hermann Giesebrecht führt nach Hause eine gebrochene Frau ...

Aber, wenn auch die Trennungswunde noch so glühend schmerzte ... Lotte Hagedorn war sich bald wieder der Pflichten bewußt, die sie zu erfüllen hatte, der Pflicht, dem einsamen Mann in der Königstraße beizustehen, der Pflicht, dem Werke Anselms den Weg zu ebnen. Anstrengende Arbeit und sommerliche Glut konnten sie nicht abhalten, dem alten Manne Trost zuzusprechen, dessen sie selber so sehr bedurfte, und ihn in heiteren Gesprächen von dem abzulenken, was ihn einzig beschäftigte: dem Schicksal seines Jungen. Mit Hermann Giesebrecht holte sie den alten David aus seinem heißen, dunkeln Kontor zu großen Spaziergängen durch den Tiergarten ab, und sie nahmen den Rückweg stets durch die „Linden", um die letzten Kriegsdepeschen zu hören. Und immer begleitete sie der, um den sie sich bangten, an den sie jede Sekunde dachten, und von dessen Schicksal sie nichts wußten. Von Anselm war noch keine Nachricht eingetroffen. Der Siegeszug des deutschen Heeres hatte begonnen. Die Schlachten bei Weißenburg und Wörth, von Spichern, Colombey und Mars la Tour waren geschlagen. Anselm Danieli schwieg ... In jauchzender Begeisterung, in schrankenlosem Jubel, in herrlich leuchtenden Flammen loderte die Vaterlandsliebe auf; in fieberhafter Spannung, in immer wachsender Sorge, die sie voreinander zu verbergen suchten, sahen Lotte Hagedorn und die beiden Freunde jeden Tag nahen und sahen ihn in tiefer Verzweiflung und erstickender Hoffnungslosigkeit schwinden. Anselm Danieli schwieg ...

Drei Wochen waren vergangen, seitdem Lotte ihn auf dem Bahnhof am Waggonfenster gesehen hatte, seitdem er ihr den Abschiedsgruß zugewinkt, seitdem er ihr die Abschiedsbitte zurief „Behalte mich lieb!“... Drei Wochen! Eine lange und doch so kurze Zeit!... Drei Wochen hat sie gewartet, und aus den Wochen werden Monate werden, und die werden zu Jahren wachsen, zu endlos dahinschleichenden Jahren!... Sie wird ihn nie wiedersehen, nie mehr den Klang seiner Stimme hören... und dunkler wird's um sie werden... immer dunkler...

Und Hermann Giesebrecht hörte, wo immer er auch war, und wie immer auch er die schwarzen Gedanken verscheuchen wollte, immer dieselbe Frage, die ihm sein alter David damals am Abend bebend zugerufen hatte: „Was dann?... Was dann?“...

Ein herrlicher Sommertag war aufgeblüht; vom tiefblauen Himmel frohlockte die Sonne. Schmetterlinge gaukelten trunken durch die warme Luft, schillernde Käfer tummelten sich im saftigen Grase, Blumen und Bäume dufteten: auch die Natur beging heute ihre Siegesfeier. Von den Zelten klang schmetternde Musik herüber, und auf der Spree wiegten sich Kähne mit glücklichen, geputzten Menschen, die in musikalisch nicht ganz einwandfreien Wendungen dem lieben Vaterland die beruhigende Versicherung gaben, daß am Rhein gewacht werde.

Lotte Hagedorn saß in der Laube vor ihrem kleinen Hause; sie war in ihre Arbeit so vertieft, daß sie nicht die sich nähernden Schritte hörte. Ueber den Zaun, der den Vorgarten vom Wege trennte, rief eine Stimme:

„Frau Hagedorn!... Hier is en Brief für Sie!“ Sie blickte auf und trat an das Gitter. An dem hielt sie sich einen Augenblick fest, denn Haus und Garten, Briefträger, Bäume und Sträucher, der ganze Himmel schien plötzlich in schwingende Bewegung geraten zu sein. Sie las die Adresse... es war

kein Traum ... sie hielt die heiß ersehnte Nachricht in den Händen, die beseligende Gewißheit, die erlösende Botschaft, daß er lebt! ... daß er lebt! ...

Und Lotte las:

„18. August nachts
32. Brig. II. pomm. Armeekorps
Canton Goize Point du jour

Geliebte Lotte! Du wirst hoffentlich meine Briefe erhalten haben. Ich schrieb Dir schon dreimal. Tausend Dank für alle lieben Nachrichten. Ich muß mich eilen, denn wir marschieren bald weiter. Lotte! juble mit mir; wir haben bei Gravelotte, St.-Privat den Feind glänzend geschlagen, der in wilder Flucht nach Metz zurückeilte. Wir haben furchtbare Verluste gehabt — wohl an die zwanzigtausend Mann —, aber wir haben gesiegt! Juble mit mir, Lotte! Ich habe eine französische Fahne erbeutet ... ich habe das Eiserne. Juble, Lotte, mit mir! ... Es wird weiter so vorwärts gehen, wir werden weiter so siegen und werden — das glauben alle — in kurzer Zeit den Feind auf die Knie zwingen. Ich denke an Dich. Deine Liebe gibt mir Mut und Kraft, alle Gefahren und Anstrengungen zu ertragen. Seitdem ich dem Tod ins Auge gesehen habe, weiß ich erst, wie schön, wie wunderschön das Leben ist und wie glücklich wir sein werden! Juble mit mir, geliebte Lotte! Ich jauchze unserem Wiedersehen entgegen.

Dein Anselm.

P. S. Ich hab's dem Vater auch geschrieben."

Sie war allein. Carlemännchen und Pine waren auf einer Blumenerkursion, die Straubes weit hinten im Garten beschäftigt. Sie hatte niemand, dem sie ihr jauchzendes Glück hätte entgegenjubeln können.

Noch einmal überflog sie die Zeilen und schlürfte jedes Wort und las sie immer wieder, und endlich rief sie, sich selber kaum

bewußt, in überschwenglicher Seligkeit: „Er lebt!... Er lebt!"

Die Mutter an ihrem Glück teilnehmen zu lassen, war ihr erster Gedanke. Ja, wahrhaftig! Die hat's verdient mit ihrer nie versagenden Güte und Opferfreudigkeit, hat es verdient, daß nach langer Zeit mal wieder ein Sonnenstrahl sie bis ins Herz erwärme. Lotte ging durch den Tiergarten nach der Wilhelmstraße. Sie sah in viel fröhliche Gesichter, so heitere, zufriedene Menschen, die stolz waren auf ihr Heer, auf ihr Vaterland, sie blickte in das bunte, laute, festtägliche Treiben ... was will all das Glück der Tausende sagen gegen das Glück, das plötzlich bei ihr eingekehrt ist, dieses tiefe und reine Glück, das ihr endlich die Zukunft zeigt an seiner Seite!... Ja, Lotte Hagedorn dünkte sich gegen alle, die an ihr vorüberzogen, eine Königin! Und wie sie so dahinschritt, schlank und biegsam, voll Grazie in ihrer zarten, jugendlichen Schönheit, richtete sich vieler Augen auf sie, und wohl jeder dachte sich: ‚Die sieht so aus, als ob sie soeben mit dem lieben Gott gesprochen hat ... die ist zufrieden!'

Frau Schlegel saß an ihrem gewohnten Platz und las die letzten Berichte über die Schlacht bei Gravelotte, als Lotte eintrat und ihrer Mutter Anselms jubelnden Brief gab. Frau Schlegel durchflog die Zeilen. Ihre Züge verklärten sich. Sie war glücklich, daß ihre Lotte nun endlich von aller Angst befreit war, daß sie sich diesen tapferen Menschen erwählt, und daß sie nach all den Irrfahrten ihres jungen und doch so bewegten Lebens nun endlich einem sicheren Hafen zusteuerte. Ja, die Lotte hatte recht, ihn zu lieben ... Auch sie war ihm ja von jeher von Herzen zugetan gewesen. Sie hatte ihn ja in der Königstraße aufwachsen gesehen und hatte an dem schönen, begabten und gütigen Jungen ihre helle Freude gehabt. So war's recht! So mußte es kommen!... Und in ein paar Monaten wird ihr Kind Lotte Danieli heißen ... Die Sonne lachte hell ins Zimmer ...

„Weiß es der Himmel!" sagte Frau Schlegel in herzlicher Heiterkeit und sah die einsame Behrenstraße entlang, „da kommt ja auch die Marie!... In 'ner Droschke!... Mieze in 'ner Droschke!... Die Welt geht unter... Ich glaube wahrhaftig, daß es das erstemal in ihrer Ehe ist, daß sie sich 'ne Rosenbergsche spendiert... Vielleicht hat sie auch so 'ne Glücksbotschaft von ihrem Mann bekommen und kann's gar nicht erwarten, es mir zu sagen... Ich gönnt' es ihr von ganzem Herzen!"

Marie Christiani trat ein; aus ihrem schmalen Gesicht war jeder Blutstropfen, schien das Leben gewichen.

„Ach Muttchen!"

Mehr sagte sie nicht, konnte sie nicht sagen. Mit wildem Schluchzen stürzte sie in die Arme ihrer Mutter, gleichsam, als ob ihr nun nichts weiter vom Leben übrigblieb, als hier Schutz zu suchen und Rettung und Trost. Und noch einmal leise, ganz leise:

„Ach Muttchen!... Liebes Muttchen!"

„Mein Gott, Mieze, was ist denn nur geschehen? Ist eins der Kinder erkrankt?... So hör' mich doch!... Was hast du nur?"

Die Antwort, die sie wohl geben wollte, erstickte in herzzerreißendem Schluchzen.

„Mieze! Wir wollen dir ja helfen," rief Lotte in immer wachsender Angst, „wir wollen ja alles für dich tun... so sprich doch nur!"

Krampfhaft hielt Marie Christiani einen Brief, den ihr ihre Mutter endlich entwand. Sie las und las, und immer mehr flatterten ihre Hände, und sie flog an allen Gliedern. Dann gab sie Lotten den Brief und führte die kleine Frau Mieze zu einem der alten hohen Lehnsessel und streichelte ihr das tränenüberströmte Gesicht. Und Lotte liest:

„Vionville Mars la Tour

15. August 1870

Sehr geehrte gnädige Frau!

Hiermit erfülle ich die schmerzliche Pflicht, Sie von dem gestern morgen in der Schlacht von Mars la Tour erfolgten Ableben Ihres Herrn Gemahls, des Herrn Doktors Richard Ewald Christiani, in Kenntnis zu setzen. Er hat nicht zu leiden gehabt, ein Herzschuß machte seinem Leben ein jähes, von uns allen tief betrauertes Ende. Wir beklagen den Tod eines tapferen Soldaten und ernsten Mannes. Wir haben ihn gestern abend auf dem Friedhof von Rezonville zur letzten Ruhe gebettet. Sein Grab ist umstanden von uralten dunklen Tannen. Er schläft unter Lorbeer, die ihm seine Vorgesetzten und Kameraden spendeten. Vorläufig bezeichnet die Stätte nur ein einfaches Holzkreuz, das aber bald durch ein würdiges Denkmal ersetzt werden wird. Möge das Bewußtsein, sehr geehrte Frau, daß Ihr Mann den Heldentod für die Ehre und Erhabenheit der Zukunft seines Vaterlandes gestorben ist, Ihnen Trost spenden in Ihrem tiefen Schmerz. Das Andenken an Richard Ewald Christiani wird im Regiment fortleben. Die Kompagnie wird Ihnen das Gepäck des Gefallenen zusenden. Genehmigen Sie, verehrte Frau, die Versicherung meiner innigsten Teilnahme.

Ihr ergebenster

von Drexel

Oberst und Kommandeur."

Im Zimmer herrschte tiefe Stille... nur Hansel träumte leise singend in seinem Bauer.

„Mußt nicht den Kopf verlieren, Mieze," tröstete Lotte, „du mußt an deine Kinder denken... Du mußt dir auch ein neues Leben zimmern, so wie ich's habe tun müssen... Du hast Mama, du hast Onkel Hermann, du hast mich!... Wir werden

dir beistehen ... wir werden dich nie verlassen ... Und nun komm: wir wollen zu dir nach Hause ... Ich schicke hinaus nach Bellevue, damit man mich dort nicht erwartet ... Sei nur ruhig, Kind, die nächsten Tage und Nächte bleibe ich bei dir ... Und dann wollen wir weitersehen!"

Und ruhig und willenlos ließ sich Marie Christiani von Lotte Hagedorn fortführen. Sie sah ihre Zukunft vor sich, ein hartes, pflichten- und entbehrungsreiches Leben, dessen Wert und Sinn nur in dem geistigen und sittlichen Wachstum ihrer Kinder wurzelte. Und wenn sie auch oft unter der unerbittlichen Strenge ihres Mannes gelitten, unter seinem Ernst, seinem Geiz, seinen allem Neuen feindlichen Anschauungen: sie hatte ihn doch geliebt mit all seinen Schwächen und Schroffheiten, und dessen wurde sie sich klar in der Stunde, in der sie ihn verloren hatte ...

Frau Schlegel stand am Fenster und hielt in den Händen die beiden Briefe, die ihr ihre Töchter gebracht hatten. Die eine den Jubelruf, der ihr den Blick in eine glückerfüllte Zukunft weitet, die andere den Abschiedsruf, der ihr das kleine, stille, enge Dasein, in dem sie gelebt, zertrümmert. Und lange, ach! so lange stand Frau Schlegel noch am Fenster und sah ihren Kindern nach in tiefem Sinnen ...

Lotte Hagedorn führte von nun an ein Leben, das alle ihre geistigen und körperlichen Kräfte anspannte. Sie half ihrer Schwester, die jetzt nur von ihrer kleinen Pension und dem mütterlichen Zuschuß leben und ihre Wohnung in der Niederwallstraße mit einem winzigen Quartier am Luisenplatz vertauschen mußte, über die schwerste Zeit hinweg; sie widmete sich nach Kräften ihrer Mutter, die immer mehr vereinsamte, da der Herr Kommissionsrat nur noch in den Konditoreien lebte; sie benutzte jeden freien Augenblick, die sich immer mehrenden und immer lohnenderen amerikanischen Aufträge zu erledigen; sie

besuchte Frau Arendt, sie kümmerte sich um Hermann Giesebrecht, sie vertrieb David Danieli die zäh dahinfließende Zeit. Aber die feierabendlichen Stunden ließen sie jede Ermüdung vergessen. Von Anselm trafen jetzt viel regelmäßiger Nachrichten ein, Grüße, die immer von neuen Siegen, von immer kühnerem Vorwärtsdringen erzählten, aus deren Zeilen bescheiden-beherzter Mut und männliche Tapferkeit leuchteten. Und Lotte dankte ihm; nicht etwa in himmelblauem, verliebtem Gedusel. In innigen und einfachen Worten dankte sie. Giesebrecht hatte ihr sämtliche Karten vom Kriegsschauplatz gebracht. Abends, wenn im Hause alles schlief, saß sie über den Tisch gebeugt vor den ausgebreiteten Plänen und folgte Anselms Märschen und folgte ihm über jede Brücke, über zerstampfte Aecker, durch zerschossene Dörfer. An ihr glitten Gräben und Hügel, Bäume und Büsche, Talsenkungen und Berge, Mühlen und Kirchen, Weiher und Tümpel, Bäche und Flüsse, Heiligenbilder und Wegweiser vorüber. Sie sah im rötlichgrauen Morgennebel das auf und ab wogende Getümmel der Schlacht, sah den Riesenkampf, sah zerrissene Menschen- und Pferdeleiber, sah in der Sonne Bajonette und Helme leuchten; sie hörte das Schmettern der Musik, den Donner der Geschütze, das Zischen der Granaten, hörte Jubel- und Verzweiflungsschreie, hörte Kommandorufe und das jauchzende Hurra der vorwärtsstürmenden Sieger... So folgte sie ihm, so lebte sie mit ihm...

Und er versuchte, aus seinem Werk zu ihr zu sprechen. Sie hatte sich das Requiem von David Danieli geben lassen, hatte in dem großen Bande geblättert und hatte die in Anselms graziöser, zierlicher Handschrift auf und ab steigenden Notenköpfe betrachtet, die eine nur dem Eingeweihten verständliche und vielleicht schöne Sprache führten. Sie war musikalisch nicht unbegabt, sie hatte früher gut Klavier gespielt... eine Partitur zu lesen war sie nicht imstande. Die toten Schriftzüge flehten um Erweckung zum Leben, die stummen Melodien begehrten aus

dem Schlummer geküßt zu werden. Lotte ließ sich von Hermann Giesebrecht die Titel der fünf Sätze erklären: das Requiem mit Kyrie — das Dies irae — das Domine — das Sanctus mit dem Benedictus — das Agnus Dei mit dem Miserere, das Dona nobis pacem und die Lux aeterna. Allwöchentlich zweimal lieferte sie das Ergebnis ihres Fleißes, ein paar Dutzend Lampenschirme, bei Giesebrecht ab und ging an seinem Arm nach der Königstraße, um bei dem einsamen und sich in Sehnsucht nach seinem Jungen verzehrenden David vorzusprechen. Dann setzte sie sich an Anselms Flügel und versuchte in die Geheimnisse des Werkes einzudringen. Die in alten, schon ein wenig verbeulten silbernen Leuchtern steckenden Lichter warfen ihren rötlich-goldenen Schein auf Lotte Hagedorn und das Pastellbild der Frau Lea Danieli, dieser schönen, zarten, blassen Frau. Hermann Giesebrecht und David Danieli lauschten in ihrer halbdunklen Sofaecke, und die Gedanken und Wünsche dieser drei, der Geliebten, des Vaters und des Freundes, eilten hinaus, weit hinaus auf die Schlachtfelder, auf denen der, der dieses Werk erdacht, für seines Vaterlandes Größe und Wohlfahrt sein junges Leben einsetzte.

„So komme ich", sagte sie auf dem Nachhauseweg zu Giesebrecht, „nicht einen Schritt vorwärts mit dem Requiem; daß es bei seiner Rückkehr hier aufgeführt wird, daß er hier seinen Erfolg, seinen Triumph erlebt ... das ist mein Bestreben und dafür muß ich sorgen."

Und mit der Willenskraft, die ihr eigen war, die alles Halbe und Laue ausschloß, machte sie sich an die Ausführung ihres Planes. Sie schrieb an musikalische Kapazitäten von großem Einfluß, die früher in ihrem Hause verkehrt hatten: die meisten antworteten nicht, wenige begnügten sich mit leeren Versprechungen. Sie besuchte die ersten Musikverleger und wollte sie für ihren Plan gewinnen, Anselms Werk zu drucken und aufzuführen. Sie wurde mit frostigen Ablehnungen abgespeist, und

immer hatte sie das quälende Gefühl, das plötzlich wieder die Vergangenheit in ihr wachrief; das Gefühl, als ob die, denen sie ihre Bitte vortrug, sich sagten: „Ei sieh' mal an, das ist doch die ‚schöne Frau Hagedorn', die Frau von dem Bankier, der im vorigen Jahr solchen skandalösen Bankerott gemacht hat ... Diese Frau Hagedorn als Bittstellerin für einen ganz unbekannten jungen Menschen, den sie liebt, oder mit dem sie doch mindestens ein Verhältnis hat... Schau! schau!... Bald wird sie Freiwild sein... diese schöne Frau Hagedorn!"...

Lotte war enttäuscht und bestürzt, aber sie war noch nicht flügellahm.

Sie ging mit Giesebrecht im kleinen Vorgarten auf und ab. Georginen und Astern wiegten sich im leichten Winde, Mariengarn flatterte durch die weiche, helle Luft, Altweibersommer zog von Zweig zu Zweig feingesponnene Netze, und die alten Bäume im benachbarten Schloßpark strahlten in goldener und blutroter Herbstpracht.

„Ich möchte noch eins versuchen," sagte Lotte, während sie neben Giesebrecht durch die kleinen, mit Buchsbaum eingefaßten Wege ging, „ich möchte Anselms Vater den Vorschlag machen, das Requiem auf eigene Kosten drucken zu lassen. Vielleicht ebnen wir ihm so den Weg in die Oeffentlichkeit, der ihm ja sonst versperrt zu sein scheint."

„Du würdest ihm diesen Weg meiner Ansicht nach nur noch erschweren. Ein Werk, das im Selbstverlage erscheint, hat mit dem stärksten Mißtrauen zu kämpfen. Weil es zu offenkundig ist, daß sich kein sachverständiger Geschäftsmann fand, der dieses Wagnis unternehmen wollte."

Es herrschte um sie tiefe Stille; nur ab und zu gurgelte das langsam dahinziehende Wasser der Spree, und aus der Ferne klang Carlemännchens fröhliche und Pinens mahnende Stimme zu ihnen herüber. Schweigend gingen sie nebeneinander her, und

sie waren so in Gedanken vertieft, daß sie nicht das Trappeln der Pferde und das Rollen des sich dem Hause nähernden Wagens hörten. Lotte sah auf, und eine schnelle, aufflliegende Blutwelle rötete ihr bleiches Gesicht.

„Ach, meine liebe, verehrte Frau Arendt, welche Freude machen Sie mir doch!"

„Tja!" meinte die lächelnd, „wenn Sie sich gar nicht mehr bei mir blicken lassen, muß ich wohl den Weg zu Ihnen suchen."

Lotte stellte Hermann Giesebrecht vor, und ein paar herzliche und gütige Worte wurden zwischen ihm und Frau Arendt getauscht. Lotte freute sich von Herzen, die teilnehmende Frau bei sich zu sehen, in deren Nähe sie immer das beruhigende Gefühl der Sicherheit und des Geborgenseins empfand.

„Sie haben's hier ja ganz reizend, Frau Lotte," sagte Frau Arendt und sah ihr einen Moment prüfend in die Augen, „dieser treue Freund hier verschafft Ihnen Arbeit und lohnenden Gewinn, Ihr Junge ist gottlob! gesund, Anselm Danieli wurde, wie ich las, für seine Tapferkeit so ruhmvoll ausgezeichnet, und trotz alledem sehen Sie nicht heiter und zufrieden aus ... Wo hapert's denn?"

Und Lotte schüttete ihr Herz aus: welche Sorge ihr Anselms Werk mache, welche Enttäuschungen sie erlebt habe, und wie gerade die Menschen, denen sie früher wichtige Dienste erwiesen, sich von ihr abgewendet hätten, weil sie jetzt arm sei.

Frau Arendt war zwischen Giesebrecht und Lotten durch den Garten gegangen und hatte aufmerksam zugehört. Sie schwieg lange, blieb stehen und blickte dann in die Ferne.

„Ein Requiem? ..." Und sie schwieg wieder und sann vor sich hin. „Ich werde es mal bei dem Kapellmeister der Oper Eckert und bei Bilse versuchen. Ich kenne beide Männer gut und werde es mir angelegen sein lassen, sie für das Werk zu interessieren. Ich habe meinen Wagen draußen, geben Sie mir den Band der Einfachheit halber gleich mit. Adieu, liebe Frau

Lotte. Sie hören so bald als möglich von mir ... Herr Giesebrecht, darf ich Sie in die Stadt mitnehmen? ... Auf baldiges, frohes Wiedersehen, Frau Lotte!" ...

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, gnädige Frau," sagte Giesebrecht auf der Fahrt durch den Tiergarten.

„Wofür?"

„Daß Sie so gütig sind zu Lotten."

„Das ist Menschenpflicht."

„Sie verdient Ihre Freundschaft."

„Die habe ich ihr gern geschenkt."

„Sie ist Ihnen in innigster Dankbarkeit ergeben."

„Ich habe sie sehr lieb gewonnen. Sie kann immer auf mich rechnen."

„Das beruhigt mich!" und er atmete schwer.

„Gehen Sie wieder nach Amerika zurück?"

„Nein! Ich bleibe hier!"

„Für lange?"

„Für immer!"

„Das sagen Sie jetzt! ... bis die Sehnsucht nach drüben Sie eines Tages doch wieder packt und Sie verlassen dann doch Ihre Heimat, unser liebes Berlin!"

„Sie irren, gnädige Frau!" erwiderte Hermann Giesebrecht in tiefem Ernst, „ich bleibe hier ... für ... für immer!" und seine Stimme zitterte in wehmütigem Verzicht ...

Seit einiger Zeit gefiel der braven, korsettlosen Frau Crüsemann ihr Mieter nicht mehr. Zwar zahlte er die Miete pünktlich und ließ es nicht an liebevoller Behandlung fehlen. Aber er trieb Heimlichkeiten, die ihr nicht paßten. Sie hatte ihm Papier und Tinte und sogar 'ne Stange rotes Siegellack besorgen müssen, und Herr Giesebrecht war so verrückt, statt in die frische Luft zu gehen, an seinem Sekretär zu sitzen und jeden

Vormittag mehrere Stunden zu schreiben ... immer zu schreiben ... langsam im Zimmer umherzugehen und dann weiter zu schreiben. Ihr war die Kunst, mit Tinte und Feder umzugehen, doch wahrhaftig auch nicht unbekannt. Potz Tausend! sie schrieb doch täglich in ihr Ausgabebuch, und zu den Geburtstagen schrieb sie an ihre Geschwister doch auch Gratulationsbriefe, die sich durch große Wärme und noch größere Kleckse auszeichneten. Wie sich aber ein ordentlicher Christenmensch täglich stundenlang dieser anstrengenden Tätigkeit hingeben konnte, war ihr ein Rätsel, hinter dessen Lösung sie trotz der abgefeimtesten Spionierei nicht kommen konnte. Das fuchste sie! Herr Jesus doch, ihr Oller wird doch nich am Ende irgendwo 'ne Liebste mit Anhang sitzen haben? ... Ja, ja, det kennt man schon, so'ne Biester sind hinter die Junggesellen her, wie de Fliegen uff'n Honig ... Na, sie würde mal mit Frau Hagedorn diese ganz unheimliche Sache besprechen.

Nein! weder Frau Crüsemann noch Lotte kamen hinter das Geheimnis, das Hermann Giesebrecht streng hütete: er schrieb sein Testament. Schrieb es mit seiner schönen kaufmännischen Handschrift nach langem Mit-sich-zu-Rate-gehen, nach unermüdlicher Prüfung aller Einzelheiten, nach weit ausschauender Rücksichtnahme auf alle Verhältnisse. Er hatte bei Mendelssohn zweiundvierzigtausend Taler in preußischen Staatspapieren liegen, und er dachte schaudernd zurück an den Augenblick, in dem er Otto Hagedorn, der sich gerade mit seinem „besten Freunde" unterhielt, um die Verwaltung seines Vermögens hätte bitten wollen, und wie ihn nur ein glücklicher Zufall davor bewahrt hatte. In seinem letzten Willen, dessen endgültige Fassung er dem Geheimen Oberjustizrat Doktor von Meisenbach überlassen würde, setzte er zur Universalerbin seine Nichte Marie Christiani ein. Die kann's wahrhaftig gebrauchen. Dann hat sie zweitausend Taler jährlich, von denen sie sorglos leben und ihre Göhren gut erziehen kann ... Die Lotte? ...

Und wenn sie auch seinem Herzen tausendmal näher stand ... und wenn auch ... er hielt die Feder in der Hand und starrte lange vor sich hin und wehrte mit energischem Ruck die Gedanken, die ihn noch einmal, das letztemal, bestürmen und verwirren wollten ... die Lotte braucht's nicht ... sie wird mit dem Ende des Krieges, der noch für dieses Jahr erwartet wird, Frau Danieli werden. Dann wird sie eine wohlhabende Frau sein, denn sein alter David wird allgemein in Berlin für einen reichen Mann gehalten ... Nein! nein! Die braucht seine sechs Dreier nicht ... Seine Schwester? ... Ja, was ist da zu tun? ... Sein fürtrefflicher Schwager verjurt in wahnsinnigen Börsenspekulationen bei den Halunken in der Burgstraße sein Geld, und die arme Minna wird vielleicht noch auf ihre alten Tage womöglich Entbehrungen leiden müssen. Ja, dieser verfluchte Esel, dieser Herr Kommissionsrat ... Sonst hat er niemand, für den er zu sorgen braucht ... Frau Crüsemann soll hundert Taler bekommen und sich endlich dafür ein Korsett kaufen, die brave, grundgütige Frau Pine soll fünfzig Taler haben, und in seine Wäsche, Kleider und seine ganze bewegliche Habe sollen sich die Damen teilen ... Seine Zigarrenbestände? Du lieber Himmel! In die hatten seine regelmäßigen Liebesgabensendungen an Anselm Danieli schon eine solche Bresche gelegt, daß es sich wirklich nicht mehr lohnte, davon zu sprechen. So! Nun war's endlich geschehen ... Er versiegelte das vom 15. Oktober 1870 datierte Schreiben und brachte es zur Begutachtung zum Geheimen Oberjustizrat von Meisenbach, den er auch zum Testamentsvollstrecker gemeinsam mit David Danieli ernannte. Nach langer Zeit kam Giesebrecht wieder an dem Hause vorüber, das vor einem Jahre in allen Fugen gekracht hatte. Er erkannte es kaum wieder. In den ausgebrochenen Schaufenstern des Erdgeschosses hatte eine Delikateßwarenhandlung ihre verführerische Schätze ausgebreitet, und in den beiden Etagen, in denen die Wände einst vor Uebermut barsten und rauschende

Feste in toller Hetzjagd gefeiert wurden, wohnten jetzt stille und unbekannte Menschen.

Am nächsten Tage bestellte sich Giesebrecht, der Madame Crüsemann immer unheimlicher wurde, eine Rosenbergsche. Die liebe, gar nicht neugierige Wirtin begleitete ihn bis an den Droschkenschlag, um das Ziel dieser ganz ungewöhnlichen Fahrt zu erhorchen.

„Nach dem Bellealianceplatz," rief Giesebrecht dem Kutscher zu, „adieu, Frau Crüsemann, ich miete mir jetzt 'ne Wohnung!"

Das alte Gerümpel setzte sich in Bewegung.

Prosit Mahlzeit! „Bellealianceplatz!" Der ist groß, da soll sich der Deibel zurechtfinden. Das mit der „Wohnung" ist einfacher Mumpitz ... auf den Leim geht die olle Crüsemann noch lange nicht. Und immer mehr befestigte sich in ihr der schauderhafte, himmelschreiende Verdacht, daß Herr Giesebrecht, von den Verführungen der Großstadt verlockt, sich auf Abwegen befände, die ihn ins Verderben führten ... Und indem sie oben in ihrer Küche mit Eimern und Pfannen knallerte und ballerte, sagte sie laut vor sich hin:

„Da is so'n Aas dabei ... det is klar wie dicke Dinte!"

Dann öffnete sie die Fenster und exekutierte einen sehr eleganten und wohlgezielten „Charlottenburger".

Giesebrecht hatte seiner treuen Crüsemann die Wahrheit gesagt. Er wollte sich wirklich da draußen vor dem Halleschen Tor eine Wohnung mieten: eine kleine, bescheidene Wohnung. Ein paar Ellen im Geviert, um sich dort einmal auszuruhen von der großen Hetzjagd zwischen dem ersten und dem letzten Tage. Er hätte an sein Testament und an die frühzeitige Auswahl seiner Ruhestätte wahrscheinlich noch nicht gedacht; aber er hielt seit vergangener Woche in der Hand ein Dokument, das ihm zu denken und mit brutaler Offenherzigkeit und Gewissenhaftigkeit über seinen inneren Menschen Auskunft gegeben hatte. Sein Gesuch, in eine Lebensversicherung einzutreten, war

nach vom Gesellschaftsarzt vorgenommener Untersuchung abschlägig beschieden worden. Er wußte genug, und deshalb stieg er jetzt vor dem Portal des großen Friedhofs aus und trug im Bureau seine Wünsche vor. Er fand dort verständnisvollstes Entgegenkommen, und bald schritt er an der Seite eines Beamten durch die sich endlos erstreckende Gräberstadt. Er hatte sich unter jemand, der seit langen Jahren täglich und stündlich an des Lebens schnelle Vergänglichkeit gemahnt wurde, einen ernsten, wortkargen Menschen vorgestellt, der, mit einer Zitrone in der Tasche, immer mit umflorter Stimme redet, um seine Pensionäre nicht zu stören, und er freute sich, in seinem Begleiter einen ungemein jovialen Mann zu finden, der, ohne die Würde des Ortes irgendwie zu verletzen, Giesebrecht den Ernst dieses seltsamen Spazierganges vergessen ließ.

„Da drüben wär 'ne Stelle ... aber nichts für Sie ... Nordseite ... da kommt der Efeu nicht vorwärts, geschweige Blumen ... Und dann: dort liegen lauter Leute, die wohl 'nen Namen hatten und doch keinen zurückgelassen haben ... Geboren, gelebt, gestorben ... aus! ... Sehen Sie mal, jetzt kommen wir schon in die richtigere Gegend ... Hier singen schon im ersten Frühjahr die Vögel, hier blühen die Blumen, und die meisten, die hier liegen, waren was!"

Und Giesebrecht, der sich an seines Führers Seite hielt, sah, daß hier Menschen zur letzten Ruhe gebettet waren, deren Werke ihr flüchtiges Leben überdauert haben: dort drüben schlief der berühmte Theologe Neander, hier die schöne Henriette Herz, etwas mehr links der große Schauspieler Iffland, der sich sicherlich so gern hätte herausrufen lassen. Sie gingen weiter in den benachbarten Kirchhof. Giesebrechts Blick fiel auf den Grabstein Varnhagen von Enses, und hier war ein liederreicher Mund seit 1847 verstummt: Felix Mendelssohn ... Giesebrecht starrte die Buchstaben an ... ein Unbehagen, über das er sich zuerst keine Rechenschaft ablegen konnte, beschlich ihn ...

ganz unwillkürlich flogen seine Gedanken zu Anselm Danieli, und er erschrak bis ins Innerste...

Herr Grumbkow riß ihn aus seinen dunkeln Träumereien.

„Hier hätt' ich was für Sie!"

Ein schmaler Streifen Erde zwischen zwei pompösen Erbbegräbnissen, hinter deren schmiedeeisernen Gittern alte Berliner Patrizierfamilien schlummerten.

„Hm!" sagte Giesebrecht nach einer Weile, „und was würde diese Stelle kosten?"

„Fünfzig Taler."

„Bißchen teuer?"

„Ach Gott, es ist ja doch nur 'ne einmalige Ausgabe!"

„Da haben Sie recht."

Sie schritten zurück.

„Hier muß doch ein Fräulein Cornelie Arendt liegen. Wissen Sie vielleicht wo?"

„Ob ich das weiß? Das ist ja der reinste Wallfahrtsort!"

Sie näherten sich dem Ausgang. Grumbkow blieb stehen: „Hier."

Ein mit Veilchen und Rosen überschütteter Hügel.

„Cornelie — der Rest ist Schweigen."

„Wer schmückt das Grab so wundervoll?"

„Die Mutter und all die Hunderte junger Mädchen..."

Als Hermann Giesebrecht aus dem Friedhof trat, an dessen Portal er sich eine Blume gekauft hatte, die er ins Knopfloch steckte, fiel sein Blick durch die schon stark entblätterten Bäume des großen Parks auf das Waisenhaus der Frau Arendt gegenüber: ein langgestreckter, zweistöckiger Bau, von dessen höchstem Gebälk ein buntbelaubter, frischer Kranz grüßte, der auf das erst kürzlich stattgefundene Richtfest schließen ließ.

Hermann Giesebrecht fuhr mit seiner Rosenbergschen, deren Lenker und Araber sich einem ausgiebigen Vormittagsschläfchen hingegeben hatten, zurück, und ihn überkam ein Gefühl der

Ruhe. Er hatte nun sein Haus bestellt ... Nun konnte der da kommen und zum Abmarsch winken ... er würde ihn bereit finden.

Plötzlich mußte er lächeln. Ein gegebenes Versprechen hatte er noch nicht erfüllt: das Bild, das Lotte von ihm haben wollte. Und daran knüpften sich seltsame Gedanken. Daß sie ganz genau wisse, in welcher Gefahr er schwebe, und daß sie deswegen auf der Erfüllung ihrer Bitte bestanden habe ... Das Testament, die Wahl seines Grabes waren ein Kinderspiel gegen das, was seiner jetzt harrte. Aber ein Mann, ein Wort! Er ließ also die Droschke vor einem schmalen, engbrüstigen Hause der Friedrichstraße halten und ging unter starkem Herzklopfen die dunkle, enge Treppe hinauf, die nach altbewährtem Muster den Pilger von Etage zu Etage hinaufschwindelte: „Das Atelier ist eine Treppe höher ..." „Bitte sich in die zweite Etage zu bemühen ..." „Der Hofphotograph Graf wohnt in der dritten Etage ..." bis dann endlich der Delinquent vor dem Henker stand. Dessen Vorschlägen, durch Brennen der Haare einen Verschönerungsversuch zu machen, trat Giesebrecht mit Entrüstung entgegen. Die Hinrichtung wurde vollstreckt. Er mußte sich an eine Säule lehnen, das rechte Bein vorwärts stellen, den Hut in die linke Seite stemmen; neben ihm stand ein Schreibtisch aus Papiermaché, ein faltenreicher Vorhang wallte irgendwo herab, und den Hintergrund bildete eine ideale Landschaft mit schneebedeckten Spitzen: das Ganze also von herzbezwingender Natürlichkeit. Dann zwängte der Unhold, dem er sein Leben anvertraut hatte, seinen Kopf in eine Messingrundung und beschwor ihn flehentlich, doch ein zuckersüßes Gesicht zu machen: „Denken Sie bitte an ... an etwas recht Liebes!"

Und Hermann Giesebrecht dachte an Lotte Hagedorn ... Ein Blick auf den zurückkehrenden Mieter bestätigte Madame Crüsemann ihren rabenschwarzen Verdacht. „Der Olle" hatte

'ne Blume im Knopfloch, und die hatte er „von det Biest da draußen uff'm Bellealljanzplatz" gekriegt ... „Na warte man, dir krieg' ich schon noch!" und zum ersten Male war das Mittagbrot, das sie Hermann Giesebrecht vorsetzte, ganz hundsmiserabel! ... Denn sie hatte es nicht, wie sonst, mit Liebe und Butter, sondern mit Wut und Eifersucht zubereitet ... und diese Ingredienzien entbehren, nach vielfach begründeten Erfahrungen, des Wohlgeschmacks und verursachen unliebsame Betriebsstörungen ...

Draußen tobte der Kampf weiter; unaufhaltsam drang das deutsche Heer im Triumphzug vor. Jede Siegesnachricht weckte in Alt-Berlin den gleichen brausenden Widerhall, die gleiche trunkene Begeisterung. Jedes Opfer wurde heiß beweint, jeder Sieg in inniger Demut und jauchzender Dankbarkeit gefeiert. Die Schlacht bei Sedan war geschlagen, Napoleon gefangen, das französische Kaiserreich zertrümmert, Toul genommen, Straßburg und Metz wieder Deutschland zurückgewonnen; Prinz Friedrich Karl marschierte gegen die Loire-Armee. Aus Arbenay stammten Anselm Danielis letzte Nachrichten.

Der November rüttelte, um sich bei den Menschen in richtigen Respekt zu setzen, an den Bäumen; er beraubte sie ihres Blätterschmucks und knackte die Zweige; er warf Graupel- und Hagelkörner und Schnee auf die Erde. Und eines Tages hatte Hermann Giesebrecht seinen alten David Unter den Linden, wie verabredet, getroffen, und ihr gemeinsames Ziel war das kleine Haus neben dem Schloß Bellevue. Sie fanden wie immer Lotten über den Tisch gebeugt und ganz in ihre Lampenschirme vertieft. Diese Tätigkeit, die nur einem Zufall zu danken war, hatte sich zu einem Beruf entwickelt, und Giesebrecht übergab für die amerikanischen Bestellungen Lotten jede

Woche ungefähr dreißig Taler, mit denen sie sorglos und unabhängig ihren Lebensunterhalt bestreiten konnte. Sie war heute recht ratlos. Ihre drei besten und geübtesten Mitarbeiterinnen hatten ihr gekündigt... Allen war der Weg zu weit im Winter und die Fahrgelegenheit zu unbequem. Ja! wenn's im Innern der Stadt wäre!... Aber hier draußen, wo sich die Hasen und Füchse Gutenacht sagten... „nich in die la main!"... Sapperlot! das war ja Wasser auf Davids Mühle. ... Und nun entwarf er Lotten einen auf dem gemeinsamen Spaziergang mit Giesebrecht wohlerwogenen Plan: sie sollte doch zu ihm in die Königstraße ziehen; unter diesen Umständen würde sie ihre bewährten Arbeitskräfte nicht verlieren. Und als sich Lotte gegen den Vorschlag sträubte, rückte Giesebrecht mit schwererem Geschütze vor: sie solle doch Mitleid mit dem einsamen Manne haben, sie solle ihm über die schwere Zeit der Trennung von seinem Jungen forthelfen, sie habe doch Verpflichtungen Anselms Vater gegenüber, der ja in kurzer Zeit auch ihr Vater sein würde, und Anselm selbst könnte sie doch wahrhaftig keine größere Freude machen. Das entschied! Und einige Tage später verließ Lotte Hagedorn mit Carlemännchen und seiner Pine zum namenlosen Schmerz des braven Straubeschen Paares die guten, alten Leute und die stille, kleine Einsiedelei, in die sie vor gerade einem Jahre sich geflüchtet hatte...

Nun war sie wieder in dem Hause, wo sie geboren war und ihre Jugend verlebt hatte. Nun hatte das Schicksal sie wieder zurückgeführt in die Räume, in denen ihre Neigung zur Liebe wuchs, in denen sie selige Stunden verlebt, und aus denen sie schied in hoffnungsloser Trauer; nun grüßten sie wieder aus allen Winkeln liebe Erinnerungen, die alten Möbel und Bilder winkten ihr Willkommen zu und schienen ihr zuzuraunen: „Lotte! Du bist lange fort gewesen... jetzt bleibe hier!"... Nun blickte sie wieder von der Glasgalerie hinunter auf den

geschäftigen Hof mit seinen Speichern und Werkstätten. Ja! nun war sie nach dreijähriger Irrfahrt am Ausgangspunkte ihres jungen Lebens angelangt und wußte nicht, was ihr die Zukunft wohl noch vorbehalten hätte ...

David Danieli verstand von Häusern und Terrains, von Grundbüchern und Hypotheken sehr viel; die Gabe, eine Wohnung gemütlich zu gestalten, war ihm in höchst bedauerlichem Maße versagt. Und wenn Lotte trotzdem alles so praktisch und behaglich vorfand, so war das ausschließlich das Werk Giesebrechts, der während der letzten acht Tage in der Danielischen Wohnung furchtbare Musterung gehalten und die größerem „Reinemachen" durchaus abholde Köchin Blümchen, die erst achtundzwanzig Jahre im Hause war, zu einem noch nicht dagewesenen Verbrauch von Soda und Seife gezwungen hatte. Blümchen räsonierte gemeinsam mit Florchen, dem Hausmädchen, das auch aus Nakel stammte und ein ebenso großer „Schmodder" war, was nur das Zeug halten wollte, aber sie putzten die Fenster; Blüm- und Florchen schimpften in den nicht ganz verständlichen Lauten ihres Glaubens, aber sie putzten die Messingofentüren; die beiden Damen zeterten, aber sie scheuerten die Fußböden, sie seiften die Türen und klopften die Möbel, daß ganze Mottenschwärme aus ihrer jahrelang ungestörten Ruhe aufgeschreckt wurden. An alles hatte Giesebrecht gedacht; mit dem Verständnis eines praktischen Menschen und gleichsam der Zärtlichkeit des Ehemannes, der seine junge Frau in sein Heim führt, hatte er Lottens Bedürfnissen und Gewohnheiten Rechnung getragen. Ja! in dem größten und hellsten, nach dem Hofe gelegenen Zimmer fand sie lange Tische aufgestellt, auf denen sie mit ihren nun wieder versöhnten Gehilfinnen die Arbeit sofort wieder aufnehmen konnte. Und Hermann Giesebrecht brachte immer neue von Neuyork einlaufende Aufträge. Das ging ja schon in die Hunderte von Dutzenden ... das muß ja ein Riesengeschäft da drüben sein und ein so kulan-

tes, das niemals Beschwerde führt, und ein so solides, das immer sofort bezahlt.

Lottens Leben gestaltete sich friedlicher, als sie wohl je zu hoffen noch gewagt hatte. Die immer gleich günstigen Nachrichten, die Anselm sandte — zuletzt aus Dreux und Beaune la Rolande —, die nie versagende Güte ihrer Mutter, die ganz in der Stille ihr Leid trug, die Herzlichkeit Marie Christianis, die sich tapfer dem Leben entgegenstellte, die Freundschaft Giesebrechts und David Danielis gaben ihr endlich die Ruhe und die innere Sicherheit zurück, die sie so lange und so schmerzlich hatte entbehren müssen. Ihr Glücksstern schien ihr endlich zu leuchten; sie wurde schöner, als sie je gewesen, und einmal hörte Giesebrecht, als er sie abends auf ihren Einkäufen begleitete, sie wieder lachen! Nach langer, langer Zeit hörte er wieder das helle, unschuldsvolle, aus dem Herzen strömende Lachen ihrer sorglosen Kinderzeit... Das gab ihm Mut zu einer Frage: Er wollte mal morgen wieder ins Schauspielhaus gehen; der „Sommernachtstraum" würde mit all seinen Lieblingen gegeben... ob sie nicht mitwolle... Sie aber lehnte ab. Das erstemal wieder wollte sie mit Anselm ins Theater gehen, und er müsse dann natürlich der Dritte im Bunde sein... Giesebrecht schlenderte langsam durch die helle Winternacht nach Hause: er fühlte, daß sie nun endlich gerettet und geheilt sei. Und wie er so einsam dahinschritt, begannen plötzlich seine Gedanken ein krauses, seltsames, törichtes Spiel mit ihm zu treiben; sie kehrten noch einmal zurück zum „Sommernachtstraum" und verweilten bei Felix Mendelssohn, und urplötzlich, zum Greifen nah, sah er vor sich den Grabstein, vor dem er auf dem Friedhof lange gestanden hatte, aber die Inschrift trug nicht mehr den Namen des großen Musikers, sondern den des noch unbekannten Künstlers, des jungen Helden, der bei Orléans sich seine Lorbeeren gepflückt.

‚Wie kurzsichtig ist doch der Mensch,‘ dachte er sich, während er mit den Händen auf dem Rücken langsam durch die stille Oberwallstraße ging, ‚da habe ich nun damals auf dem Nachhausewege ungefähr auf derselben Stelle Anselm heruntergeputzt wegen seiner ‚Ahnungen‘ und wegen seines ‚Fatalismus‘, und heute sehe ich nun selber ohne die geringste Berechtigung in tiefste Dunkelheit, wo nur Licht ist, helles, strahlendes Licht! ... Bin ich denn nicht mehr derselbe, der ich vor einem Jahr war? ... Hat mich mein Leiden so verändert und mich zum Schwarzseher gemacht?‘ ... Und erregt über seine so grundlosen und so melancholischen Hirngespinste, denen er niemals wieder die Herrschaft über sich einräumen würde, schloß Hermann Giesebrecht endlich seine Haustür auf ...

Am nächsten Morgen erhielt Lotte von Frau Arendt ein paar Zeilen, in denen sie um ihren Besuch bat. Als Lotte die dunkle Wendeltreppe in der Schellingstraße hinaufstieg, war ihr wunderlich zumute. Sie wußte nicht, ob sie sich auf die nächsten Minuten freuen oder sich vor ihnen fürchten sollte, ob ihre Hoffnung, das Requiem aufgeführt zu sehen, sich erfüllen würde, oder ob sie mit leeren Händen zurückkehren müßte zu ihrer Arbeit..

„Liebe Frau Lotte,“ begann Frau Arendt, „seien Sie mir herzlich willkommen. Bilse hat Danielis Requiem geprüft. Er ist ganz begeistert von ... hier ist sein Brief ... ‚von der Großartigkeit der Erfindung, der Kühnheit des Aufbaus, dem Melodienreichtum und der tiefen Frömmigkeit, die das Ganze durchweht: ein Meisterwerk!‘ ...“

„Ach Gott!“ sagte Lotte ganz leise und ganz trunken vor Glück.

„Aber ... er selbst ist an das Konzerthaus gebunden und kann es dort natürlich nicht vor seinem doch ein bißchen spieß-

bürgerlichen Publikum zur Aufführung bringen. Das sehe ich auch ein ... daraus kann nichts werden."

Und Lottens Hoffnung sank so schnell, wie sie emporgeblüht war.

„Aber, liebe Frau Lotte, was er nicht kann, werde ich können."

„Sie?"

„Ich werde Anselm Danielis Requiem aufführen lassen."

„Sie? Frau Arendt! ... Sie?"

„Ich habe mit Bilse schon alles besprochen; er wird das Werk mit seinem Orchester und dem Sternschen Gesangverein einstudieren. Ich habe alles in seine Hände gelegt, und da ist das Requiem gut aufgehoben."

„Sie, Frau Arendt! ..." wiederholte Lotte immer, „Sie wollen Anselms Totenmesse aufführen lassen? ... Wo denn?"

„Am nächsten fünfzehnten März, dem Geburtstage meiner Cornelie, wird das Waisenhaus eingeweiht werden ... Der große Saal faßt vierhundert Personen. Dort wird das Requiem die Menschen, die meine Tochter geliebt haben, und die ich an diesem Tage um mich versammeln will, rühren und ergreifen, und sie werden an mein Kind in Liebe und in Treue zurückdenken ... Es soll eine Feier werden, die würdig ist ... meiner Cornelie! ... Der Krieg ist bald zu Ende ... Sie, Frau Lotte, und der Schöpfer des Werkes werden meine Ehrengäste sein."

„Und ... mein Gott! ... das ... das kann ich ... Anselm schreiben?"

„Ja, verlassen Sie sich ganz auf mich! ... Sie müssen natürlich zu Bilse gehen und ihm danken."

„Ach, meine liebe, liebe Frau Arendt ... ich weiß nicht, wie ich ... ach! ... liebe Frau ..."

Bleich und zitternd stand Lotte vor ihr; ihre Lippen bebten, ihre Hände flatterten; sie war nicht fähig, weiter zu sprechen.

„Ein Mensch, der schon so groß ist in seiner Kunst, und der so geliebt wird von einer solchen Frau, ist wahrhaftig ein Liebling der Götter!" Und die Greisin streichelte der schönen, mutigen, jungen Frau zärtlich die Wangen ...

Frau Arendt war wieder allein; sie sann vor sich hin. Dann murmelte sie:

„Aber die Lieblinge der Götter werden nicht alt! ... ich hab's erfahren," und ihr Blick verlor sich in weite, nie mehr erreichbare Ferne ...

Beaugency, 9. 12. 70.

Gnädigste Frau Arendt!

Lotte hat mir alles geschrieben. Ich danke Ihnen für alle Güte, die Sie ihr und nun auch mir erwiesen haben. Ich habe in den vierundeinhalb Monaten, seitdem ich die Heimat verließ, Großes und Erhabenes erlebt und habe unvergängliche und gewaltige Eindrücke, von denen ich wohl mein ganzes Leben zehren werde, empfangen. Aber es kamen wohl auch Stunden tiefer Niedergeschlagenheit und verzehrender Sehnsucht. In solchem Augenblick empfing ich die Nachricht von Ihrer Absicht, mein Erstlingswerk zu fördern, und alle Traurigkeit und alle Schwermut verschwanden vor so viel Güte und Liebe, die ich mir verdienen will in nie versagender Dankbarkeit. Ja, grädigste Frau, ich will von nun an um Ihre Zuneigung werben, und ich werde so lange und so unermüdlich klopfen, bis Sie auch mir Ihr schönes und edles Herz öffnen, wie Sie meiner Lotte Einlaß gewährt haben. Ende des nächsten Monats werde ich wohl wieder zu Hause sein, und dann werde ich mit Lotten zu Ihnen eilen, um Ihnen mit unseren vereinten, heißen Wünschen für Ihr Leben unseren innigsten Dank für Ihre Freundschaft zu Füßen zu legen.

Ihr Anselm Danieli.

Ein paar Tage später — am 12. oder 13. Dezember 1870 fand das Richtfest in der Bendlerstraße statt. Trotz der beinahe halbjährigen, durch den Hagedornschen Konkurs bedingten Pause und trotz dem in Alt-Berlin während der Kriegszeit herrschenden Mangel an Maurern und Steinträgern war es dem Baumeister dennoch gelungen, die Villa im Rohbau fertigzustellen: ein einstöckiges, in einem großen Park verstecktes, von uralten Gärten umschlossenes Haus von mäßiger Größe. Alles, was wohl dem ursprünglichen Besitzer an geschmacklosen Extravaganzen vorgeschwebt haben mochte — an monumentaler Zier, an Raumverschwendung, an Ueberladung der Fassade — war von dem jetzigen Eigentümer David Danieli gemildert und zur Bescheidenheit zurückgeführt worden. Lotte hatte den Bitten Danielis, der kleinen Feier beizuwohnen, nicht widerstehen können, und sie und Giesebrecht waren mit David zugegen. Und als die buntbebänderte Tanne sich hoch oben vom klaren Winterhimmel abhob und Baumeister und Bauführer, Maurer und Steinträger den üblichen Glückwunsch darbrachten, trat David Danieli vor und hielt eine Rede. Es war die erste seines Lebens. Er hatte sie wirklich nicht vorbereitet, und es blieb ihm wahrhaftig keine Zeit zu etwaiger Entfaltung oratorischen Schwunges. Denn diese Rede war sehr kurz, aber die Einfachheit und Innigkeit dieser wenigen Worte übte auf alle eine tiefe Wirkung aus:

„In diesem Hause sollen glückliche Menschen wohnen!"

Und als er mit Lotten und Giesebrecht durch den Park zurückging, sagte er:

„Lotte! Dreh' dich noch einmal um: das Haus gehört Anselm und Dir, und *ihr beide* sollt dort glücklich sein!"

„Und ich?" warf Hermann Giesebrecht lustig ein. „Ich etwa nicht? ... Ein Hinterstübchen hab' ich mir wohl auch dabei verdient!"

Ja, Hermann Giesebrecht war heute lustig. Alle schwarzen Gedanken waren verflattert. Denn er fühlte sich heute nach

langer Zeit wieder wohl und kräftig, und er mußte heimlich lächeln, als er an seine kleine Wohnung dachte, die er sich für fünfzig Taler dort draußen doch wohl etwas gar zu frühzeitig gesichert hatte.

„Gib ihm doch die Portierstelle, Lotte! Kannst dich drauf verlassen, der wehrt jedem den Einlaß, der dich in deinem Glück stören will."

„Das weiß ich!" erwiderte sie und sah ihren Onkel voll inniger Dankbarkeit an. Und dann, ganz plötzlich, nahm sie seinen Kopf in beide Hände und drückte ihm einen herzlichen Kuß auf den Mund.

„Na!" schmunzelte Hermann Giesebrecht, „die Anzahlung kann man sich schon gefallen lassen."

Das Jahr 1870 hatte sich gerundet: dieses schöne und große, dieses unvergeßliche und ewige Jahr. Und wieder feierte Alt-Berlin das Weihnachtsfest, aber in gehobenerer, seligerer Stimmung als je. Wieder hatten sich die weiten Plätze in duftige Tannenwälder gewandelt, wieder keuchten die dampfenden Pferde durch den glitzernden, blendenden Schnee, wieder durcheilten die Menschen die Straßen. Und wieder griffen die Kinder nach den weißen Flocken, die da herunterwirbelten und Dächer und Brunnen, Denkmäler und Bäume, Brücken und Tore in Watte packten, und wieder staute sich Jung-Berlin vor den Schaufenstern der Spielwarenhandlungen, in denen die Bleisoldaten gar grausige Schlachten schlugen. Und wieder lag über der ganzen Stadt jener wundervolle, nur dem Weihnachtsfeste eigene, unerklärliche Zauber, dieses tief eingewurzelte Begehren, Freude zu spenden, dieser köstliche Reiz der Erwartungen und Wünsche, der Heimlichkeiten und Ueberraschungen.

Auch Hermann Giesebrecht hatte sich seine Festfreude nicht nehmen lassen wollen. Er, der sich als „guter Onkel" selbst ein

bißchen drollig vorkam, hatte wie im vorigen Jahr Lotte Hagedorn mit dem Kronprinzen Christian und seiner Oberzeremonienmeisterin eingeladen, und dieses Mal hatte auch David Danieli sein Erscheinen zugesagt, nachdem ihm Giesebrecht die Vermeidung jedes in andersgläubige Gebiete abschweifenden kulinarischen Exzesses feierlich, eidlich und ehrenwörtlich zugesagt hatte. Aber als erfinderischer Kopf und immer nach neuen Effekten ausspähender Regisseur hatte Giesebrecht das Festprogramm dieses Mal wesentlich erweitert. Der Karpfen- und Poulardenorgie — diesen Paradestücken des Crüsemannschen Repertoires — sollte ein Besuch des Weihnachtsmarktes vorangehen, und die Expedition in dieses Wunderland sollte Marie Christiani mit ihrer Kleinware mitmachen. Lotte hatte sofort zugesagt. Sie war heute in so glücklicher Stimmung. Anselm hatte ihr aus dem Felde einen Weihnachtsgruß geschickt, der seine baldige Rückkehr in sichere Aussicht stellte und der baldigen Zurückkunft und ihrer endlichen Vereinigung entgegenjubelte, und der Kapellmeister Bilse hatte ihr heute morgen gesagt, daß er das Requiem bestimmt am fünfzehnten März im Festsaal des Arendtschen Waisenhauses dirigieren werde, und daß er sich herzlich freue, den Schöpfer des Werkes, auf den einmal die Welt blicken würde, dann begrüßen zu können.

Vor den kleinen Läden, die sich zwischen dem Opernhause und dem Prinzessinnen-Palais erstreckten, und in denen in unerforschlicher Zusammenstellung Korallenschmuck und Apfelsinen, Muscheln und kolorierte Bilder der höchsten Herrschaften, Buchsbaumetageren, Goldfische und Billette zum Viktoriatheater verkauft wurden, trafen sich, als es halb vier Uhr vom Dom schlug, die Dynastien Hagedorn, Christiani und der kühne Unternehmer dieser Exkursion, Herr Hermann Giesebrecht. Und nun zog die Karawane los. Der geniale Stratege dirigierte seine Truppen, deren jugendliche Mitglieder Borsdorfer Aepfeln glichen, über die Schloßbrücke, unter der die mit Eisschollen

bedeckte Spree dahintrieb, und stürzte sich dann mit den Seinen todesmutig ins Kampfgewühl. Museum und Dom verschwammen in grauem und milchigem Dunst, und zu Füßen des in den rötlichen Winternebel aufsteigenden Schlosses breitete sich die Budenstadt aus, das Ziel der Sehnsucht, mit ihren Wundern und Zaubereien, ihren Hexereien und Feenkünsten: diese luftige, wahrhaftig nicht für die Ewigkeit gebaute Stadt mit ihren Straßen und Gassen, ihren Ueberraschungen und Abwechslungen, ihrem Getöse und Geschnatter, ihrem Geschrei und hellen Kinderlachen, ihrem Gedränge und „Geschubse", mit ihrer von Schmalzgerüchen und Tannenduft erfüllten Luft. Und graues Altertum, Mittelalter und neue Zeit, die Pine, Hermann Giesebrecht, Marie Christiani und Lotte Hagedorn, dachten, während sie die Schloßfreiheit durchwanderten, zurück an die seligen Stunden, die ihnen in der längst und lange entschwundenen Jugendzeit der Alt-Berliner Weihnachtsmarkt bescherte, diese reine, unschuldige, trotz aller Lebensstürme unvergeßliche Freude, die ihrem Nachwuchs zu bereiten sie heute gekommen waren. Ja! das war damals, als die Pine Neumann noch Pinchen Straube hieß und als Dreikäsehoch selber in einer Bude stand, um Vatern und Muttern, die einen schwunghaften Handel mit Pfefferkuchen betrieben, zur Hand zu gehen; ja! das war damals, als Hermann Giesebrecht noch sehr kurze Hosen trug und sich der gestrenge Vater, der königliche Hofbutterlieferant Emil Anton Giesebrecht persönlich zu einer Züchtigung herabließ, weil es seinen kleinen Hermann so niederträchtig an den Gebeinen fror; damals, als Marie, ein Backfisch mit blondem Zopf, wie alle Pensionsdamen des bissigen Fräulein Wulckow auf Kommando „Augen rechts!" blicken mußte, wenn links ein fabelhaft schöner Leutnant vorübertänzelte; ja, damals war's, als Anselm von seinem Taschengelde Lotten ein wunderbares rosa Pfefferkuchenherz gab und als sie ihm ihr eigenes dafür schenkte ... ja, damals! ... Und gerade wie einst die drängende, sich schiebende

Menge, alt und jung, arm und reich; wie dunnemals die Braunschweiger und Nürnberger Pfefferküchler, die hinter den Bergen von Pflastersteinen und Mehlweißchen, hinter vergoldeten Aepfeln und großen Säcken voller Nüsse verschwanden; die Spielwarenbuden, in denen große Festungen mit Zugbrücken und Wällen zu sehen waren; Mühlen mit sich wirklich drehenden Flügeln und Wasser aus Silberpapier, Eisenbahnen mit Wagen, die durch Tunnels und über Brücken auf richtigen Schienen liefen, und diese Puppen! Da war eine — weiß es Gott — im Brautkleid mit Myrtenkranz und Schleier, mit einem Kopf aus Porzellan und ohne jeden Bräutigam! Und wie damals: die Oelfunzeln, die furchtbar rochen, die Pfannkuchen, die furchtbar stanken, und die dicken Weiber, die furchtbar schimpften, Trompetengeschmetter und Trommelwirbel, Knarren, Mähschäfchen, Brummer und Waldteufel ... Carlemännchen jauchzte, und Mariens Kinder jubelten, und alle drei verschlangen beunruhigend große Portionen Pfefferkuchen, und noch größere Portionen verschlangen sie mit den Augen. Und endlich wie damals die Stechbahn und die alten, von Wind und Wetter schief gezogenen, schmalen Häuser zwischen der Brüder- und der Breiten Straße mit ihren hohen Schindeldächern, die in den Winterhimmel stießen, und hinter deren kleinen Fenstern es hell und fröhlich wurde vom Kerzenschein der Tannenbäume. Durch den rötlich-dampfenden Nebel tönten die Glocken der Nikolaikirche feierlich herüber, die von der Parochial- und der Petrikirche antworteten: „Friede auf Erden!" Unter den vielen Tausenden, die den frommen Klängen lauschten, ersehnte diesen Frieden wohl niemand sehnlicher als Lotte Hagedorn, diesen Frieden, der ihr die endliche Erfüllung ihres Lebenswunsches, der ihr das Glück bringen sollte ... Die Giesebrechtsche Expedition zog langsam weiter: „Echte Brillsanten ... det Feinste, wo et jibt ... hat Ihre Majestät ooch nich noblichter ... Heite fratis, morjen umsonst!" ... „Fräuleinken ... paar Hosenträger for'n

Schatz?... Dauerhaft... hält, wenn ooch nischt wird aus de Heirat..." „Fleckwasser! Fleckwasser! Noch nie dajewesen... der Fleck is weg, det Loch is da!"... „Korsett mit Musikbejleitung... wenn jrade de Wachparade uffzieht"... Aber was wollte das alles sagen gegen den Herrn da drüben, der mit so bierfreudiger Stimme seine Ware anpries, daß selbst Lotte und Marie mit ihren Kindern vor seiner Bude still hielten.

„Wer ist der jreeßte Automate?... Det, meine Herrschaften, is det Pollzeipersidium, wo ick Sie hier zeije... passen Se uff: wenn Se oben een Fenster inschmeißen, kommt unten 'n Schutzmann raus!"

Giesebrecht war einige Schritte vorausgegangen und blieb, weil er ein bißchen schwer atmete, einen Augenblick stehen, als er plötzlich im Gewühl seinen Schwager entdeckte. Der Herr Kommissionsrat, elegant wie immer, führte eine sehr freundlich gebaute, sehr junge Dame, die einen wundervollen Pelz und haselnußgroße Brillantohrringe trug.

„'n Abend, Herr Kommissionsrat!" begrüßte Giesebrecht in einer niederträchtigen Anwandlung seinen teuren Verwandten.

Der aber heuchelte der Situation angemessene Schwerhörigkeit und Kurzsichtigkeit und verschwand, da er von weitem seine Töchter erblickte, im Nebel. Giesebrecht erwähnte kein Wort von diesem Zusammentreffen. Es war auch gar nicht nötig. Lotte hatte ihren Vater gesehen.

Und endlich hieß es Abschied nehmen von all den Herrlichkeiten; Pine trollte mit ihrem Schutzbefohlenen in die Königstraße, Marie Christiani verkrümelte sich mit ihren Gören nach dem Luisenplatz, und hier wie dort erschien in der heiligen Nacht Knecht Ruprecht und wiegte die kleinen Herrschaften in süße Träume, in denen ein Pfefferkuchen in der Größe des Brandenburger Tors, eine Festung mit Trommelwirbel und Trompetenschlag und eine Puppe eine Rolle spielte, die in ihrem nach Fleckwasser riechenden Brautkleide ein großes Loch hatte.

David Danieli wartete schon im Eckhause am Gendarmenmarkt, und wenn er auch in bezug auf seine Atzung aus alter Gewohnheit, und auch um sein Blümchen nicht zu kränken, noch an den Satzungen seiner Väter festhielt ... das Weihnachtsfest hielt er für eine sehr verständige Einrichtung, weil es ihm Gelegenheit gab, die er lieb hatte, zu erfreuen. Und so schenkte er Lotten Brosche und Ohrringe, mit denen er seine Frau zur Hochzeit geschmückt hatte, und diese unscheinbaren winzigen Kleinigkeiten bereiteten Lotte Hagedorn eine viel größere Freude als alle die sinnlosen Kostbarkeiten, die sie einst besessen; eine tiefe und innige Freude, weil sie ein Andenken waren an die schöne, stille, blasse Frau, die Mutter von Anselm Danieli.

Und wieder Silvesternacht. Und wieder kündeten die Glocken von allen Türmen Alt-Berlins, daß ein Jahr in die Ewigkeit versank, und wieder jauchzten die Menschen „Prosit Neujahr!" und wünschten einander Gutes und sich nur das Beste. Und steuerten hinaus in die verschleierte Zukunft mit tausend Wünschen, Hoffnungen und Erwartungen. Und keiner wußte, was ihm das neue Jahr mit seinen Geheimnissen und Dunkelheiten, seinen Rätseln und Wirrungen bringen würde ...

Auch Lotte Hagedorn und Hermann Giesebrecht wünschten sich Glück.

„Lieber Onkel Hermann! Alles, was es Liebes und Schönes auf der weiten Welt gibt ... das wünsche ich dir aus tiefstem Herzen!"

„Mein Kind ... mein liebes Kind! ... werde glücklich!" Sie sahen sich lange in die Augen. Und auch sie ahnten nicht, was ihnen die Zukunft gewähren und versagen würde, dieses Jahr 1871, das vor ihnen lag wie ein verschlossenes Buch, dessen Siegel sie nicht lösen und in dessen Blättern sie nicht lesen konnten ...

Während sich in den Januartagen über Berlin ein wolkenloser Himmel spann und ein milder Wind in mancher Stunde den noch fernen Frühling ahnen ließ, tobte draußen auf den Schlachtfeldern der Sturm fort, der einen Thron weggefegt, ein Kaiserreich zertrümmert und ein tapferes Heer besiegt hatte, dieser brausende Orkan, der mit ungestümer Gewalt alles vernichtete, was sich ihm auf seinem Triumphzuge noch entgegenstellte. Voll Staunen und Entsetzen und Bewunderung sah die Menschheit auf dieses Völkerringen, auf diesen ungeheuren Kampf, in dem ein Weltreich zerbrach und ein Weltreich entstand, auf diese gewaltige Feuersbrunst, in der viele Tausende den Heldentod fanden, viele Tausende heiß beweinte Opfer auf dem Felde der Ehre starben, viele Tausende Mütter und Frauen, Schwestern und Bräute um Unersetzliches trauerten ...

Die letzte Nachricht hatte Lotten am Weihnachtsmorgen von Anselm erhalten. Von diesem Tage an hörten seine Briefe auf. Es duldete sie nicht mehr bei der Arbeit, trotzdem ihr Giesebrecht regelmäßig die amerikanischen Bestellungen überbrachte und ihr die schönen runden Summen, die sie unabhängig machten, aushändigte. Stunde um Stunde bangte sie dem Briefträger entgegen; sie stand auf der alten Treppe und beugte sich über das Geländer und lauschte, ob sie seinen Schritt nicht hören, und spähte, ob sie den roten Streifen seiner Mütze nicht sehen könnte. Wenn er wieder mit leeren Händen kam, vertröstete sie sich auf morgen und hoffte, sich mit doppelt angestrengter Arbeit zu betäuben. Und wenn wieder ein Tag vergangen ohne Lebenszeichen von ihm, und wenn immer dunklere Gedanken sie umdrängten und verwirrten und immer düsterere Ahnungen sie unterjochen wollten, dann beschwichtigte sie sich doch immer wieder in der Erinnerung an die Zeit, die sie zu Beginn des Krieges in Bellevue erlebt, als sie auch ohne Nachrichten blieb, bis sie dann endlich doch aus all der Pein befreit wurde. David Danieli, der ihr stumm bei Tisch gegenübersaß und vor sich hinbrütete, ließ

sie von ihrem Gram nichts merken. In immer heiterer Unbefangenheit plauderte sie mit ihm über Dinge, für die sie sein Interesse voraussetzte, über die Fertigstellung der Villa in der Bendlerstraße und über das Arendtsche Waisenhaus. Der Donner der Schlachten von Le Mans und an der Lisaine hallte herüber, die Erneuerung des deutschen Kaisertums in Versailles versetzte Alt-Berlin in einen Freudentaumel ... von Anselm kam keine Nachricht mehr. Und wenn Lottens Unruhe zur fieberhaften, nervenpeitschenden Angst wurde und die zur Verzweiflung, zur Hoffnungslosigkeit wuchs, dann eilte sie zu Hermann Giesebrecht, um sich bei ihm auszuweinen. Wenn sie ihn dann nach Stunden verließ, in denen es ihm gelungen war, sie zu vertrösten, sie über alle Besorgnisse hinwegzutäuschen und sie mit allerhand Scheingründen hinzuhalten, dann stand er noch lange am Fenster ... Immer dringlicher, immer angstvoller hörte er dann die Frage wieder, die ihm damals am Abend sein alter David entgegengeschrien hatte: „Was dann?" ... Und immer wieder, immer näher sah er — er konnte sich wehren, soviel er wollte — die Raben von den Schlachtfeldern herüberfliegen und in ihrer schwarzen Livree das Haus in der Königstraße umflattern ...

Der Januar glitt hinüber in den Februar; der Krieg war fast beendigt, die Friedensverhandlungen hatten begonnen. Von Anselm kam keine Nachricht mehr ... Sechs Wochen waren nun vergangen, sechs Wochen voll Hangen und Bangen ... er schwieg. Und immer tiefer sank Lottens Mut, und immer weiter sah sie ihr Lebensschiff, das sie nun endlich bald in einem sicheren Hafen glaubte, hinaustreiben auf das unermeßliche Meer und sah es zerschellt, zertrümmert, als Wrack dem Spiel der Wellen preisgegeben. Es kamen Augenblicke des Alleinseins, in denen sie alles, was ihr das Leben teuer machte, die Liebe zu ihrem Jungen, zu ihrer Mutter und Schwester, die Freundschaft zu David Danieli und Hermann Giesebrecht, die Selbstachtung

fortwerfen wollte, um, des Kampfes müde, endlich Ruhe zu finden ... Jeden Morgen stand sie vor der Kriegsakademie und starrte auf die dort angebrachten Verlustlisten, und ihre Augen irrten über alle die fremden Namen und suchten nach dem einen, der ihr ganzes Glück, ihr Leben in sich schloß. Und sie atmete auf, wenn sie ihn nicht fand. Sie ging mit Hermann Giesebrecht zu allen Stellen, die ihr Auskunft hätten erteilen können über Anselms Verbleib, ob er vielleicht verwundet in einem Lazarett läge, ob er gefangen sei ... ob er gefallen wäre? ... All diese bangen Fragen blieben unbeantwortet.

„Gewißheit muß ich haben," sagte sie auf dem Nachhauseweg zu Giesebrecht.

„Wie wolltest du dir die wohl verschaffen?"

„Ich fahre hin."

„Aber, Lotte! Wie stellst du dir denn das vor? Du kommst ja niemals in das Operationsgebiet!"

„Ich werd's versuchen, soweit als irgend möglich zu kommen."

„Dann werde ich dich begleiten."

„Nein, Onkel! Du nicht! ... Der strenge Winter ... die Anstrengungen ...," und sie stockte, um nicht mehr zu sagen.

„Ich fühle mich wohler als je ..."

„Nein! nein! Du nicht!"

„Aber, Kind, du kannst doch dieses Wagnis nicht allein unternehmen!"

„Onkel David wird mich begleiten."

Giesebrecht kannte ihre Willenskraft. Er widersprach ihr nicht mehr. Er war auch von der Nutzlosigkeit ihrer Bemühungen überzeugt.

Noch am selben Tage ging Lotte zu einem Hauptmann im Generalstab, einem vornehmen, liebenswürdigen Manne, dem sie früher oft in Gesellschaften begegnet war, und trug ihm ihre Bitte vor.

„Meine gnädige Frau! Was Sie da verlangen, können wir Ihnen unmöglich gewähren. Passierscheine, die Ihnen den Durchlaß gewähren würden, werden unter keinen, wie immer gearteten Verhältnissen an Privatpersonen ausgegeben. Das Generalkommando ist darin unerbittlich und muß es sein. Sie würden im besten Falle vielleicht bis Straßburg kommen, und dann wäre Ihnen die Welt mit Brettern verrammelt. Sie teilen das Los mit tausend Frauen. Was wir nicht erfahren konnten, würden Sie ebensowenig erfahren: Ob Herr Danieli in einem französischen Lazarett verwundet liegt, ob er gefangengenommen und gar nicht imstande ist, Nachricht zu geben, ob er ... Sie sind eine mutige Frau und müssen auf die traurige Möglichkeit gefaßt sein ... schon längst gefallen ist und in feindlicher Erde ruht ... für uns gilt er vorläufig als ‚vermißt'."

Lotte Hagedorn stand vor ihm, und die schöne, verzweifelte junge Frau tat ihm von Herzen leid.

„Was," sagte sie leise mit niedergeschlagenen Augen in tiefer Verzweiflung, „was soll ich denn nur tun?"

„Abwarten, gnädige Frau, sich bescheiden und ... vertrauen!"

Als sie die Tür hinter sich geschlossen hatte, stand er noch einen Augenblick sinnend da: Wie er dieser Frau im strahlenden Glanz ihres Reichtums, vor dem sich so viele beugten, begegnet war, und wie er sie jetzt wiedergesehen, bettelarm und verlassen ... Und kehrte dann zurück zur Arbeit, zur Pflicht.

Für Hermann Giesebrecht stand fest, daß Anselm Danieli nie mehr eine Nachricht geben könne, daß er längst gefallen sei und irgendwo in Frankreich in einem Massengrabe auf weitem Felde eingescharrt läge. Namenlos ... ruhmlos ... einer mehr unter all den Tausenden ... dieser schöne, liebe, junge Mensch, der erst hinausgespäht hatte ins Leben, der von diesem Leben noch alles erwartete: die Anerkennung der Welt und das Glück in seinem Heim ... Das alles war nun vernichtet ... hatte ein roher und barbarischer Zufall kurz und klein geschlagen ... Und alles

Hadern mit dem Schicksal nützte nichts ... Nur nicht mehr in die Vergangenheit blicken, nur vorwärts sehen ... nur darauf bedacht sein, Lotten eine Zukunft zu gewinnen ... Er wußte wohl, daß sein alter Freund David für sie sorgen würde ... mit vollen Händen ... Aber er kannte sie zu genau und wußte, daß sie, die ja doch nun nicht David Danielis Tochter hatte werden können, es als ein Geschenk auffassen und zurückweisen würde. Deswegen änderte er seinen letzten Willen und setzte Lotte Hagedorn als seine Universalerbin ein. Von ihm m u ß t e sie es ja annehmen, i h m brauchte sie ja dann nicht mehr zu danken! ... Marie Christiani muß sich durchkämpfen und wird es auch. Die Staatspension, die sie, solange sie lebte, erhalten muß, reicht zur allerdings bescheidensten Bestreitung des Haushaltes aus. Und seine Schwester, die gute Minna Schlegel, die ja glücklicherweise nicht in Gütergemeinschaft mit ihrem Manne lebt, wird ihr schon beispringen.

Als Giesebrecht von Doktor von Meisenbach zurückkehrte und sich's im Schlafzimmer bequem machen wollte, sagte ihm Frau Crüsemann, daß in der Wohnstube ein Herr warte, der sich durchaus nicht hatte abweisen lassen wollen, und als Giesebrecht die Tür kopfschüttelnd öffnete, sah er zu seinem nicht geringen Erstaunen seinen Schwager, den Herrn Kommissionsrat, elegant, geschniegelt und gedrechselt vor sich stehen, und all der aufgespeicherte Grimm, der tiefe Haß, den er gegen diesen alten Taugenichts hegte, wallte in diesem Augenblick in ihm auf.

„Was willst du von mir?"

„Ich wollte mich mal nach deinem Befinden erkundigen."

„Was willst du von mir? ... Ohne Umschweife!"

„Das ... nun das läßt sich nicht so in zwei Worten sagen ..."

„So sag's in vier!"

Er bot ihm nicht einmal einen Stuhl an.

„Ich habe viel Geld verloren."

„Wodurch?"

„Durch Spekulationen."

„Bei Becker und König?"

„Ja ... Du mußt mir helfen."

„Ich? ... Ich wüßte wahrhaftig nicht, unter welchem Rechtstitel du meine Hilfe beanspruchst?"

„Als mein alter Freund."

„Wir sind nie Freunde gewesen."

„Als Mann deiner Schwester."

„Die du malträtiert und kaputt gemacht hast, wie deine Lotte."

„Hermann! Du m u ß t mir helfen!"

„Und wenn ich's nicht tue?"

„Dann ist's aus!"

„Dann ist's eben aus!"

Giesebrecht hatte überhört, daß es mehrere Male klopfte. David Danieli trat ein. Er wollte sich zurückziehen, als er seinen früheren Associé sah.

„Bleib nur hier, David, du sollst das auch mit anhören!"

Schlegel wischte sich den Schweiß von der Stirn mit seinem batistenen Taschentuch, dem ein unangenehm aufdringliches Parfüm entströmte. Er fühlte, daß er hier nichts zu hoffen hatte, und sich weiter zu demütigen und noch gar vor diesem Menschen, diesem David Danieli, verspürte er kein Verlangen. Mit schnellen Schritten wendete er sich. Giesebrecht vertrat ihm den Weg und verschloß die Tür.

„Die Beruhigung habe ich wenigstens, daß Minnas Vermögen gerettet ist!"

„... Nein!"

Giesebrecht packte seinen Schwager am Rock und schrie entsetzt:

„Nein?"

„Es ist alles verloren!"

„Der da hat's dir vor Jahren prophezeit, ich hab's damals, als ich von drüben zurückkam, vorausgesehen und hab's dir

gesagt, welches Ende du nehmen würdest! ... Das Ende ist da! ... Und da es wohl das letztemal im Leben sein wird, daß wir miteinander sprechen, will ich dir noch meine Meinung gründlich sagen ..."

Er bebte am ganzen Körper, seine Hände flatterten, sein Gesicht war aschgrau geworden, und er stieß die Worte tonlos hervor:

„Gegen dich hast du gehandelt wie ein Esel, gegen deine Frau und deine Kinder hast du gehandelt wie ein Verbrecher! ... Wir haben nichts mehr miteinander zu schaffen ... und nun vorwärts!"

Schlegel warf die Tür hinter sich ins Schloß. Giesebrecht stand in der Mitte des Zimmers. Ihn packte ein jäher Schwindel. David Danieli hielt ihn. Und während er ihn langsam zum Sofa führte, griff Hermann Giesebrecht mit beiden Händen zum Herzen und stöhnte leise:

„Ich danke dir, David ... Sage Lotten nichts! ... Beinahe hätte mich dieser Mensch getötet!" ...

Er hatte sich schnell wieder erholt und ging öfters zu seiner Schwester. Er traf sie am Fenster, Wäsche ausbessernd, wie er sie bei seiner Rückkehr damals getroffen hatte; nur ein bißchen schmaler war das Gesicht geworden, verhärmter, blasser. Sie sprach von Marie Christiani, die sich tapfer und energisch hielt, von Lotten, die nun weiter in das dunkle Nichts starren müßte, von Anselm, den sie immer liebgehabt und den sie nun auch verloren hatte; von ihrem Manne sprach sie nicht. Und ihren Andeutungen, daß sie ihre Zinsen doch jetzt sehr einteilen müßte, da sie doch nun für beide Töchter zu sorgen haben werde, entnahm Giesebrecht, daß sie von der ganzen Größe des ihr drohenden Unglücks und von dem nahenden Zusammenbruch nichts ahnte. Dann ging er auch öfters zu seinem David und beriet in dem alten Kontor in der Königstraße mit dem, wie seine arme Schwester wohl vor der äußersten Not zu schützen wäre, und ob

es nicht möglich, noch etwas aus dem Ruin für sie zu retten. David Danieli versprach ihm, mit Becker und König in Verhandlung zu treten, obwohl er bei der bekannten Gefühlsseligkeit dieser Herren von der Nutzlosigkeit seiner Bemühungen überzeugt war. Und schließlich, meinte Giesebrecht, wäre es wohl das richtigste, wenn seine Schwester sich von ihrem Manne trennen würde, um mit Marie Christiani zusammen in einem Hausstand ihre Tage zu beschließen.

So war der März gekommen mit Schnee und Sonnenschein, mit Frost- und Tauwetter, mit grämlichem und wolkenlosem Himmel. Die deutschen Truppen waren in Paris eingezogen und hatten die französische Hauptstadt zwei Tage lang besetzt gehalten, die Friedensbedingungen waren von der Nationalversammlung angenommen worden. Alle Nachforschungen, die David Danieli, Hermann Giesebrecht und Lotte nach Anselms Verbleib anstellten, waren erfolglos geblieben. Es führte nicht einmal eine Spur zu seinem Grabe ...

Am vierzehnten März kam Lotte wie immer am Dienstag nachmittag zu Giesebrecht, um ihm die letzte amerikanische Bestellung zu übergeben. Er hatte sie mehrere Tage nicht gesehen, und er erschrak über die marmorne Blässe ihres Gesichtes, über die Tonlosigkeit ihrer so tiefen, wohlklingenden Stimme, über die Glanzlosigkeit ihrer so wundervollen, unergründlichen Augen. Nachdem das zwischen ihnen nun schon seit anderthalb Jahren bestehende Geschäft der Ablieferung und Bezahlung erledigt war, sagte Lotte:

„Lieber Onkel Hermann! Ich wollte dich fragen, ob du morgen vormittag um zehn Uhr der Einweihung des Arendtschen Waisenhauses beiwohnen willst?" Und leiser fügte sie hinzu: „Anselms Requiem wird aufgeführt werden."

Er sagte natürlich ja, und sie verabredeten, sich im Festsaale an der Ecke der dritten Reihe zu treffen. Sie würde jedenfalls früher dort sein und ihm den Platz reservieren.

Giesebrecht schloß den alten Sekretär auf:

„Hier, Lotte, hast du mein Bild! Du hast's verlangt, ich habe gehorcht, nun sieh zu, wie du mit dem Scheusal fertig wirst!"

Sie betrachtete die Photographie, und ein liebes Lächeln flog wie ein Sonnenstrahl über ihr bleiches Gesicht.

„Wart' noch einen Augenblick; ich will dir noch etwas auf die Rückseite schreiben ..."

Dann gab er ihr das Bild zurück, und sie las:

„Dulde! gedulde dich fein!
Ueber ein Stündlein
Ist deine Kammer voll Sonne!

14. März 1871. Dein
Hermann Giesebrecht."

Sie ging langsam bis zur Tür und drehte sich noch einmal um:

„Lieber Onkel Hermann ... ich danke dir! ... Mein Gott! wie könnte ich denn noch leben, wenn ich dich nicht hätte! ..."

„Ich werde noch lange bei dir bleiben, Lotte!" erwiderte Hermann Giesebrecht, und er versuchte, seinen Worten einen humoristischen Klang zu geben. „Der da oben hat mich nicht lieb ... der läßt mich hundert Jahre werden ..."

Es dämmerte schon stark im Zimmer, und sie konnte sein Gesicht nicht mehr erkennen; sie sah nur, wie er sich plötzlich umwendete und ans Fenster ging.

„Einundfünfzig bin ich ... na, Lotte, da haben wir ja noch 'ne hübsche Strecke miteinander zu marschieren ... Lauf, Kind, lauf! Damit mein David nicht mit seiner Abendsuppe zu warten braucht!"

„Gute Nacht, Onkel Hermann!"

„Gute Nacht, Lotte!"

„Auf Wiedersehen morgen!"

„Auf Wiedersehen!"

Die Menschen sahen auf den Kalender, ob sie sich denn nicht irrten, ob man denn wirklich erst den fünfzehnten März und nicht schon den fünfzehnten Juni schriebe, ob sie nicht am Ende gar ein Vierteljahr ihres kostbaren Lebens verschlafen hätten: so sommerlich heiß war der Tag. Ohne jeden Uebergang hatte sich der Wandel über Nacht vollzogen. Dem Sommer war nicht, wie es doch nun einmal in der Weltordnung seit längerer Zeit üblich, der Frühling vorangeeilt: diese köstlichste Zeit mit ihrem Erwachen, Werden und Blühen, mit ihrem Sprießen, Keimen und Schwellen, ihrem keuschen Reiz und beglückenden Zauber. Aus langem Winterschlaf war alles erwacht: in Baum und Busch, in Gebüsch und Gras regte sich's und strebte der Sonne zu, die auch die Menschen aus dunkeln und dumpfen Häusern herausgelockt und die ganze Stadt in goldenes Licht getaucht hatte: ein Feiertag der Natur, an dem sich jeder des Glücks, zu leben, bewußt wird, an dem auch der Traurigste wieder zu hoffen wagt. Die Damen konnten nicht früh genug ihre blumenreichen Strohschuten und Baregekleider, ihre Kantentücher und Sonnenknicker spazieren führen, und auf den Bänken Unter den Linden sonnten sich die ältesten Herren neben den jüngsten Kindermädchen.

Selbst auf Lotte Hagedorn übte die Sonne ihre Zauberkunst. Als sie in der Morgenfrühe von der Königstraße durch Alt-Berlin ging, als ihr das strahlende und leuchtende Licht durch all das Gewinkel und Häusergeschachtel den Weg nach der entfernten Belle-Alliance-Straße wies, als sie sich umsah und nur in fröhliche, sorgenbefreite Gesichter blickte, da blühte auch in ihr ein zarter Schimmer von Hoffnung auf, die Hoffnung, daß er, den sie liebt und dessen Werk sie jetzt erheben wird, aus Not und Gefahr, aus Kampf und Sieg endlich doch zu ihr zurückkehren und daß sich noch alles zum Guten wenden würde ... Ja! so dachte Lotte Hagedorn ...

Gegenüber dem großen Kirchhof, durch die Straße getrennt, schritt Lotte durch eine lange Baumallee, zu deren beiden Seiten

sich große Rasenflächen ausdehnten, zu dem Waisenhause, das heute eingeweiht werden sollte: ein langgestreckter Bau, der trotz der regelmäßigen Verhältnisse und trotz der langen Fensterreihen nichts Kasernenhaftes an sich hatte: einfach und ersichtlich vor allem zweckdienlich gehalten. Herr Doktor Schlössing, der sich als der Arzt des Hauses vorstellte, übernahm gern die Führung, und Lotte sah in alle diese hellen, lichten, freundlichen Räume, in die Schul- und Speise-, die Schlaf-, Turn- und Spielsäle, in denen für das leibliche Wohl und die geistige Entwicklung der Kinder mit weit ausschauendem Vorbedacht Sorge getragen war. Daran reihten sich die Verwaltungszimmer, die Wohnungen der Aerzte, Apotheker, Lehrerinnen, Gärtner und Handwerker, und durch die großen Fenster der im Souterrain gelegenen Küchen und Vorratskammern blickte Lotte hinaus in den weiten Park, in dem sich die Kinder tummeln und sich ihrer Jugend freuen sollten; eine kleine Welt, geschaffen von einer Menschenfreundin, deren ganzer Sinn nach schwerstem Leid darauf gerichtet war, wohlzutun und zu beglücken.

Der große, in schönen architektonischen Verhältnissen gebaute Saal, in dem das Anselm Danielische Requiem aufgeführt werden sollte, war bereits ganz gefüllt. Lotte nahm an der Ecke der dritten Reihe ihren reservierten Platz ein. Hermann Giesebrecht war noch nicht da. Auf der Galerie saßen die Waisen mit ihren Lehrern und Lehrerinnen, und unten hatten sich auf der Stifterin Einladung alle die vielen eingefunden, die ihre unglückliche Tochter gekannt, verehrt und geliebt hatten. Doktor Schlössing erklärte Lotten leise die Persönlichkeiten; in der zweiten Reihe vor ihr der Geheime Justizrat Doktor von Meisenbach zwischen dem Bankier Gericke und dem Professor Brüninger mit seiner Tochter Frau Toni; dort drüben Herr und Frau Rümmler, David Danieli, der Erbauer des Hauses, Hitzig, Frau Doktor Strahlendorff und aus allen Gesellschaftskreisen viele andere, die Cornelie Arendt ein treues Andenken bewahrt hatten; etwas

weiter hinten die alte treue Köchin Krabuschke und das Hausmädchen Minna, der Portier Schwengler, der Lohndiener Mergler und Herr Malermeister Hiddekopp aus Charlottenburg; dann die Verwandten der Waisen und das Personal der Anstalt. Auf dem in einen Lorbeerhain verwandelten Podium hatten in amphitheatralischem Aufbau die Sänger und Sängerinnen mit ihrem Leiter Aufstellung genommen. Unter leisem Klang der unsichtbaren Orgel führte Geheimrat Schlüter seine treue Freundin Frau Hedwig Arendt auf ihren Platz in der ersten Reihe. Alle erhoben sich beim Anblick dieser gütigen Dulderin, hinter deren schwarzem Schleier nur das schneeweiße Haar hervorleuchtete. Sonnenschein erhellte den Saal, und von irgendwoher aus dem Garten tönte zartes Vogelgezwitscher. Der Platz neben Lotten blieb unbesetzt. Wahrscheinlich hatte Hermann Giesebrecht sich durch die Menschen, die namentlich den Eingang versperrten, nicht hindurchdrängen wollen. Sie hätte ihn gern an ihrer Seite gesehen, sie hätte ihm, der verstand, was in dieser Stunde in ihr vorging, gerne die Hand gegeben und sich an ihn gelehnt, wenn Schmerz und Trauer sie unterjochen würden.

Feierliche und erhabene Weisen ertönten, heilige und weihevolle Melodien, fromme und gläubige Klänge, klagende, schmerzerfüllte Gesänge, die unwiederbringlich Verlorenes beweinten, die um Erlösung aus allem Leid flehten und in Ergebenheit in das Schicksal und wehmütigen Verzicht verhallten. Lotte Hagedorn starrte zur Decke, und jeder Ton klang zu ihr wie ein Gruß aus dem Geisterreich. Dann schloß sie die Augen, und an ihr vorüber zogen all die Stunden des tiefen, reinen und so kurzen Glückes, die sie mit ihm verlebt, all die Wünsche, die sie beide gehegt, all die Hoffnungen, die das grausame, unerbittliche Schicksal zertrümmert hatte für alle Zeit. In der Vorahnung des Geschicks, das ihn so früh und so jäh erreicht, hatte er sich selbst diese Totenmesse geschrieben und hatte alle seine Liebe für sie und allen Schmerz, daß er sie verlassen müsse für immer, in

diesen zarten und gewaltigen, diesen innigen und edlen Melodien dahinströmen lassen. Dann wieder erfüllte es sie mit Stolz, daß der, dem sie ihr Herz gegeben, der ihr, ihr ganz allein gehören sollte auf der weiten Welt, ein Meister gewesen, der den Menschen dieses Werk geschenkt. Aber dieser schnell erwachende Stolz versank, als sie das Miserere anstimmten, in Gram und Not, daß er beim ersten Schritt auf der Ruhmesleiter gestürzt, daß sein Mund verstummt ist und er in kalter, fremder Erde schlummert. So saß sie, bis das „Requiescat in pace" erklang und bis der letzte Ton verhallte ...

Als Lotte Hagedorn endlich durch das Gewühl langsam, wie mit gebundenen Füßen, die Allee entlang geschritten war und zaghaft in die laute, in hellem und schmerzendem Sonnenlicht leuchtende Straße treten wollte, bemerkte sie, daß der Geheimrat Schlüter ganz in Sinnen verloren und mit gesenktem Kopf neben ihr ging. Plötzlich erblickte er sie und drückte ihr die Hand. Nur mühsam schien er seine Gedanken zu sammeln. Dann sagte er leise und schnell:

„Frau Lotte! Waren Sie heute morgen schon bei Ihrem Onkel Giesebrecht?"

Der Ton, in dem er die Frage an sie richtete, war so seltsam, daß sie ihn beunruhigt ansah.

„Nein! Ich war gestern abend bei ihm. Wir hatten uns für hier verabredet; aber er ist nicht gekommen."

„Kommen Sie schnell mit mir ... ich fahre jetzt zu ihm." Die alte, mit den Schimmeln bespannte Doktorkutsche stand vor dem Eingang. Sie stiegen ein.

„Um Gottes willen, Exzellenz ... ist er erkrankt?"

„Ich wurde heute nacht gerufen ... ein furchtbarer Herzkrampf!"

„Warum haben Sie denn nicht zu mir geschickt?"

„Er wollte es nicht."

„Wer ist bei ihm?"

„Eine Schwester aus der Charité."
„Was ... was darf ich hoffen?"
„Nichts!"
„Es geht ... zu Ende?"
„Noch heut!"
„O mein Gott!" sagte Lotte ganz leise, und Schlüter, der täglich in diese Tragödien des Lebens blickte und alle Schmerzensausbrüche kannte, fühlte aus diesen wenigen Worten, daß hier ein Herz, zutiefst verwundet, zerbrach ...

Endlich, nach einer Fahrt, in der sich die Minuten zu Ewigkeiten dehnten, hielt der Wagen vor dem Eckhaus am Gendarmenmarkt. Der Fahrdamm war mit Stroh beschüttet. Lotte trat mit Schlüter in das Schlafzimmer, in dem leichte Dämmerung herrschte; um das grell hineinflutende Sonnenlicht abzuhalten, waren die Rouleaus herabgelassen. Die Schwester erstattete dem Arzt Bericht, daß die Schwäche zunehme. Der Kranke schlummerte. Schlüter fühlte den Puls.

„Ich kann jetzt nichts tun," sagte er leise zur Schwester ... „es wird noch ein paar Stunden, vielleicht bis gegen Abend dauern ... im Notfall wieder Morphium ... ich komme so bald als möglich wieder."

Dann führte er Lotten zum Fenster und flüsterte: „Frau Lotte, ich weiß, daß Sie eine tapfere Frau sind. Wenn er erwachen sollte, seien Sie heiter! ... Machen Sie ihm das Ende nicht zu schwer ... ich verlasse mich auf Sie!"

Da saß sie nun Stunde um Stunde und starrte in dieses liebe, treue Gesicht, auf dem der furchtbare Kampf, den er heute nacht mit dem Tode gerungen, tiefe Spuren eingezeichnet hatte. Was soll ihr nun noch das Leben? Welchen Sinn hat es denn noch für sie? ... Ja! sie fühlte, daß, nachdem sie den, den sie liebte, hatte opfern müssen, mit diesem Mann, der hier vor ihr lag, das Beste aus ihrem Leben gebrochen würde ... Was soll's? Was soll's? schrie es in ihr auf ... Was will das werden? ...

Frau Minna und Marie Christiani warteten im Wohnzimmer. Sie sprachen kein Wort. Sie waren sich bewußt, welcher Verlust ihnen bevorstand, sie fühlten, daß mit Hermann Giesebrecht der Treueste der Treuen fortging und daß die Lücke unausfüllbar sein würde. Frau Crüsemann, die es für ihre Ehrenpflicht hielt, ihre Gäste mit Kaffee zu bewirten, damit sie „doch wenigstens was Warmes im Leibe krichten", weinte in der Küche still vor sich hin. Und als sie mit dem Gebräu und dem Geschirr — sie hatte sogar die Tassen mit dem Goldrand genommen und Eß-, nicht Kochbutter, die sie sonst gern einschmuggelte, zum Beschmieren der Schrippen riskiert — als Frau Crüsemann in ihrer vollständigen Korsettlosigkeit ins Eckzimmer trat, das nun bald verwaist sein würde, hielt sie es doch in ihrer Stellung als Repräsentantin des Hauses für richtig, die gute Frau Schlegel zu trösten, die, ganz in sich gekauert, auf den Teppich starrte:

„Det is nu so, Madamken, wie et is; 'ran müssen wir alle; ick habe gewiß nischt jejen dem lieben Jotte ... aber mit meinem Herrn da drin hätt er sich wahrhaftig nicht so zu sputen brauchen!"

Der alte David kam, und ein Abglanz der im Waisenhause verlebten Stunden leuchtete noch auf seinem Gesicht. Sein Junge war ihm verloren; aber er hatte zu ihm gesprochen in Tönen, die er zwar nicht ganz verstand, die er aber als Großes und Erhabenes ahnte. Und als er hörte, daß „Hermann, mein Rabe" ihn nun auch treulos verlassen wollte, stellte er sich ans Fenster und weinte, während er ein Gebet murmelte, vor sich hin.

Im Sterbezimmer herrschte tiefe Stille. Nur mit Blicken fragte Lotte, und nur mit Blicken antwortete die Schwester. Hermann Giesebrecht erwachte. Er reichte Lotten die Hand.

„Das ist schön von dir ... sehr schön, daß du zu mir kommst ..." Und dann nach einer kurzen Pause: „Und das Requiem?"

„Ach, liebster Onkel Hermann! ... Herrlich war's ... ganz wundervoll ... in der nächsten Woche wird's noch einmal aufgeführt ... dann mußt du aber dabei sein!"

„Ich?" sagte er lächelnd.

„Natürlich! ... In ein paar Tagen stehst du wieder auf ... nicht wahr, Schwester? ..." Und mit einem Ruck, als ob sie ihr stürmisch klopfendes Herz in beide Hände nehmen und ihm wenigstens für diesen Augenblick Ruhe gebieten wollte, sagte sie mit glückseligem Ausdruck:

„Onkelchen! ... Anselm kommt ja zurück!"

„Wie?" horchte der Kranke auf.

„Ja! Denk dir nur ... heute morgen kam endlich Nachricht ... von ihm ... Er war gefangen ... Endlich ... endlich kommt er zurück!"

Ein seliges Lächeln flog über seine Züge und er murmelte: „Ach! Wie schön ... wie schön!"

Dann versank er bald wieder in Schlummer ... Die fünfte Nachmittagsstunde ... Schlüter trat ein.

„Ich werde hier bleiben," flüsterte er Lotten zu, „es geht zu Ende."

Der Kranke erwachte:

„Bitte Vorhang öffnen!"

Die Sonne ging hinter dem Schauspielhause unter und senkte ihren leuchtenden Scheidegruß hinüber zu Hermann Giesebrecht.

„Lotte!" sagte er mit sichtlicher Anstrengung, „komm ... näher zu mir!" Dann murmelte er, mit dem letzten Aufgebot seiner entschwindenden Kräfte in schon entschlummerndem Bewußtsein leise, so leise, daß es nur Lotte, die sich über ihn gebeugt hatte, hören konnte:

„Lotte! ... Ich ... habe ... dich ... sehr geliebt!"

Noch ein leichter Atemzug, und seine schönen, hellen, blauen Augen blieben starr auf sie gerichtet. So nahm Hermann Giesebrecht Abschied von Lotte Hagedorn ...

Ja! Nun bezog er seine kleine Wohnung: den schmalen bescheidenen Streifen Erde zwischen den beiden prunkvollen Erb-

begräbnissen. Und wenn auch noch nicht, wie der Beamte ihm damals prophezeite, die Blumen blühten ... die Vögel zwitscherten schon in den Zweigen und sangen ihm, als man ihn in die Gruft senkte, das Totenlied.

Nun muß auch ich Abschied nehmen von dir, mein teurer, unvergeßbarer Freund! Ich habe in diesem Buche dein Bild festgehalten, wie es mir aus meiner Jugendzeit noch vorschwebt: als des treuen Menschen, der du gewesen, als eines, wie es wohl wenig gibt, in deiner selbstlosen Güte und warmherzigen Freundschaft, dessen Andenken fortleben wird im Gedächtnis aller, denen das Glück beschieden war, deinen Lebensweg zu kreuzen, als die Verkörperung des schlichten, aufrechten, vorurteilslosen und ehrenwerten Bürgertums von Alt-Berlin ...

Wollt ihr, die ihr ihm durch diese Blätter gefolgt, ihr, die ihr ihn vielleicht liebgewonnen habt, wie ich ihn geliebt ... wollt ihr seine letzte Ruhestätte suchen? ... Sie ist nicht schwer zu finden. Hinter dem Rondell der großen Mittelallee nur noch wenige Schritte, und in der zweiten Reihe zwischen zwei großen Erbbegräbnissen werdet ihr den Stein sehen, unter dem er schlummert:

„Hermann Giesebrecht geboren 25. August 1820 gestorben 15. März 1871. Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein."

Einige Tage später wurde sein Testament eröffnet, das Lotten zur Universalerbin einsetzte. Von dem Gesamtvermögen waren zweitausend Taler abgezweigt, die zur Erziehung von Marie Christianis Kindern dienen sollten, und die kleinen, für die Schwestern Frau Pine und Frau Berta bestimmten Legate. Dann wurde es wieder still in dem Hause am Gendarmenmarkt, Frau Crüsemann trug eine Woche lang aus Bedürfnis und auch um der lieben Nachbarn willen ein dunkles Kleid und eine

große, schwarze Haube und hängte dann in philosophischer Trauer über die Haustüre einen Zettel: „In der Beletage ist hier ein sehr elegant möblierter Salon mit großem Schlafzimmer zu vermieten."

Noch einmal kam Lotte herauf, um genau nach den im letzten Willen ausgesprochenen Wünschen alle im Sekretär und der Kommode befindlichen Papiere, Briefe, Rechnungen, Geburts- und Einsegnungsscheine, Notizen und Militärausweise — ungelesen zu verbrennen. Als sie diese traurige Arbeit beendet hatte, rief sie die Wirtin herein:

„Frau Crüsemann! Mein Onkel hat gewünscht, daß Sie und die Pine sich in alles, was Sie an Kleidern, Wäsche und so weiter finden, teilen möchten. Ich schicke Ihnen die Pine heut nachmittag."

„Nee! ... So'n juter Mann! Un hat schon so frieh im Jrase beißen müssen ... Wissen Se: Ick kenne ville, die nich det Schwarze unter'n Narel wert sind und die loofen noch alle quitschverjniecht 'rum ... Ja! ja!" Sie seufzte schwer.

„Adieu, Frau Crüsemann! Leben Sie wohl und lassen Sie sich mal bei mir sehen!"

Lotte gab ihr die Hand und wollte zur Korridortüre.

„Ja, junget Frauchen!" meinte Frau Crüsemann, „wat soll denn nu mit die jroße Kiste, wo in die Kiche steht, jeschehen? ... Soll ick ihr zu Kleenholz machen?"

„Ist sie denn leer?"

„J woher denn? ... Die is so schwer ... kommen Se bloß mal her!"

„Wissen Sie, was drin ist?"

„Keene Ahnung nich ... die hat Herr Jiesebrecht seelich ... Jott schenk ihm die ewije Ruh ... immer feste verschlossen."

In der Ecke der blitzblanken Küche stand eine sehr große, mit einem Vorlegeschloß versehene Kiste.

„Det hier sind de Schlüssel, wo er jehabt hat," und während sie die an einem einfachen Bund befestigten Schlüssel durch die Finger gleiten ließ, sagte sie: „Hausschlissel ... Korridor ... det sind die Kofferschlissel, wo noch oben uff'm Boden stehen ... Watten Se mal ... det kennt er sein ... der kennte passen ... Na! Hab ick's nich jesacht? ... Klappt wie bei Renzen! ... Nanu? ... Da klingelt's ja ... Ick komme sleich zaruck."

Lotte war allein. Sie öffnete und sah hinein ... Was war denn das? ... Träumte sie denn? ... Wachte sie? ... Sie blickte wieder hinein ... dann hielt sie sich mit beiden Händen am nahen Herd fest, weil sie glaubte, umsinken zu müssen ... und wieder starrte sie hin und konnte es doch nicht glauben. In dieser Kiste hatte Hermann Giesebrecht all die hundert Dutzend Lampenschirme, die er ihr nun seit beinahe zwei Jahren bestellt und bezahlt hatte, aufbewahrt ... Zwei Jahre also hatte er ihr die fromme Lüge von dem amerikanischen Hause erzählt, zwei Jahre hatte er sie von jeder materiellen Sorge befreit, hatte sie unabhängig von ihrem Vater gemacht, hatte ihr mit der angestrengten Arbeit über all die trüben Stunden hinweggeholfen ... Welche Entbehrungen hatte er, der doch auch nicht im Ueberfluß lebte, sich ihretwillen auferlegt! ... Welche tiefe und heimliche Freude hatte ihm wohl das Gelingen dieses gütigen und zarten Betruges gewährt! ... Wie mußte er sie geliebt haben! ... Lange stand sie da und sann vor sich hin, und noch einmal tauchte er vor ihr auf in seiner nie versagenden Hilfsbereitschaft, in seiner alles verstehenden und alles verzeihenden Güte, der ihr mit Rat und Tat zur Seite stand und sie durch die Wirrnisse des Lebens mit fester Hand geführt hatte ... Das war nun vorbei für alle Zeit! ... Ja! Noch lange stand Lotte Hagedorn da und sann und sann, und die letzten Worte, mit denen er Abschied genommen hatte, flogen ihr noch einmal durch den Sinn:

„Lotte! ... Ich habe dich sehr geliebt! ..."

David Danieli ging in seinem Kontor unruhig auf und ab. Er erwartete einen seltsamen Gast. Einen, der früher hier zu Hause war, der dann aus Uebermut dieses Haus verließ, der an dieses Haus wie an „die Hölle" zurückdachte, der bei allen Heiligen geschworen hatte, dieses Haus nie wieder zu betreten, und wenn ihn zehn weiße Elefanten hinziehen würden, und der nun ohne diese freundliche Begleitung doch diesen Dornenweg gehen mußte. David Danieli erwartete seinen früheren Associé. Er hatte gestern Franz August Schlegel geschrieben, daß er ihn in seinem eigensten Interesse noch morgen vormittag besuchen sollte. Es wäre keine Zeit zu verlieren. Sollte der Herr Kommissionsrat bis zwölf Uhr nicht gekommen sein, so wäre die betreffende Angelegenheit damit erledigt. Kurz und deutlich. Und da Herrn Schlegel das Feuer auf den Nägeln brannte, da er rat- und kopflos nicht mehr ein und aus wußte und in dem „Todfeind" jetzt seinen einzigen Retter sah, kam er kurz vor zwölf über den ihm wohlbekannten Hof und klopfte bei „David Danieli Immobilien" an. Als wohlhabender Mann war er vor drei Jahren aus diesem Kontor gegangen, als verarmter Mann trat er jetzt wieder ein. Nicht die zehn weißen Elefanten hatten ihn bis zu der verhaßten Schwelle geführt, sondern die richtige Ueberlegung, daß es noch immer besser sei, sich heute vor dem einen zu demütigen, als morgen vor aller Welt. Die bebende Angst vor dem nahen Zusammenbruch, die endliche Erkenntnis der verzweifelten Lage hatten sein lächerliches Selbstbewußtsein, seine maßlose Verranntheit doch recht beträchtlich vermindert, und der königlich preußische Kommissionsrat Herr Franz August Schlegel bot dem simplen Häusermakler David Danieli einen sehr bescheidenen Gruß. Und Danieli überkam ein tiefer Ekel, als er diesen alten Hanswurst vor sich sah, der sich noch zu diesem Henkersgang hatte frisieren und parfümieren lassen.

„Setzen Sie sich," sagte er ohne jede Einleitung, „ich habe mit Ihnen zu sprechen. Hören Sie mir jetzt aufmerksam zu! Sie sind bankerott... bitte jetzt keine Einwürfe!... Sie stehen vor dem Ruin. Auf Wunsch Ihres Schwagers, meines verstorbenen Freundes, habe ich mit Becker und König verhandelt und habe sie jetzt so weit, daß sie zu einem Vergleich bereit sind, ich habe diese Herren in der Hand und kann den Druck auf sie ausüben. Damit Sie sich klar sind: Was ich getan habe, tat ich wahrhaftig nicht für Sie, ich tat es nur um Ihrer bedauernswerten Frau willen. Ich will die Sache mit Becker und König noch heute in Ordnung bringen, das heißt: Ihr Konto wird saldiert. Sie sind dann von morgen ein vollständig verarmter, aber Sie sind wenigstens ein freier Mann, der nicht mehr von diesen Blutsaugern gehetzt werden kann."

„Damit wäre allerdings viel erreicht, indessen..."

„Ich bin noch nicht fertig. An dieses Arrangement habe ich eine Bedingung zu knüpfen, die Ihnen zu stellen mich Ihre Frau und Ihre beiden Töchter beauftragt haben: das ist die Trennung von Ihrer Frau!"

„Wie?"

„Ich mische mich sonst nicht in Familienangelegenheiten. In diesem Falle muß ich es tun, da Ihre Frau durch den Tod ihres Bruders ohne jeden männlichen Berater ist. Ihre Frau hat mir nach reiflichster Ueberlegung mit Ihren Töchtern auf das entschiedenste erklärt, nicht mehr mit Ihnen leben zu wollen. Sie will mit Marie Christiani zusammen einen Hausstand bilden und wird dann unter allen erdenklichen Einschränkungen von dem Wenigen, was Sie ihr noch gelassen haben, leben... Also damit wir uns verstehen... klipp und klar!... Entweder Sie verlassen Ihre Frau noch heute, und dann arrangiere ich die Sache mit Becker und König..."

„Oder?"

„... oder ich gebe jeden Vermittlungsversuch auf. Dann beginnt die Hetze... Manifestationseid... Abpfändung... Sie kennen ja die Herren an der Burgstraßenecke zur Genüge..."

„Hm! Das... je nun... das muß ich mir doch noch überlegen..."

„Ich an Ihrer Stelle würde mir gar nichts überlegen... Spielen Sie mir doch keine Komödie vor... Das Gefühlsmoment, daß Sie sich von der Frau, die Ihnen so treu zur Seite stand, nicht trennen können, weil Sie sie liebhaben... das fällt doch weg... ich dächte, Sie haben durch Ihre Handlungsweise genügend Ihre Gefühle für diese bedauernswerte Frau bewiesen. Bliebe also nur, daß Sie so alles Ehrgefühl verloren haben..."

Schlegel sprang auf: „Herr!"

„Was beliebt?"

Die Männer standen sich durch den Schreibtisch getrennt gegenüber, und unbeirrt fuhr Danieli fort:

„... so alles Ehrgefühl verloren haben, daß Sie sich von Ihrer Frau nicht trennen wollen, um sich von ihr ernähren zu lassen!... Entschließen Sie sich schnell... ich habe mich mit Lotten verabredet... sie kann jeden Augenblick kommen... und ich denke mir, daß Ihnen diese Begegnung nicht gerade sonderlich angenehm sein würde... Also?"

Schlegel stand hinter dem blauen Gazefenster und sah durch den Hausflur Lotten sich dem Kontor nähern. Zuerst wollte er bleiben und wollte eine wunderschöne Versöhnungsszene aufführen, wie er sie so oft im Schauspielhause in den Raupachschen Rührstücken gesehen hatte. Sapperment! Die Lotte hatte doch geerbt... sehr stattlich geerbt, und sich unter diesen Umständen mit ihr zu versöhnen... Donnerwetter! Das ist doch nur Selbsterhaltungstrieb... Aber... er kannte die

Lotte und wußte, daß mit so billigen Effekten bei der nichts auszurichten war. Und das wußte er auch, was ihm bevorstünde, wenn Danieli seine Hand zurückzöge und die da in der Burgstraße nicht klein kriegte... Und plötzlich drehte er sich um und sagte:

„Ich willige ein!"

Schlegel trat auf den Hof. Lotte kam ihm entgegen. Ein Ausweichen war unvermeidlich.

„'Tag Lotte!"

„Guten Tag," erwiderte sie und sah ihn an mit einem Blick, den er sein Lebtag nicht mehr vergessen konnte: dieser Blick klagte an und beschuldigte, redete ins Gewissen, verurteilte... verdammte!... Dieser Blick umfaßte ihr ganzes Leben, das er bis in seine tiefsten Wurzeln zerstört hatte, dieser Blick war die Generalquittung für alles, was er verbrochen hatte an der Mutter... an ihr selbst! Ja! Durch alle Sümpfe und Niederungen, durch Morast und Pfützen folgte ihm dieser Blick: der anklagende Blick seines eigenen Kindes!

So kam's, daß die Ehrenmänner an der Burg- und Königstraßenecke, die bei dem Prozeß Christian Hagedorn und Söhne nur noch gerade so mit blauem Auge durchgerutscht waren, das Konto saldierten, so kam's, daß Marie Christiani mit Kind und Kegel in die Wilhelmstraße zog, so kam's, daß der Herr Kommissionsrat Franz August Schlegel sich in einem Hause in der Poststraße, in dem viele verirrte Schäflein wohnten, eine Chambre garnie mietete, und daß er sich die Ellenbogen seiner noch eleganten Röcke auf den klebrigen Tischen bei Kranzler und Josty, bei Spargnapani und d'Heureuse blank wetzte, bis dann dieser würdelose und unverbesserliche alte Straßenjunge endlich im Gewühl der großen Stadt untertauchte und unterging... Ja, so kam's!...

Und so kam es auch, daß sie wieder nach langer schwerer Zeit im „Stall" aßen. Es war alles so wie einst geblieben und war doch so ganz, ganz anders geworden. Wohl segelten die verblaßten rosa Wölkchen noch an der Decke; wohl schnäbelte noch das Liebespaar auf dem in der Mitte durchbrochenen Rouleau, wohl warfen die alten Baumkronen — es war schon Anfang Mai geworden — ihr dämmerig-grünes Licht. Zwischen den Fenstern hingen noch die hohen, schmalen Spiegel, vor denen sich die Porzellangruppen zum Sterben langweilten, wohl kreischte das Büfett noch in den Türangeln: ja, es war alles so wie einst geblieben und war doch ganz, ganz anders geworden. Der runde Eßtisch war nicht mehr ausgezogen; seine Größe genügte denen, die da ihre Mahlzeit einnahmen: Frau Minna, Marie mit ihren Kindern und Sonntags auch Lotte mit Carlemännchen und Pine. Der Wirt des Hauses, der einst, mit der weißen Weste angetan, so imposant die Kalbskeule tranchierte, war verzogen, „unbekannt wohin"; Richard Christiani schlief auf dem Felde der Ehre, Otto Hagedorn schlummerte da draußen vor dem Tore unter einem Efeuhügel, und, wie er auch im Leben eine ganz andere Straße gewandelt, ruhte Hermann Giesebrecht in einer ganz anderen Gegend des Friedhofs seine müden Knochen aus. Aber auch im Personal des Hauses waren umwälzende Aenderungen eingetreten: das kleine, bucklige Fräulein Riese war — wir wissen's ja schon — der Krakeelsucht des Hausherrn zum Opfer gefallen, und die beiden Uckermärker Trampel hatten einem Mädchen für alles, einem sauberen, fleißigen Frauenzimmerchen, den Platz räumen müssen. Frau Minna hatte diesen Wechsel wohl aus Sparsamkeit vorgenommen, aber sie hätte ihn auch eintreten lassen müssen, wenn sie nicht die in sehr beschränkten Verhältnissen lebende Frau Schlegel, sondern Frau von Schickler oder Madame Mendelssohn gewesen wäre. Nein! Es ging wirklich nicht mehr mit der Uckermark. Die geräumige Köchin hatte

eine tiefe und innige Leidenschaft zur „Pulle" gefaßt, mit der sie über Gebühr oft Zwiesprache hielt, und Emilie Schwiebus — ja du lieber Himmel, wie soll ich das nur berichten? — also Emilie Schwiebus hatte eine kleine Unannehmlichkeit gehabt, und dieses illegitime, mit einem beträchtlichen Mangel an Mutterliebe begrüßte kleine Vergnügen wuchs bei Emiliens Eltern in Neustadt bei Granzow, Post Malchow, auf. Emilchen bezeichnete vor Gericht als Verursacher des Knäbleins den Mohren des Prinzen Karl. Der leugnete zwar heftig, es nutzte ihm aber nichts. Denn der Bengel war kohlrabenschwarz. Nein! Es ging wirklich nicht mehr mit der Uckermark ...

Wie gerne hätte Frau Minna den alten David, diesen verdüsterten Mann, bei sich zu Tisch gesehen, wie oft hatte sie ihn gebeten, Sonntags ihr einfaches Mittagsbrot mit ihr und ihren Töchtern zu teilen! Das bißchen Behaglichkeit, das sie jetzt noch umgab, daß sie wenigstens die ihr lieb gewordene Wohnung behalten konnte ... das alles verdankte sie doch ihm, der die Sache Becker und König so geschickt arrangiert hatte, daß noch wenigstens eine Kleinigkeit für sie übrigblieb ... Aber er kam nie zu Tisch. Warum sollte er jetzt noch in seinen alten Tagen Lebensgewohnheiten aufgeben und eine Schranke überspringen, die ihm Geburt, Ueberlieferung, Erziehung und schließlich auch Ueberzeugung gezogen hatten!

Während die drei Frauen ihr schweigsames, nur hie und da von Kindergeplapper unterbrochenes Mahl einnahmen und jede von ihnen ihren Gedanken nachhing, ging David Danieli durch die nun seit gestern fix und fertige Villa in der Bendlerstraße. Die Fenster und Türen standen offen, die Räume waren leer, und seine Tritte hallten durch das Haus, das noch nach Oelfarbe und Bohnerwachs roch. Wie war das nun alles anders gekommen, als er's ersehnt hatte! Nach einem in rastloser Arbeit verbrachten Leben wollte er sich in diesem Winkel zur

Ruhe setzen, wollte er sich an dem Glück seines Jungen freuen, und der, für den er alles dem Leben abgerungen, für den er das hier bereitet, hatte ihn treulos verlassen. Diesen Eckſaal mit der Aussicht auf den alten Park hatte er sich als Arbeitszimmer für Anselm gedacht... Hier sollte das Bild der schönen blassen Frau hängen, dort drüben sollte Anselms Flügel stehen ... am Fenster der Schreibtisch... an der langen Wand die Bibliothek... und nun?... Und nun?... War es ein Unglückshaus, das er da gebaut hatte? Wollte ihn das Schicksal für seinen Uebermut strafen, daß er, der sein Leben lang da hinter in dem düsteren, kalten Hofkontor verbracht hatte, plötzlich nach Licht und Luft, nach Sonne und Schönheit verlangte? ... Der eine war von ihm gegangen, und der andere, dem er damals im Scherz die Stelle des Pförtners angeboten hatte, damit er jedem, der hier den Frieden stören wolle, den Einlaß wehre... der andere hatte sich auch aus dem Staube gemacht ... Vorbei! Vorbei!... Was soll nun aus diesem Hause werden? Jetzt in der Kriegszeit kann er's nicht verkaufen... Vielleicht findet sich später einer, dem's gefällt...

Danieli stand am Fenster und sah in den sonnigen Park, in dem sich die alten Baumkronen wiegten und neigten... Noch nie hatte er sich so einsam gefühlt wie in diesem leeren, öden Hause... Und als er so sann und mit dem Schicksal haderte, das ihm die Liebsten, die er besessen, geraubt hatte, hörte er plötzlich Schritte, die näher und näher kamen, und vor ihm stand Lotte.

„Ja, Lotte! liebes Kind... was... was willst du denn hier?"

„Ich... ich habe mich bei Mama beurlaubt," antwortete sie und sah ihm mit tiefer Innigkeit in die Augen, „ich wollte nicht, daß du hier zum ersten Male so ganz allein bist!"

„Laß uns zusammen tragen, Lotte, was uns auferlegt ist... zu zweit trägt's sich doch leichter!"

„Ja, du hast recht! Es trägt sich doch leichter," und um dem tiefgebeugten Mann Trost zu spenden, dessen sie selbst so sehr bedurfte, sagte sie:

„Onkel Hermann hat mir auf sein Bild geschrieben:

„Dulde! gedulde dich fein!
Ueber ein Stündlein
Ist deine Kammer voll Sonne!"

Und Onkel Hermann hatte immer recht. Vertrauen und sich gedulden ... das wollen auch wir! ... Nicht wahr?"

David Danieli sah sie an und dann murmelte er, ganz bezwungen von ihrer Güte:

„Vertrauen und sich gedulden! ... Ja, mein Töchterchen, das wollen wir!"

Und jeder von ihnen wußte insgeheim, daß ihr Vertrauen nicht belohnt, ihr Geduldeu vergeblich, und daß der heiße, sehnsüchtige Wunsch, den sie beide hegten, nie mehr in Erfüllung gehen würde ...

Während es drüben überm Rhein noch grollte und donnerte, während die Schreckensherrschaft der Kommune in Paris wütete, viele tausend Opfer forderte und der Wahnsinn der Aufständischen die Tuilerien in Trümmer und Asche legte, rüstete sich Anfang Juni Alt-Berlin, seine Sieger würdig zu empfangen: durch eine Triumphstraße sollten sie ziehen, deren Glanz und Schönheit, deren Pracht und Reichtum ohnegleichen wäre. Hochragende, mit vergoldeten Tannen umwundene Ehrenpforten und Siegesbogen, Säulen und Monumente, ein Meer von Rosen und Maiglocken, von Flieder und Jasmin, von Syringen und Glyzinen, von Palmen und Lorbeer, Girlanden und Gewinde, Festons und Kränze sollten ihnen entgegenleuchten und -duften, ein Wald von Masten und Fahnen, von Wappenschilden und

Flaggen sich vor ihnen neigen: es sollte eine Huldigung werden, beispiellos wie die Siege, die sie errungen. So wollte Alt-Berlin den zurückkehrenden Helden seinen Dank zu Füßen legen. Aber nicht nur die große Feststraße ... die ganze Stadt mit ihren Plätzen und Brücken, ihren Denkmälern und Kirchen, ihren Toren, Straßen, Gassen und Winkeln sollte im strahlenden Schmuck prangen, ein jedes Haus, ob schön oder häßlich, ob reich oder arm, sollte den Siegern sein Willkomm entgegenrufen.

Auch David Danielis altes Gerümpel in der Königstraße mußte sich bequemen, seine von Wind und Wetter zermürbte Fassade mit Tannengirlanden zu schmücken. Zuerst hatte sich der alte David dagegen gesträubt: denn sein Haus durfte keinen Helden erwarten, sondern mußte einen beweinen. Aber endlich hatte er den Bitten Lottens nachgegeben, die es vermeiden wollte, dem Schmerz, den sie erduldeten, äußerlich Ausdruck zu verleihen, und so ließ er sie gewähren.

Lotte war allein.

David Danieli war heute, am zweiten Juni, wie alljährlich am Sterbetage seiner Frau in den Tempel gegangen, um dort für ihr Seelenheil zu beten und ihr in wehmütiger Erinnerung zu danken für alles, womit sie sein und seines Anselms Leben verschönt hatte. Heute lag ihm die schwere Pflicht ob, in seine Klage seinen geliebten Jungen mit einzuschließen, der nun auf immer von ihm gerissen in fremder Erde schlummerte. Und in das Gebet, das von der Kanzel tönte: „Herr, der du Wunden schlägst und wieder heilst, der du die Tränen trocknest von jedem Angesicht, senke den Balsam deines Trostes in das Herz der Trauernden, daß sie versöhnt mit deinen Fügungen deinen Namen preisen und heiligen jetzt und in allen Zeiten," und in die tiefe und feierliche Stille, die im Gotteshause herrschte, mischte sich das leise Schluchzen des alten Mannes.

Lotte war allein. Sie hatte die Pine mit Carlemännchen auf die Straße geschickt, damit er sich an dem bunten Leben, an den

festlichen Vorbereitungen, dem Aufbau der Tribünen, dem Einrammen der Flaggenmaste erfreuen sollte. Blümchen und Florchen beteten im Tempel für ihre verstorbene Herrin. Lotte hatte deren Bild mit einem Kranz umwunden, damit David es bei seiner Rückkehr geschmückt fände. Draußen befestigten sie die Girlanden. Und jeder Hammerschlag traf sie ins Herz und jeder Hammerschlag erinnerte sie an den Schreckenstag, den sie damals in der Jägerstraße erlebt hatte. Bis es endlich Mittag schlug und sich die Arbeiter entfernten. Lotte Hagedorn war allein. Eine tiefe, bebende Stille umgab sie. Sie stand am Fenster und starrte hinaus auf die Straße, die in mittäglicher, beinahe feierlicher Ruhe lag. Nur vom Turm der nahen Parochialkirche klang es zu ihr herüber: „Nun danket alle Gott ..."

Die Flurglocke schlug an, schrill, heftig, als ob jemand ungeduldig Einlaß begehre. Und ehe Lotte durch den Korridor gehen und die Türe erreichen konnte, tönte die Glocke noch einmal, noch heftiger, noch ungestümer. Lotte öffnete. Der Hauptmann aus dem Generalstab, den sie damals um den Passierschein gebeten hatte, stand vor ihr. Sie begriff; sie fühlte, daß er gekommen war, ihr auch den letzten Hoffnungsschimmer zu rauben, daß ihn sein Mitgefühl zu ihr geführt hatte, um ihr mit schonenden Worten die Gewißheit, das Grausige zu sagen. Sie hielt sich an der Klinke der Tür fest.

„Meine gnädige Frau!" sagte er und nur mit Mühe konnte er die ungeheure Erregung bemeistern, die ihn beherrschte, und dann jubelte er ihr entgegen:

„Anselm Danieli lebt!"

Er trat in den Flur; er ergriff ihre Hände, weil er sah, daß sie schwankte. Das Blut sauste ihr in den Ohren, nur in einem roten Dunst sah sie ihn vor sich.

„Er lebt! Meine unermüdlichen Nachforschungen haben ergeben, daß er in einem Gefecht am 24. Dezember gefangengenommen wurde. Hören Sie mich denn, gnädige Frau? ... Er

ist dann nach Afrika transportiert worden ... Dort in der Nähe von Algier hat er, vier und einen halben Monat, abgeschnitten von aller Welt, zugebracht ... Er lebt! ..."

Lotte sah ihn an; sie war keines Wortes fähig.

„Er ist auf der Rückkehr. Einen früheren Urlaub ihm zu erwirken, ist mir nicht gelungen, er ist zur Besatzung von Chaumont kommandiert. Aber gedulden Sie sich! ... Am 16. Juni werden Sie Ihren jungen Helden mit den Siegern durch das Brandenburger Tor ziehen sehen."

Er wußte nicht, ob sie ihn verstanden habe; er hielt noch ihre Hände fest, weil sie einer Ohnmacht nahe war. Plötzlich sah sie ihn an mit einem Blick, wie ihn dieser wetterfeste, willensstarke Mann noch niemals gesehen hatte: es lag etwas Heiliges, etwas Ueberirdisches in diesem Blick. Dann beugte sie den Kopf, und plötzlich, ohne daß er es wehren konnte, drückte sie einen langen Kuß auf seine Hand. Und als er die alte, knarrende Treppe hinunterging, war er mit sich zufrieden, denn er fühlte, daß er da ein verzagtes und verzweifeltes Herz aufgerichtet und beglückt hatte.

Noch immer stand Lotte Hagedorn in dem dunklen Flur und starrte um sich und sah den alten, wurmstichigen Kleiderschrank, den eisernen Schirmständer, die Hängelampe ... Und sie wurde sich bewußt, daß sie das nicht geträumt habe, daß sie's erlebt ... daß es kein Spuk war, kein Trugbild, sondern die Wahrheit, daß nicht ein Phantom, sondern ein Mensch, ein gütiger, edler Mensch ihr die Worte entgegengejubelt hatte:

„Er lebt!"

Hermann Giesebrechts Prophezeiung wird also in Erfüllung gehen, und ihre Kammer wird voll Sonne sein ...

David Danieli kam nach Hause. Sie hörte ihn die Treppe hinaufsteigen. Er öffnete die Korridortüre. Und mit dem letzten Aufgebot ihrer schwindenden Kräfte stürzte sie ihm an die Brust:

„Vater! Er lebt!"

Die nächsten zwei Wochen verbrachte Lotte Hagedorn in tiefinnigster Seligkeit, die sie von der dunkeln Vergangenheit loslöste, die ihr alle Erdenschwere nahm, die sie in die strahlende und leuchtende Zukunft blicken ließ. Nun hatte endlich das heiß ersehnte Glück angeklopft, nun wollte sie ihm öffnen, weit ... weit öffnen, daß es ihr nicht noch einmal treulos den Rücken wende. Ja, in tiefinnigster Seligkeit, in beglückender Ruhe, seitdem ihr der Brief, den sie nun in Händen hielt, die Gewißheit gab, daß es Wahrheit sei, daß er lebt.

..... 5. Juni 1871
Haute-Marne.

Mein liebes Herz! Wie soll ich's Dir nur sagen! Wie soll ich's Dir nur erklären! Wir haben lange nichts mehr voneinander gehört. Ich bin am 24. Dezember in einem Gefecht, in dem die unerwartete Uebermacht zu groß war, gefangengenommen worden. Mit hundertachtzig unserer Leute wurde ich nach Beruagia, einer Eisenbahnstation weit hinter Algier, transportiert. Diese Qualen der Einsamkeit, diese Unmöglichkeit, Dir sagen zu können, wie ich leide, wie ich an Dich denke, wie ich mich nach Dir sehne, wie ich Dich liebe! Wenn die Sonne erbarmungslos niederbrannte auf den weißen Sand, wenn Häuser, Bäume, Mensch und Tier in entsetzender Blässe erschienen, wenn die Hitze, der Durst, das Gefühl der Erniedrigung mich niederdrücken und unterjochen wollten, dann erschienst Du mir, dann hast Du mich errettet! Und nachts in der tiefen Stille, die nur unterbrochen wurde von den eintönigen Schritten der Wachen, sah ich durch das vergitterte Fenster in den mit Millionen funkelnden Sternen übersäten Himmel, und alle meine Gedanken, meine Hoffnungen und Wünsche, mein Sehnen und Verlangen eilte zu Dir! ... Vorüber! Vorüber! ... Ich bin frei, Lotte, ich komme zurück, ich schließe Dich bald in meine Arme.

Dein Anselm.

David Danieli war nicht mehr zu sprechen. Er erteilte nur bei den Mahlzeiten Audienzen und verschwand dann wieder. Er wollte die Villa in der Bendlerstraße einrichten, er wollte seinen Jungen im neuen Heim ans Herz drücken. Aber Lotte redete ihm den Plan aus. In seinem ehrwürdigen alten Elternhause, in dem er seine Jugend verbracht, an das ihn Tausende frohe und schmerzliche Erinnerungen knüpfen, in dem sie sich gefunden, um sich nun nie mehr zu verlieren ... hier sollte Anselm Danieli zum ersten Male ausruhen nach all der Qual und Not.

Nun dämmre auf, du Göttertag!" ... Mit dem grauenden Morgen begann die Völkerwanderung. Aus allen Adern der Riesenstadt floß das Blut dem Herzen, der Feststraße zu, aus allen Kanälen strömten die Menschenwogen zur Via triumphalis, über alle Märkte und Plätze und Brücken, aus allen Straßen und Gassen, Gäßchen und Winkeln fluteten sie, alle Häuser, Höfe und Keller spielen sie aus, all diese frohlockenden, glückstrahlenden Menschen, die alle dem einen Ziel zustrebten, die alle die eine Sehnsucht trieb, ihren Helden zu huldigen. Von allen Dächern und Kuppeln, von allen Toren und Monumenten wehten die Fahnen und Flaggen im warmen Sommerwind, von allen Häusern und Tribünen, allen Balkonen und Fenstern grüßten Teppiche und Tannengewinde, an allen Straßenecken und -übergängen tönte das „Heil dir im Siegerkranz", und durch die Hunderttausende drängten und schoben sich die fahnen- und blumengeschmückten Landauer und Jagdwagen, die Staats- und Prunkkarossen, Equipagen und Karren, Tilburys und Kremser, Gigs, Omnibusse, Droschken, Stell-, Markt- und Rollwagen. Ueber den tosenden Wirrwarr, über den betäubenden Lärm, über Dröhnen und Schreien, über dieses unermeßliche Chaos hinweg gellten die Stimmen der Kaiser- und Bismarck-Bilder, Kornblumensträuße und Fahnen, Lorbeer- und Eichenkränze feilhal-

tenden Verkäufer, und die Sonne, die leuchtende, strahlende Sonne lachte auf dieses wundervolle Volksfest, auf dieses erhabene Schauspiel.

Von der rechtseitigen Tribüne am Pariser Platz blickte David Danieli mit Lotten, der Pine und ihrem Carlemännchen hinab auf diesen in hinreißendem Glanze lodernden gewaltigen Festsaal mit seinen Triumphbogen und Ehrenpforten, seinem Blumenschmuck, seinen Tribünen, seinen Masten und Fahnen, und von der Höhe des mit goldenem Lorbeer umwundenen Brandenburger Tors zog die Siegesgöttin durch die helle Sommerluft und lächelte auf die unübersehbaren Menschenknäuel, auf dieses unermeßliche Gewimmel, auf diese Hunderttausende, die auf den Balkonen, Dächern, Gerüsten, Bäumen und Laternen dem feierlichen Augenblick entgegenharrten, auf alle diese seligen Menschen, die in inniger Demut, in flammender Begeisterung und unauslöschlicher Dankbarkeit ihren Helden zujubeln wollten, auf alle diese glücklichen Menschen, von denen sich jeder einzige bewußt war, daß er diese erhabene Stunde in Freud und Leid, in Glück und Trauer niemals vergessen konnte, diese weihevolle Stunde, von der er seinen Kindern und Enkeln noch erzählen und sie anspornen wird, wenn das Vaterland je wieder in Gefahr, es den tapferen Rittern gleichzutun, deren Nahen jetzt das ungeheure Brausen verkündete.

Lotte Hagedorn sah das alles nur durch einen Schleier. Sie hatte sich vorgenommen, standhaft zu bleiben im Glück, wie sie standhaft geblieben war im Leid. Aber als die Musikkorps das „Nun danket alle Gott" anstimmen, als all die Tausende das fromme Lied mitsingen und alt und jung, hoch und niedrig, Männer und Frauen, Greise und Kinder die Häupter entblößten, als die Glocken von allen Türmen der Stadt zu läuten beginnen, als die Salven vom Lustgarten herüberdonnern, als der Kaiser, umgeben von den Männern, die das Deutsche Reich geschmiedet haben, den Degen senkt vor seinem Volk... da hat sie's doch

übermannt, und einen Augenblick lehnt sie sich an David Danieli...

Trommelwirbel, Trompetengeschmetter und rauschende Fanfaren rufen sie wieder in die Wirklichkeit. Und plötzlich ein wilder jubelnder, die Luft erschütternder Aufschrei aus Tausenden, Hunderttausenden Kehlen, ein brausender Tumult, ein glühender, jauchzender Ausbruch der Begeisterung; ein Sturm, der immer wächst und anschwillt, ein Feuer, das um sich greift und auflodert zu herrlich leuchtenden Flammen: Die Sieger mit eichenumwundenen Bajonetten ziehen durch das Brandenburger Tor! Alle diese bärtigen, staubbedeckten, blonden Hünen, die Weib und Kind, die Haus und Hof verließen, um für die Ehre und die Zukunft ihres Vaterlandes zu kämpfen. Unter ihren Tritten zittert der Boden... in der Sonne gleißen die erbeuteten goldenen Adler, im Winde flattern die zerschossenen Fahnen... und in ungeheurem, gewaltigem Jubel ruft Alt-Berlin den Helden sein Willkomm zu.

Lotte hat jetzt wieder die Herrschaft über sich gewonnen. Sie ziehen vorüber in endlosem Zuge... Tausende... Tausende, und jedem späht sie ins Gesicht... in jeder Reihe, die vorbei marschiert, hofft sie ihn zu finden, und mit jeder Reihe, die ihn ihr nicht wiederbringt, wird sie verzagter und hoffnungsloser... Und sie ziehen vorüber... immer vorüber in endlosem Zuge... Tausende... Tausende... So soll denn ihr Glück noch einmal in Trümmern vor ihr liegen?...

Und plötzlich schreit die Pine auf: „Jroßer Jott!... Jroßer Jott!... Da... der nächste Fliejelmann... der Herr Anselm! ... der Herr Anselm!"

Lotte hält ihr Herz, das seine Wände zu sprengen droht. Sie sieht ihn und er sieht sie, und sie küssen sich mit ihren Blicken. Von der afrikanischen Sonne gebräunt, das Gesicht von dichtem Bart umrahmt, sieht er hinauf zu ihr, und seine Augen leuchten ihr in wundervollem Glanz entgegen. Alle Qual der Trennung,

aller bohrende Gram, alle verzehrende Sehnsucht wischt dieser Augenblick fort: er sieht sie und ihm ist, als ob sich die Wölbung dort oben öffnete und er tief ... tief in den Himmel blicken könnte. Ganz, wie er geträumt, als er damals Abschied von ihr nahm, kehrt er zurück, sieht sie ihn wieder. Seine Brust ziert das Ehrenzeichen, und Lotte wirft ihm den Lorbeer zu, mit dem er hell auffjauchzend seinen Helm schmückt ... Sie ziehen vorüber ... Tausende ... Tausende ... Lotte Hagedorn hört nicht mehr die schmetternde Musik, nicht den tosenden Lärm, nicht das Läuten der Glocken, nicht den Donner der Kanonen; sie sieht nicht mehr Federbüsche und goldstrotzende Uniformen, sie sieht nicht mehr den vorüberziehenden Wald der Bajonette, nicht Häuser, Bäume und Menschen. Sie sieht nur die in der Sonne leuchtende, mit dem Lorbeer gezierte Helmspitze, die immer weiter und weiter durch die Triumphstraße getragen wird von dem, dem ihr Herz gehört, solange sie gelebt hat und solange sie leben wird.

Nur langsam fluteten die ungeheuren Menschenwogen zurück, und nur mit Aufbietung aller Kräfte gelang es Danieli und Lotten, ihr Schiff durch diese wilde Brandung zu steuern. Der alte David hatte Carlemännchen auf seine Schultern gesetzt, und dieses kleine Kerlchen vermochte mehr als der kräftigste männliche Schutz. Denn all die Menschen machten instinktiv Platz vor diesem Kinde, vor seiner Unschuld, seiner Ahnungslosigkeit, seiner Ohnmacht. Endlich gewannen Danieli, Lotte und die Pine durch das Gedränge und Ameisengewimmel die Königstraße und ihr Haus.

Anselm hatte Lotten und den Vater wissen lassen, daß sie ihn erst in einigen Stunden nach dem Te Deum im Lustgarten und dem Abmarsch in die Kaserne erwarten könnten.

In dem weißen Kleid, das Lotte zum erstenmal wieder nach langen Jahren trug, sah sie aus wie eine Braut. Das Glück

hatte ihr ihre Schönheit, ihre Anmut, den vollen Zauber ihrer Jugend zurückgegeben. Nur eine weiße Strähne zog sich durch ihr schwarzes Haar, das, noch wie einst in Zöpfen geflochten, einer Krone glich. Aber nicht mehr der Dornenkrone der Dulderin, sondern der Krone der Herrscherin, die mutig und tapfer den Sieg errungen hatte über das Leben.

Sie hatte auf Anselms Schreibtisch unter einen Lorbeerkranz die gestochene Partitur des Requiem gelegt.

Den alten David hat's oben nicht mehr gelitten. Er steht in dem breiten zugigen Torweg und späht und wartet.

Lotte ist allein. Die Sonne lacht hell ins Zimmer. In fieberhafter Ungeduld geht sie auf und ab vom Fenster zum Ofen und zurück. Immer auf und ab ... ruhelos auf und ab. Sie horcht, sie lauscht, sie eilt hinaus, sie beugt sich über das alte, blank gewetzte Geländer ... Minute um Minute vergeht ... Viertelstunde um Viertelstunde verrinnt ... er kommt nicht ... Will diese Marter denn ewig dauern? ... Da hört sie plötzlich von unten eine Stimme schallen, die sie unter Millionen erkennt ... eine Stimme, deren Klang immer näher und näher kommt ... Sie hält sich an der Balustrade fest ... Tür und Treppe, Geländer und Flurfenster drehen sich im Kreise ... ihre Füße tragen sie nicht weiter ... wie eingewurzelt steht Lotte Hagedorn da ... Immer näher und näher tönt die geliebte Stimme ... tönt wie Läuten silberner Glocken, tönt wie Schmettern jubelnder Fanfaren ... immer triumphierender, immer übermütiger, immer frohlockender ... Jetzt sieht sie ihn ... ihre Augen leuchten sich entgegen ... noch zehn Stufen ... noch fünf ... ein jauchzender Schrei ...

Und wortlos halten sie sich umschlungen.

Die nachfolgenden Seiten werden
freundlicher Beachtung empfohlen

FELIX PHILIPPI

Die Sieger

Roman

In dem vorliegenden Buche führt der Verfasser ein paar Künstlerschicksale vor, die freilich nicht ganz ungewöhnlich sind, aber immer wieder das Mitempfinden wachrufen. Das allzufrühe Versiegen einer genialischen Kraft erschüttert uns, aber wir werden versöhnt durch die Größe, womit dieses Geschick ertragen wird. Am Ende siegt das echte Können über die Halbheit, die nach falschem Ruhme trachtet, um den Liebespreis zu erringen, und dabei zu unlauteren Mitteln greift; aber schließlich ist doch auch der Untergang des bedenkenlosen Strebers ergreifend. Die Charaktere sind scharf umrissen, die Seelenzustände aufs feinste bloßgelegt. Die Spannungen sind immer durchaus notwendige Folgen der Begebenheiten, wie denn überhaupt die Darstellung ganz und gar wirklichkeitstreu ist; auch die Nebenfiguren sind lebensvoll hingestellt in diesen von Anfang bis zu Ende fesselnden Ausschnitt aus der Welt der Künstler. Hamburger Fremdenblatt.

In Halbleinen
4.– Goldmark

VERLAG ULLSTEIN

ULLSTEIN-BÜCHER

Amor und Psyche

von Ludwig Biro

Dieser kleine Roman aus Siam deutet das geheimnisvolle Märchen von Amor und Psyche um. Es ist das Märchen vom Liebesgott, vom unbekannten Gatten, der im zauberhaften Dunkel der Nacht Psyche beschwört, niemals solle sie ihn zu sehen wünschen, weil dann alles zu Ende sein werde. Es ergeben sich Verwicklungen mit amüsanter Situationskomik, ineinandergefügt und ausgestaltet mit der gewinnenden Klugheit und menschlichen Wahrheit, die Ludwig Biros sichere Erzählungskunst so reizvoll macht

★

Die Inselfalle

von Isabel Ostrander

Isabel Ostrander gehört zu den bekanntesten Schriftstellerinnen der heutigen amerikanischen Belletristik. Auch in diesem Buche zeigt sich ihre fabelnde Phantasie, die selbst dem Abenteuerlichen den Schein des Glaubhaften zu geben weiß, die unterhaltende Kunstfertigkeit, mit der sie das Gebiet der tieferen seelischen Probleme streift, und ein liebenswürdiger Humor noch in der kriminalistischen Spannung

★

Die Brendor A. G.

von Catherina Godwin

Der Mann im Lederanzug, von Abenteuern umwittert, aus unbekannter Vergangenheit heraufgetaucht, ist nicht der Intrigant der alten Schule, wenn er seine Opfer auf rasenden Motoren in den Tod jagt. So vernichtet er den Generaldirektor Brendor und seine Geliebte. Nur Wendulin, der kleine, bescheidene Prokurist, weiß um des Großen dunkle Verbrechen. Auch über ihn, diesen letzten Wissenden und schuldlos Mitschuldigen, gehen eines Nachts die Räder hinweg, die den Gewaltigen über die Erde jagen

JEDER BAND 1.– GOLDMARK

ULLSTEIN-BÜCHER

Der Diener der Verworfenen

von Willy Seidel

Die sengende Sonne Ägyptens lastet auf diesem Roman von Willy Seidel, eine Sonne, die ihre Geschöpfe fast gewaltsam bis in die äußerste Begrenzung treibt, eine Sonne, die nur Superlatives schafft. Mit glänzendem Kolorit schildert der Dichter fremdes, heißes Wunderland. Ein Buch für alle die, die ahnen, daß irgendwo die Welt groß und bunt und voll ungekannter Dinge ist

*

Das Tierchen

von Rudolf Hans Bartsch

Es ist die Geschichte eines leichtfertigen Wiener Mädels, um das sich ein Künstlerpaar bemüht. Meisterhaft sind die Personen geschildert, die spannende Handlung entbehrt nicht eines ernsten Einschlags. Auch dieses Buch des Dichters nimmt einen besonderen Platz ein, ebenso wie die im gleichen Verlage erschienenen Werke „Bittersüße Liebesgeschichten", „Elisabeth Kött" und „Der letzte Student"

*

Die kleine Tutt

von Paul Oskar Höcker

Außergewöhnlich farbenreich und lebendig ist dieses Buch geschrieben, das das Leben der kleinen Tutt, einer Millionenerbin, schildert, die von Holländisch-Indien nach Europa reist, um dort ihr Schicksal zu finden. Selten war Paul Oskar Höcker so freigebig gegen die Hauptpersonen wie in diesem Roman, in dem dem Leser die Naturherrlichkeit der Tropen geschildert wird

---

JEDER BAND 1.– GOLDMARK

ULLSTEIN-BÜCHER

Falk und die Felsen

von A. E. Weirauch

Der Falk und die Felsen, das sind zwei Menschen, die einen schweren Weg haben, bevor die gefeierte Schauspielerin Carla Felsen in tiefster Erkenntnis ihrem gemeinsamen Glück ihr Künstlertum zum Opfer bringt. Anna Elisabeth Weirauch hat mit diesem Roman ein farbenreiches, von feinster Beobachtungsgabe erfülltes Bild entrollt, das die Verhältnisse in der heutigen Bühnenwelt lebenswahr und in großer Innigkeit gestaltet veranschaulicht

*

Der Geldfeind

von Otto Soyka

Ein junger Bankbeamter gelangt auf abenteuerliche Weise zu einer riesigen Summe Geldes, die er in ganz kurzer Zeit mit Hilfe eines wohlorganisierten Straßenjungen-Corps, überall Freude bringend, verwendet. Überaus packend sind die Einzelheiten dieses Buches, durch das ein Hauch glühender Menschenliebe weht

*

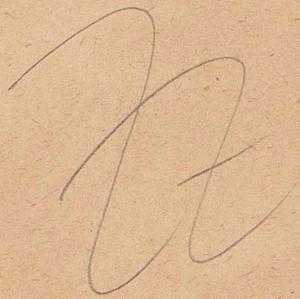
Pauline Farland

von H. v. Kahlenberg

In diesem Buch wird das Problem der künstlichen Verjüngung mit den daraus entstehenden Verwicklungen behandelt. Im Mittelpunkt steht neben der Pauline Farland Mr. Allan Greame, ein reicher Amerikaner, der sie zu seiner Frau macht. Ein Zufall offenbart ihm als Ursache dieser Abwehr das wirkliche Alter, das durch die künstliche Verjüngung verborgen wurde. Die gegenseitige Liebe ist jedoch so stark, daß nur der freiwillige Tod der Pauline Farland nach der Geburt eines Knaben sie zu trennen vermag

JEDER BAND 1.– GOLDMARK

Ullstein Druckerei
Berlin



Freie Universität Berlin
5136763/188

colorchecker CLASSIC

x-rite

mm

Freie Universität Berlin